Th. H. Pantenius

Wilhelm Wolffchild

2. Band

A 44

Wilhelm Wolfschild.

Roman in 2 Bänden

von

Theodor Hermann Pantenius.

Zweiter Band.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1899. 1872 on



Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHEK

Zweiter Teil.

Erstes Kapitel.

Vor Arnims Hotel unter den Linden in Berlin hielt eine lange Reihe von Wagen, und die Schutzleute, die die Ordnung aufrecht erhielten, hatten alle Mühe, ihrer Aufgabe zu genügen; denn außer mit dem aristokratischen Rosselenker, der, an derartige Anfahrten gewöhnt, gleichmütig seinen Halteplatz aufsuchte, hatten sie es auch mit dem Droschkenkutscher zu thun, der seiner Abneigung gegen die Vertreter der Polizei unter der Maske der Ungewandtheit freien Lauf ließ und just dann hielt, wenn er fahren, und dann fuhr, wenn er halten sollte. Außer den Droschken bewiesen auch die zahlreichen Fußgänger, die in das Thor des Hauses einbogen, daß hier nicht eine Privatgesellschaft, sondern ein öffentlicher Ball die Tanzlustigen anlockte. Und so war es auch. Die studierende Jugend hatte heute die Schwestern, Brüder und Eltern um sich versammelt und eilte jetzt von allen Seiten herbei.

Gab es unter den Studenten auch so manchen Elegant mit blasiertem Gesicht und der abgespannten,

nach vorn übergebeugten Haltung des Lebemannes, so war für die Mehrzahl ein solcher Ball doch ein Ereignis, auf das man sich Tage lang vorbereitete, das man mit Herzklopfen erwartete und das man später fleißig mit Bekannten durchsprach und in nach Hause gerichteten Briefen beschrieb. Für nicht wenige war es das erste und letzte Mal, daß sie sich an dem glänzenden Anblick einer zahlreichen Ballgesellschaft aus guter Gesellschaft weiden konnten, und mancher Blick fuhr ängstlich am geliehenen Frack hinunter und bis auf die Stiefelspitzen hinab, um sich zu überzeugen, ob auch alles in Ordnung war.

Der Ball war schon im besten Gange, als eine Gesellschaft junger Leute die Treppe hinaufeilte, die Paletots der Garderoben-Dame zuwarf und sich in den Ballsaal drängte. Es mochten ihrer ein halbes Dutzend sein. Sie waren alle sorgfältig gekleidet und allen hing an einem schwarzen breiten Seidenbande ein in schwarzes Fischbein gefaßtes Lorgnon herab. Als sie sich bis in die erste Reihe gedrängt hatten, nahmen sie ihren Klapphut unter den linken Arm, zogen ihr Taschentuch hervor, putzten mit ihm das Lorgnon und setzten es dann wieder auf. Nachdem sie eine Zeitlang die tanzenden Damen fixiert hatten, warfen sie, wie auf Kommando, die Lorgnons mit einer graziösen Handbewegung wieder ab, so daß sie geöffnet auf ihrer Brust hin und her schwankten, drängten sich wieder durch den Kreis von Herren, die die Thür besetzt hielten, und begaben sich in eins der Nebenzimmer.

„Rhein?“ fragte der eine von ihnen, als sie um einen runden Tisch Platz genommen hatten, indem er das eine Bein über das andere schlug und ungeduldig am Handschuh der rechten Hand zerrte. Er war ein schlanker, hagerer Mann mit hoher Stirn und ungewöhnlich dünnen Lippen.

„Ich bin für Rot, Doktor! Der geht ins Blut.“

Der das sagte, sah nicht aus, als ob er an Blutmangel litt. Er war ein schöner, schlanker Jüngling, blond und mit leuchtenden blauen Augen.

„Es ist heiß,“ meinte ein Dritter. „Ich schlage vor, wir pausieren etwas.“

„Ach was, lari fari! Gegen äußere Hitze ist innere das beste Mittel. Aber gegen den Rotwein bin ich, heute kommt nur Champagner in Frage. Es ist nicht alle Tage Ball.“

„Ruben,“ meinte der Freund des Rheinweins lächelnd, „Champagner ist nicht koscher!“

„Laß deine Witzeleien, Winter, und rufe lieber einen Kellner. Ich bin, weiß Gott, so durstig, wie der reiche Mann im Evangelium.“

„Willi,“ sagte Winter zu dem großen Blonden an seiner Seite, „wie gefallen dir diese Streifzüge ins neue Testament? Der Mensch ist im stande, für ein paar Flaschen Wein seine Medizin an den Nagel zu hängen und Theologe zu werden.“

„Sein Satyrgesicht würde sich auf der Kanzel gut machen.“

„Pah! was wäre dabei! Ich wäre immer noch ein besserer Theologe, als Wolfschild. Junge,“

wandte er sich dann an den Blonden, „fällt es dir nie ein, daß du wirklich zu schade zum Pfaffen bist?“

„Durchaus nicht. Ich hoffe es noch zu erleben, dich unter die christliche Pumpe zu bekommen, und meine Schuld soll es nicht sein, wenn du bei dieser Prozedur nicht ersäufst. Paul und Winter sollen deine Paten sein. Was meinst du, Paul?“

„Ich meine, daß das ein unerquickliches Gespräch ist. Sagt, war der starke Mann mit der goldenen Brille, der eben durchs Zimmer ging, nicht der Doktor Lerche?“

„Ja,“ sagte Steinfelder, „was willst du mit dem Fortschrittspinsel?“

„Ich wollte nur wissen, ob er's war. Ich präge mir gern auch die Gesichtszüge bedeutender Menschen ein.“

„Und den rechnest du zu den bedeutenden Männern,“ rief Steinfelder erstaunt aus.

„Das ist er jedenfalls.“

„Durchaus nicht, durchaus nicht. Schwarz, Schwarz, ich hätte dich nicht für so grün gehalten, in der Fortschrittspartei nach bedeutenden Männern zu suchen. Ei, ei!“ Steinfelder schüttelte bedenklich das wohlgepflegte Köpfchen, indem er mit beiden Händen an seinen Hinterkopf griff, man wußte nicht recht, ob aus Entsetzen über die jugendliche Verirrung Pauls oder um sich von der Integrität seines Scheitels zu überzeugen.

„Und ist schon drei Jahre in Berlin, ei, ei,“ meinte auch Ruben, indem er die ohnehin stark her-

vortretenden Augen aufriß und unruhig auf seinem Stuhl hin- und herrückte.

„Kein Wunder," sagte Winter mit sarkastischem Lächeln. „Bei den Kurländern verschlägt nichts, ihre Landesfarbe ist grün!"

„Grün ist die Farbe der Hoffnung!"

„Ja, Willi, ihr seid hoffnungsvolle Jungen, aber ihr werdet nie etwas anderes, und ein grüner Greis ist ein lächerlicher Anblick."

„Kein Wunder, wenn du recht hättest, Doktor, bist du doch unser Lehrer gewesen."

„Ach ja, Willi! Das war eine schöne Zeit, eine scharmante Zeit! Für eine Zeitlang lebt sich's ja prächtig bei euch Bären. Für die Dauer freilich — brr — —. Ihr steckt denn doch noch ganz in den ersten Anfängen der Kultur. Aber schöne Weiber gibt es bei euch! O, scharmante Weiber! Ihr müßt einmal hinüber nach Kurland, Ruben und Steinfelder. O, ich sage euch, — Weiberchen — so!" — Winter blies über die Fläche der rechten Hand.

„Nur ein bischen strohern, nur ein bischen hölzern."

Paul stand auf und griff nach seinem Hut.

„Wohin willst du?" fragte Wilhelm.

„Etwas in den Ballsaal. Eure Gespräche sind nicht nach meinem Geschmack." Damit ging er.

„Ein merkwürdiger Mensch, der Schwarz," sagte Steinfelder nach einer Pause, während der alle schweigend Paul nachblickten, indem er die Daumen in die Taschen seiner Weste steckte und mit den Händen

auf seiner Brust trommelte. „Ein sehr merkwürdiger, ein sehr auffallender Mensch!"

„Ein sehr origineller Mensch, ein sehr auffallender Mensch," wiederholte Ruben.

„Ihr müßt mit ihm Nachsicht haben," meinte Wilhelm. „Es steckt ein arger Widerspruchsgeist in ihm, darum steift er sich darauf, den Kurländer zu betonen und zu reden, als könnte er sich einmal in der Rolle eines Hahnes auf dem Düngerhaufen wohlfühlen. Im Grunde hängt er nicht weniger an Berlin und denkt mit nicht weniger Schrecken an die junkerbeherrschte Heimat unserer Leiber als ich."

„So ist es recht," rief Winter, indem er seine Hand auf Wilhelms übergeschlagenes Bein legte. „An dir werden wir auch nie zweifeln, aber Paul ist im Grunde eine aristokratische Natur. Ich bin überzeugt, daß er ganz das Zeug dazu hat, einmal ein echter pfäffischer Konservativer zu werden. Du brauchst ihm das nicht wieder zu sagen — siehst du, ich kann ihm das nicht beweisen — aber du wirst noch einmal einsehen, daß ich recht habe. Sprach er es doch neulich ganz unumwunden aus, daß seiner Überzeugung nach die große Mehrheit, und zwar gerade die Tüchtigsten des preußischen Volks, entschieden monarchisch gesinnt seien, ja, daß die ganze heutige Größe Preußens, die künftige Deutschlands, darauf beruhe, daß die altpreußische strenge Zucht, der Geist der Unterordnung, der Geist des Gehorsams mit den parlamentarischen Gelüsten fertig würden. Verlaßt euch darauf, er schlägt noch einmal um.

Ich habe ihn immer mit Mißtrauen beobachtet und ich habe mich überzeugt, daß sein hochmütiges Temperament und seine aristokratischen Neigungen allmählich Herr über ihn werden."

„Da irrst du, Winter. An dem Abend, an den du denkst, redete der Widerspruchsgeist aus ihm. Seine Ansichten sind unsere Ansichten."

„Willi, Willi! Beurteilst du wirklich den Menschen noch nach seinen Ansichten? Glaubst du noch, daß für die Menschen ihre Gedanken maßgebend sind? Aufs Temperament kommt es an. Bist du von Natur ein Aristokrat, so hilft dir kein Studium und kein Verkehr. Der Fuchs läßt wohl die Haare, aber nicht den Balg, die innerste Natur kommt immer wieder zum Vorschein."

„Ich bin weit davon entfernt, die Bedeutung der angeborenen Anlagen zu unterschätzen, aber ich kann darum doch nicht zugeben, daß es in der sittlichen Entwickelung des Einzelnen keinen Fortschritt geben sollte."

„Gewiß gibt es einen Fortschritt, aber nur in der Weise, daß die angeborenen Anlagen sich in der ihnen vorgeschriebenen Richtung fortentwickeln. Der Aristokrat wird mit den Jahren immer thörichter, hölzerner, verhärteter, die edle Natur immer weiter, immer vorurteilsfreier, immer voraussetzungsloser; ein Übergehen aus einer Gattung in die andere kann aber nicht stattfinden."

„Dann wäre ja jede politische Agitation unnütz!"

„Ist sie es denn nicht auch? Ward je ein Aristokrat überzeugt? Hat die größte Beredsamkeit je bewirkt, daß ein Edelmann andere Gedanken hatte, als hochmütige, oder ein Bourgeois andere, als selbstsüchtige? Ich kenne nur eine Agitation, die eine Zukunft hat, die Agitation des Socialismus, die in den Arbeitern das Gefühl ihrer ungeheueren Mehrzahl und dadurch ihrer ungeheueren Überlegenheit erwecken und verhüten will, daß das arme Volk auch noch in Zukunft vermittelst jener Verirrung, die man Bildung, und jener Raubbeute, die man Kapital nennt, ausgebeutet wird. Diese Agitation ist berechtigt, weil sie nicht überzeugen, sondern vernichten will."

„Sie will allerdings ausrotten," wiederholte Steinfelder.

„Ihr scheint mir zu weit zu gehen," meinte Wilhelm. „Niemand kann von der Verdorbenheit der höheren Gesellschaftsschichten mehr überzeugt sein, als ich, niemand kann mit größerer Bestimmtheit glauben, daß das einzige Heilmittel gegen die Übel, an denen unsere Zeit krankt, in der Heranziehung des Volkes, des braven, guten, unverdorbenen Volkes liegt, ich muß aber leugnen, daß das aristokratische Temperament sich in jeder Person findet, die dem Adel oder dem höheren Bürgerstande angehört. Ich selbst z. B. bin, wie ihr mir doch ohne Zweifel zugeben werdet, eine echt liberale Natur, und gehöre doch dem letzteren an. Andererseits kenne ich so manchen Mann aus dem Volke, der ein so starrer Aristokrat ist, wie nur irgend ein Baron."

„Was beweist das, selbst zugegeben, daß du recht hättest? Die Ausnahme bestätigt die Regel, und in politischen Dingen darf man nicht mit dem Einzelnen rechnen; da muß der Gerechte leiden um der vielen Ungerechten willen. Es kommt jetzt vor allem darauf an, dem Volke die Überzeugung beizubringen, daß seine Feinde unverbesserlich sind, daß es einen Vernichtungskampf zu führen hat, wenn es endlich aufatmen will, frei von der Last des Feudalismus, Bureaukratismus, Bourgeoisismus, und wie alle die ‚ismen' heißen, die von seinem Fette zehren und sich mit seinem Marke mästen."

„Ihr wißt," fuhr Winter fort, nachdem er den Kellner herbeigewinkt und Wein bestellt hatte, „daß Schwarz thut, als ob er ein Anhänger des parlamentarischen Systems wäre. Kann das wirklich die Überzeugung eines so scharfen Kopfes sein? Kann er wirklich glauben, daß den 96 Procent Menschheit, die das Volk bilden, damit geholfen wäre, daß nicht mehr einer die Steuern bestimmt, die es ruinieren, sondern dreihundert? Daß jetzt dreihundert Männer die Gesetze verfassen, die die Armen zu Zuchthaus und Schaffot verurteilen, wenn sie, von äußerster Not getrieben, die Habe wieder an sich nehmen, die freche Diebe ihnen stahlen und die sie nun ihr Eigentum nennen? Ist es ein Gewinn fürs Volk, wenn es zur Civilliste noch Diäten bezahlen muß?"

„Nein, so kann kein halbwegs gescheidter Mensch denken," bestätigte Steinfelder.

„Aber haltet ihr denn die Koryphäen der Fort-

schrittspartei nicht für scharfsinnige Köpfe?" fragte Wilhelm.

„Durchaus nicht," entgegnete Winter, „nicht im mindestens. Kann ich einen Gneist, der in seiner Verfassungsgeschichte Englands dem Staatsstreiche, der Säbelherrschaft das Wort redet und in der Praxis doch den Liberalen spielt, scharfsinnig nennen? Ich will ihnen einen gewissen Professorengeist nicht absprechen, aber es ist der Geist, in dem die Professoren nach einem trefflichen Ausdruck Heines, mit ihren Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbau's stopfen. Sie denken eben nicht voraussetzungslos. So ein Mann ist auf dem richtigen Wege, er hat den Punkt gefunden, auf den es ankommt, an dem er nur seinen Hebel einzusetzen braucht, um die Welt der hergebrachten Ansichten und Vorurteile aus den Angeln zu heben, aber es fehlt ihm an Mut und Entschlossenheit. Das dumme: ‚Was wird daraus werden?' lähmt seine Kraft. So in politischen Dingen die Altliberalen, die Fortschrittspartei, so auf religiösem Gebiete die Tübinger, die Heidelberger. Scharfsinn aber ist für mich gleichbedeutend mit rücksichtsloser Logik. Schwarz ist aber in diesem Sinn scharfsinnig; schlägt er einmal um, so wird er in Wissenschaft und Politik auch vor den äußersten Konsequenzen nicht zurückscheuen."

Die Rückkehr Pauls unterbrach das Gespräch.

„Willi," sagte Paul, „ich bringe dir einen Gruß von einer Dame, die dich zu sprechen wünscht. Ich

darf dir aber nicht sagen, um wen es sich handelt, du sollst sie im Ballsaale selbst herausfinden."

„Wer ist es?" fragte Wilhelm neugierig.

„Suche sie selbst," war die Antwort.

Wilhelm erhob sich. Er war sehr bleich geworden und seine Lippen zitterten. Er führte Paul beiseite und fragte mit vor Aufregung bebender Stimme: „Es ist doch nicht etwa Mathilde?"

„Nein," erwiderte Paul lachend, „wie sollte die hierherkommen? Aber eine alte Bekannte ist es."

„Ist es Helene?"

„Getroffen! Sie ist ein wunderschönes Weib geworden; ich hätte sie nie erkannt, wenn sie mich nicht angeredet hätte."

Wilhelm ergriff Hut und Handschuhe und eilte in den Ballsaal.

„Wer ist die Dame?" fragte Winter Paul.

„Deine ehemalige Schülerin, Helene Annenburg, jetzt Frau Justizrat — ja wie heißt sie nur? Sie ist in Bartenberg verheiratet."

„Was, hat sie einen Bürgerlichen geheiratet?"

„Ich glaube, der Herr ist bürgerlich."

„Das hätte ich von der kleinen Person nicht erwartet. Sie krümmte sich, als ob sie einmal ein rechter Haken werden wollte. Wenn sie übrigens auch sonst geworden ist, wie sie zu werden versprach, so möchte ich nicht ihr Mann sein. Die kleine Person hatte den Teufel im Leibe."

„Ja, den Teufel der Lüge," meinte Paul.

„Du warst von jeher ihr Freund nicht und hieltest es mit der Pflegeschwester.“

„Ja. Habt ihr übrigens den neuen Apoll im Museum schon gesehen?“

Wilhelm suchte unterdessen eifrig nach der Jugendfreundin. Er erinnerte sich ihrer mit großer Liebe und hatte für sie das lebhafteste Interesse bewahrt, obgleich er seit vier Jahren nichts von ihr wußte, als daß sie in Bartenberg lebte und dort ein großes Haus machte.

Obgleich Helene schon als Kind eine Schönheit zu werden versprach und Pauls Bemerkung, große Erwartungen in Wilhelm erregt hatte, war er doch überrascht, als er sie in einer auf ihn zukommenden Dame erkannte. Sie war stark brünett, und ihr Körper zeigte die runden, vollen Formen des slavischen Frauentypus. Der sinnliche Eindruck, den die ganze Erscheinung hervorrief, war noch durch das in die ohnehin niedrige Stirn gekämmte Haar und durch eine auffallende, aber geschmackvolle Toilette verstärkt.

„Hier also sehen wir uns wieder, mein mitleidiger Schulkamerad,“ sagte Helene, indem sie ihm ihre lange, füllige Hand reichte und ihn mit bezauberndem Lächeln ansah. „Als ich nach Berlin kam, konnte ich auf diese Freude nicht rechnen.“

„Es ist sehr gütig von Ihnen, gnädige Frau, sich meiner noch so freundlich zu erinnern,“ erwiderte Wilhelm, „ich hatte das nicht zu hoffen gewagt.“

„Lassen Sie doch das ‚gnädige Frau‘, Wilhelm. Ich denke, wir stellen uns wieder auf ‚Wilhelm‘ und

‚Helene'. Aber kommen Sie, wir wollen uns ein stilles Plätzchen suchen, wo wir ungestört plaudern können. Wenigstens den ersten Sturm von Fragen müssen Sie schon heute aushalten."

Als sie in einem Nebenzimmer ein paar Stühle gefunden hatten, musterte Helene Wilhelm vom Kopf bis zu den Füßen.

„Also so sieht mein alter Wilhelm jetzt aus," sagte sie, „ich hätte nie geglaubt, daß aus Ihnen noch einmal ein solcher ‚Löwe' werden würde."

„Dann geht es mir glücklicher als Ihnen, gnädige Frau; ich erwartete schon eine Schönheit zu finden und doch sind meine Erwartungen noch übertroffen worden."

Helene lachte hell auf. „Ei, ei, wie artig, Herr Wolfschild, denn so muß ich Sie ja wohl nennen, da Sie bei der ‚gnädigen Frau' bleiben. Nun, ich kann das Kompliment zurückgeben. Auch Sie können mit Ihrem Exterieure zufrieden sein. Aber nun erzählen Sie: wie geht es Ihren Eltern, wie Gretchen, wie den Langerwalds, den Fuchsbergs? Lebt der alte Voigt noch? Wie geht es der Hofmutter und der alten Lawise, und lebt Pluto noch? Wer hat geheiratet, wer ist gestorben, wer hat Kinder bekommen? Wann waren Sie zuletzt in der Heimat, und warum besuchten Sie auf der Reise nicht uns? Warum haben Sie das überhaupt nicht gethan? Warum haben Sie nicht alle Ihre Ferien bei uns zugebracht, Sie und Paul, der übrigens, beiläufig gesagt, auch ein schmucker Junge geworden ist."

„Sie fragen viel auf einmal, gnädige Frau — Pardon — Helene!“

„O, das thut nichts,“ rief Helene mit nervöser Lebhaftigkeit. „Dafür will ich nun auch aufhören, ganz still sitzen und mir von Ihnen erzählen lassen. „So,“ sagte sie, indem sie die Arme über der Brust kreuzte und Wilhelm mit ihren großen schwarzen Augen voll ansah. „‚Nun kann es losgehen,‘ wie wir früher sagten.“

„Um mit mir anzufangen,“ begann Wilhelm —

„Sie sind, wie ich sehe, ein echter Mann, ein Egoist,“ unterbrach ihn Helene. „Ich will von Ihrem werten Ich gar nichts wissen. Beginnen Sie mit Ihren Eltern.“

„Von ihnen kann ich leider nur nach Briefen berichten, denn —“

„Wie so,“ fiel ihm Helene ins Wort, „wann waren Sie denn zuletzt zu Hause?“

„Vor drei Jahren, ehe ich überhaupt fortging.“

„Und Sie sind die ganze Zeit über nicht daheim gewesen?“

„Nein, ich versprach meinem Vater, erst zurückzukehren, wenn ich meine Studien ganz vollendet habe.“

„Das ist aber doch sehr auffallend. Warum verlangte er denn das?“

„Weil er,“ erwiderte Wilhelm, „fürchtete, daß ein wiederholter Ferienaufenthalt in der Heimat meinen Studien nicht förderlich sein würde. Er meinte auch,“ fuhr Wilhelm mit festerer Stimme fort, „daß ich meine Ferien besser zu Reisen verwende.“

Helene lächelte. „Da wir alte Freunde sind," sagte sie, „müssen Sie es mir nicht übelnehmen, wenn ich Ihnen das nicht recht glaube und meine Vermutungen über den wahren Grund dieses Wunsches habe. Sonst schickt man seine Kinder doch nur auf so lange ins Ausland, wenn über irgend etwas Gras wachsen soll, z. B. über eine Jugendliebe."

Wilhelm merkte, daß Helene ihm auf den Zahn fühlte und hätte viel darum gegeben, in diesem Augenblick nicht zu erröten und nicht verlegen auszusehen. Eben darum errötete er jetzt und sah sehr verlegen aus.

„Ja, ja, Wilhelm, alte Liebe rostet nicht," fuhr Helene lächelnd fort. „Aber das Experiment ist natürlich nicht geglückt, und meine Freundin hält noch immer das Herz gefangen; nicht?"

„Wen meinen Sie, gnädige Frau?" fragte Wilhelm.

Helene lenkte ein. „Sie Glücklicher," sagte sie seufzend. „Ach Wilhelm, es war doch eine schöne, prächtige Zeit, als wir noch in Jakobsburg Spielkameraden waren. Erinnern Sie sich noch an Pauls erstes Debut? Wie er davon lief! Es war köstlich! Mir hat selten etwas so viel Spaß gemacht!"

Wilhelm entsann sich jenes Abends noch sehr wohl. Zumal Mathilde stand deutlich vor seinen Augen, als ein kleines, aber kräftiges Mädchen; das Blut lief ihr über das Gesicht hinab und auch der Kurnikstock, der neben ihr lag, war blutig. Es war ihm, als ob er jetzt wieder diesen blutigen Stock in der Hand

hatte und nach ihr werfen wollte. Er sah unwillkürlich auf seine Hand, aber sie hielt nur ein Lorgnon und war mit einem schneeweißen Handschuh bekleidet.

„Sagen Sie, Wilhelm," fuhr Helene fort, indem sie auf ihr Armband niedersah und mit dem Kettchen, das es verband, spielte, „ist Gretchen noch so fromm?"

„Ich glaube, daß sie jetzt zwar noch ebenso fromm, aber doch weniger exaltiert und intolerant ist. Wenigstens schließe ich das aus ihren Briefen."

„Sind Sie fromm?" fragte Helene und fuhr dann, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: „Nein, nein, Wilhelm, das war eine thörichte Frage, danach sehen Sie nicht aus. Ach, Wilhelm, ich kann die frommen Männer nicht leiden, obgleich es schön, sehr schön sein muß, fromm zu sein."

Helene seufzte. Sie sah Wilhelm dabei an und es schien ihm, als ob ihr Auge feucht wurde.

„Sind Sie nicht glücklich, Helene?" fragte er mit aufrichtigem Mitleid im Ton und im Herzen.

Helene sah einen Augenblick starr vor sich hin, stand aber dann schnell auf, biß sich auf die Unterlippe und schüttelte das Haupt. Gleich darauf aber flog wieder ein leichtes, neckisches Lächeln über ihr Gesicht und sie sah aus wie ein ganz junges Mädchen, als sie sagte:

„Sie werden einmal einen prächtigen Beichtvater abgeben, Wilhelm; mir wenigstens haben Sie immer ins Innerste geschaut und meine tiefsten Gefühle und Gedanken gekannt. Ich lebe jetzt hier in Berlin, wohin mein Mann und ich seit ein paar Wochen

gezogen sind. Wir wohnen Viktoriastraße Nr. 133. Und nun leben Sie wohl, ich muß wieder zu meiner Schwägerin, mit der ich den Ball besuchte. Lassen Sie aber nicht zu lange auf sich warten, Herr Beichtvater, ich habe Ihnen noch viel zu beichten!" fügte sie, mit dem Finger drohend, hinzu, indem sie sich abwandte.

„Nun, wie fandest du sie?" fragte Winter, als Wilhelm zu den Freunden zurückgekehrt war.

„Originell!" war die zerstreute Antwort. —

Zweites Kapitel.

Das Haus Viktoriastraße Nr. 133 wirkte sehr elegant. Es hatte einen hübschen Vorgarten, in den im Sommer die schönsten Treibhausblumen gestellt wurden und den ein stattliches Gitter einfaßte; es hatte ferner eine Vortreppe, die von Epheu übersponnen war, große Spiegelscheiben, Fensterverzierungen aus blankem Messing und ebensolche Thürklinken. Das Treppenhaus war hell und geräumig, die Treppen waren breit und bequem.

Auch die Bewohner waren sehr repräsentable Leute. Parterre wohnte ein Bankier, in der Belletage ein Geheimrat und im zweiten Stock der Justizrat Lamstedt. Als Wilhelm an dem auf den Ball folgenden Tage sich bei Helene anmelden ließ, wurde er sogleich empfangen. Er fand Helene allein. Sie trug ein einfaches, weißes Morgengewand und sah etwas bleich und angegriffen aus.

„Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie Wort gehalten haben, Herr Beichtvater," sagte sie, als sie ihm die Hand reichte. „Nach einem Ball ist man ohnehin immer in reuiger und zerknirschter Stimmung. Wenn

Sie jetzt noch energisch auftreten, so können Sie mich quälen trotz einem Konrad von Marburg."

„Sie sehen nicht aus wie die heilige Elisabeth, Helene!"

„Glauben Sie, daß ich nicht das Zeug zu einer Märtyrerin hätte? Ich meine," fügte sie traurig hinzu, „meine Jugendgeschichte und überhaupt meine bisherigen Lebensschicksale hätten mich dazu einigermaßen vorbereitet."

Wilhelm empfand wieder jenes Gefühl lebhaften Mitgefühls, das er dieser Frau gegenüber immer gehabt hatte.

„Sprechen Sie nicht so, Helene," sagte er. „Sie haben doch eigentlich kein Recht, von einer traurigen Jugend zu sprechen."

„Sie haben recht und ich unrecht," erwiderte Helene, indem sie ihre Wange auf ihre rechte Hand stützte, so daß der lose Ärmel herabfallend ihren weißen Arm halb entblößte. „Sie haben recht. Wer klagt, hat immer unrecht."

Sie sagte auch das mit trauriger Stimme, und ihre Augen schauten sinnend zu Boden. Ihr ganzes Wesen trug so sehr den Ausdruck eines wirklichen Kummers, daß Wilhelm ihr unwillkürlich näher rückte.

„Sind Sie in Ihrer Ehe nicht glücklich, Helene?" fragte er.

Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und schüttelte den Kopf.

„Warum nicht, Helene? Ist Ihr Gatte Ihrer nicht wert?"

„Wilhelm," sagte sie, indem sie mit der rechten Hand ihre Augen überschattete, während die linke mit einer Troddel ihres Kleides spielte, „Sie werden ihn selbst kennen lernen. Er ist ein guter Mensch, d. h. was man so gut nennt, denn er wird ohne besondere Veranlassung nichts Böses thun. Aber, Sie als Theologe müssen den Spruch kennen: ‚O, daß du warm wärest oder kalt! Weil du aber lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde!' — Mein Mann hat mich lieb, so weit er überhaupt lieben kann, aber es pulsiert keine Leidenschaft in seinen Adern. Nie hat ihn ein hohes, stolzes Gefühl begeistert, nie fand der Ruf des Ehrgeizes, der Ruhmbegierde oder auch nur der Habgier in seinem Herzen einen Wiederhall. Gutes Essen und Trinken, das, was er gute Gesellschaft nennt, viel Schlaf und möglichst wenig Anstrengung: das sind so seine Ideale. Mit einem Worte, Wilhelm — er ist ein Plebejer. Wenn ich ihn nicht so verachtete, so müßte ich ihn hassen. Sie werden ihn kennen lernen und seine Witze hören; denken Sie dann daran, wie mir an seiner Seite zu Mute sein muß. Und er könnte es doch zu etwas bringen. Wäre er nicht so träge, so wäre er schon längst Abgeordneter. Ach, Wilhelm," fuhr sie mit leuchtenden Augen und vor Zorn bebender Stimme fort, „ich wünschte, ich wäre der Mann und er das Weib! Wahrhaftig, ich würde nicht ruhen, bis ich mir meinen Platz in der Welt erobert

hätte! Mein Name sollte nicht vergehen, wie ein Tropfen im Meere der Lebenden, mein Nachruhm sollte währen, so lange es Menschen und eine Geschichte gibt! Was gehörte denn schließlich auch dazu? Nichts, als ein hoher Sinn und einer kecker Mut. Was anders hat denn die Louis Blanc, die Raspail, die Blanqui, die Albert unsterblich gemacht?"

„Aber was haben sie erreicht?" fragte Wilhelm.

„Daß sie eben hervortraten, daß man von ihnen sprach, daß man ihre Namen mit Begeisterung nannte, daß man mit ihnen und für sie in den Tod ging. Kennen Sie Lassalle!"

„Ich habe ihn gesehen und reden gehört."

„Und Sie sind sein Anhänger?"

„Mit Leib und Seele!"

„Nun, was hinderte meinen Mann, seine Rolle zu spielen? Wir sind wohlhabend, wozu braucht er dem Staate zu dienen. Ein neues, glückliches Schlagwort und die feste Absicht: es muß gehen — mit meinem Leben bürgte ich ihm für den Erfolg. Alles um uns her schwankt, wie lange währt es, und ein neues, schrecklicheres 1848 ersteht. Nie waren die Verhältnisse auch dem in der Dunkelheit des Privatlebens Geborenen günstiger als jetzt, und ich muß diese Tage an der Seite eines ehrgeizlosen Mannes vertrauern, muß voraussehen, daß kein Mensch der Welt mich davor retten kann, mein Leben lang ‚Frau Justizrätin' zu bleiben. Wilhelm, das ist komisch, und eben deshalb schrecklich!"

Der leidenschaftliche Ausbruch rief in Wilhelm

ein aus Bewunderung, Staunen und Mitleid gemischtes Gefühl hervor. Jung und unerfahren, wie er war, war er sehr geneigt, in dem eben Gehörten den erstickenden Hilferuf einer gefesselten Titanenseele zu vernehmen.

„Helene," sagte er endlich, „Sie setzen mich in das größte Erstaunen; diesen Sinn hätte ich in Ihnen nicht gesucht."

„Glaubten Sie denn, daß ich einen Mann lieben könnte, der nichts hat, als ein hübsches Gesicht und eine hübsche Hand?"

„Zürnen Sie mir, Helene?"

„Nein, gewiß nicht! Was sind denn die meisten Frauen auch anders, als Puppen oder Tiere? Mohammed wußte, was er that, wenn er ihnen die Seele absprach. Und welches Recht habe ich, zu erwarten, daß man mich für anders, für besser hält?"

„Helene," rief Wilhelm, „seien Sie nicht ungerecht gegen Ihr Geschlecht. Von Laura und Beatrice bis zu Frau von Stein, legt eine lange Kette ein glänzendes Zeugnis ab für die unsterbliche Seele der Frau. Als Sie mich gestern abend so freundlich willkommen hießen, da freute es mich nur um der Erinnerung an eine schöne, gemeinsam verlebte Kinderzeit willen. Heute aber glaube ich zu erkennen, daß mir die Vorsehung in Ihnen das Höchste zu geben verspricht, was sie verschenken kann: eine teilnehmende, verständnisvolle Freundin. Meine Bitte ist kühn, aber schenken Sie mir Ihre Freundschaft! Ich schwöre Ihnen,

ich will Ihrer würdig zu werden suchen! Bitte, bitte, Helene, schlagen Sie ein!"

Ein zufriedenes Lächeln spielte um Helenens Lippen, als sie ihre Hand in die seine legte.

„Also auf treue Freundschaft," sagte sie. „Wollen Sie mir helfen, Karls Seele anzuspornen und ihn mit dem Feuer unserer Jugend zu erfüllen? Wollen Sie? O jetzt, da ich einen Bundesgenossen habe, wird es, muß es mir glücken. Wilhelm, wenn es uns gelänge, keine Bitte wäre so kühn, daß ich sie Ihnen abschlagen könnte."

Der Blick, mit dem sie diese Worte begleitete, war so voll, daß Wilhelm in unwillkürlicher Verlegenheit zu Boden sah.

„Aber nun," nahm Helene wieder das Wort, „erzählen Sie mir von sich. Wie haben Sie diese Jahre verlebt? Welche Pläne haben Sie für die Zukunft?"

„Ich habe eine schöne Zeit hinter mir, Helene," begann Wilhelm, „und, wie ich hoffe, eine noch schönere vor mir. Ein interessantes Studium, liebe Freunde, Gesundheit und Frohsinn, und das alles in Berlin. Wie könnte ich von einer solchen Zeit anders, als von einer schönen sprechen? Ich —"

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, aber warum haben Sie Paul nicht mitgebracht?"

„Paul kommt nächstens. Er ist sehr fleißig, wie ich finde, sogar übertrieben fleißig. So ließ er sich denn auch heute nicht bereden, ein, wie ich überzeugt

bin, höchst unwichtiges Kolleg zu versäumen und mitzukommen."

„Bringen Sie ihn doch nächstens mit. Aber sagen Sie doch, um noch bei der Gegenwart zu bleiben, ist Ihnen hier nie eine Frau gefährlich geworden?"

„Nein," sagte Wilhelm, der diesmal besser vorbereitet war, lachend. „Den Berlinerinnen hat Gott versagt, was mir als die schönste Zierde der Frau erscheint: Grazie."

„Ach! und Sie finden, daß die Kurländerinnen graziös sind?"

„Gewiß, Helene, wie könnte ich Ihnen gegenüber anders denken?"

„O pfui, Wilhelm, was sollen diese Redensarten! Ich denke, für die ist zwischen Freunden kein Platz. Ich dachte natürlich nicht an mich bei dieser Frage, sondern an jemand, der — — doch warum soll ich dem Freunde gegenüber ‚Verstecken' spielen, ich dachte an — — Mathilde!"

„An Fräulein Langerwald! Ja, ich finde sie allerdings recht graziös, obgleich sie es noch mehr wäre, wenn die angeerbte Derbheit den Eindruck nicht beeinträchtigte. Aber in der That, die Berliner Damen —"

„Wollen wir noch ein wenig bei den kurischen verweilen. Sie müssen nicht so eilig sein, Wilhelm. Was sagte Mathilde zu meiner Heirat?"

„Sie freute sich aufrichtig über sie und bedauerte

nur, daß sie Ihren Hochzeitstag nicht mit Ihnen verleben konnte."

„Seien Sie aufrichtig, Wilhelm. Spottete sie nicht ein wenig über meine plötzliche Heirat mit dem älteren Manne?"

„Kein Mensch hat ein milderes Urteil als Mathilde," erwiderte Wilhelm lebhaft. „Ich war oft zugegen, wenn sie Sie aufs wärmste verteidigte, und ich habe nie ein unfreundliches Wort über Sie aus ihrem Munde gehört!"

„So, so," frohlockte Helene; „also sie hat mich so oft in Schutz genommen? Gegen wen denn, wenn ich fragen darf? Wer war denn so unbarmherzig, mich Abwesende anzugreifen? Doch nicht etwa Sie, Wilhelm?"

Wilhelm biß sich auf die Lippen. „Nein, ich gewiß nicht," sagte er. „Das wissen Sie so gut wie ich. Sie wissen aber auch, daß Sie nicht nur Freunde in der Heimat zurückließen."

„Leider," sagte Helene lachend. „Sie glauben nicht, wie sehr mich das bekümmert! Aber denken Sie im Ernst daran, einst nach Kurland zurückzukehren? Könnten Sie, nachdem Sie aus dem Borne der deutschen Wissenschaft getrunken und des deutschen Lebens Süßigkeit geschmeckt haben, sich daran genügen lassen, unseren doch ohnehin genug gequälten Bauern die Hölle noch heißer zu machen und ihnen Gehorsam und immer wieder Gehorsam zu kommandieren? Könnte Ihnen je die Gesellschaft der Langerwalds, Fuchsbergs und Annenburgs genügen? — Halten

Sie sich nicht für zu gut dazu, Ihr Leben einmal ‚im Lande' zu verbringen, wo doch, wie ich meine, nicht Platz genug ist, daß ein rechter Mann sich ausstrecken kann, ohne die Decke einzustoßen und frischen Zugwind von West oder Ost hereinzulassen? Den können ja aber die Bewohner nicht vertragen, weil sie alle am Rheuma, und noch dazu an veraltetem, leiden, und weil ihr Haus ein Kartenhaus ist, das in jedem Augenblick zusammenfallen kann. Und das wäre doch ein Unglück, Wilhelm, ein großes Unglück!"

„Nein," sagte Wilhelm, „das ist nicht meine Absicht. Ich will die akademische Laufbahn einschlagen und mir mein Haus in Deutschland bauen."

„Das ist vernünftig! Nur eines will mir nicht gefallen. Weshalb studieren Sie Theologie? Warum nicht Jurisprudenz? Der Jurist hat denn doch eine ganz andere Zukunft als der Theologe."

„Das glaube ich nicht. Ich bin vielmehr der Meinung, daß gerade uns Theologen heute ein weites Feld offen steht. Nur müssen wir es vorurteilsfrei betreten. Noch harrt das Problem: Die Errungenschaften von Anno 1 mit denen von Anno 1789 zu versöhnen, seiner Lösung; noch ist der neue Luther nicht erschienen, der die Kette der symbolischen Bücher bricht, wie der alte Reformator die des Papsttums, und schwerlich wird er dieses Mal in einer Person erscheinen. Die Zeiten, in denen der Geist der Menschheit, der Geist der Freiheit durch Inkarnationen wirkte, sind vorüber. Nicht mehr ein einzelner

erleuchteter Prophet verkündet die Wahrheit, nein, ein ganzes Geschlecht von Gelehrten rückt jetzt in geordneter Schlachtreihe vor, und in seinen Gliedern ist Platz für alle, die Mut und Kraft haben, sich an dem Kampfe zu beteiligen. Unsere, der liberalen Theologen, Aufgabe wird es sein, aus dem Schutte der zusammenstürzenden Mythen die Diamanten reiner Menschlichkeit hervorzuziehen und zu reinigen, damit ihr Licht allem Volke leuchten kann. Wenn wir die Bande sprengen können, in die Fanatiker und Zeloten die Menschen geschlagen haben, so ward uns ein besseres Los als auch dem rüstigsten Juristen, der im Irrgarten der Prozesse und Gesetzbücher Ordnung schafft, dem unermüdlichsten Naturforscher, der die Nebel der Vorurteile durch die frische Luft der Wahrheit zerstreut, dem rücksichtslosesten Geschichtsforscher, der, ohne sich durch das Geschrei um ihn her beirren zu lassen, die trügerische Decke, hinter der man mißliebige Thatsachen verbarg, abreißt; denn dieser aller Arbeit ist Kinderspiel gegen die Reinigung unseres Augiasstalles!"

Die Ankunft des Justizrates unterbrach das Gespräch.

Der Justizrat war von Geburt ein Thüringer und der Sohn eines wohlhabenden Arztes. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt und wurde ein tüchtiger Grieche und Lateiner. Er schwärmte in seinem zwölften Jahre für Schiller und verschlang dessen Werke ebenso, wie er es drei Jahre später mit Goethe machte, um dessen alternde Giganten-

gestalt sich damals alles geistige Interesse konzentrierte. Vor seinem Abgange vom Gymnasium verlobte er sich mit einer Blondine, der Tochter eines Kollegen seines Vaters, die ebenso jung, feurig und unschuldig war, wie er selbst, widmete ihr Gedichte und schwor ihr ewige Treue. Sie erwiederte diese Schwüre und schenkte ihm vor seiner Abreise ein blaues Sammetbändchen, das sie um den Hals getragen hatte.

Auf der Universität war er Burschenschafter, haßte die Tyrannen und ihre Schergen und war überzeugt, daß Deutschlands Herrlichkeit sich auf dem Wege einer Vereinigung sämtlicher Burschenschaften erreichen ließe. Nachdem er aber sein Examen gemacht hatte, gab er diese Vorstellungen auf, machte sich von seiner Geliebten los, wobei es nicht ohne Thränen und neue Gedichte abging, und trat auf den Wunsch seines Vaters in preußische Dienste. Im Jahre 1848 hatte er einen burschenschaftlichen Rückfall, aber der Rausch währte bei ihm nur kurze Zeit, und er schwor nun aller Politik ab.

Er war schon fünfzig Jahre alt, als er Helene kennen lernte und sich in sie verliebte. Sie gab seinen Bewerbungen nach; aber nie waren ein paar Menschen weniger für einander geschaffen, als er und sie. Was er bei seinem Weibe suchte: einen einfachen, häuslichen Sinn, eine heitere Stirn, ein allem Guten offenes Herz, eine allen Bedürftigen offene Hand, das fand er nicht, und was sie von ihrem Manne verlangte: Leidenschaft, Ehrgeiz, Kraft, das konnte er ihr nicht bieten. Fühlten sich auch

beide bitter enttäuscht und in ihren Hoffnungen betrogen, so suchten sie doch aus verschiedenen Gründen einen Bruch zu vermeiden, und kamen stillschweigend überein, sich nicht mehr zu nähern, als es das Zusammenleben unumgänglich mit sich brachte. Er besuchte noch öfter als früher seine Freunde und die Weinstube, und sie ließ sich von den Offizieren der Garnison, wie von den jungen Referendaren und Auskultanten den Hof machen, soweit sie dadurch weder der Ehre ihres Mannes, noch ihrem Rufe zu nahe trat.

Freude an den materiellen Genüssen des Lebens bei ihm, ein kaltes Herz bei ihr, erleichterte ihnen ihre Rolle und machte sie erträglich.

Der Justizrat hieß Wilhelm herzlich willkommen und sie gerieten bald in das lebhafteste Gespräch. „Ich habe heute eine prachtvolle Geschichte erlebt," sagte der Justizrat schließlich, „eine köstliche Geschichte! Sie wird dich auch amüsieren, Helene! Denke dir, heute kommt der Gerichtsdiener Schulze in unser Zimmer — er ist ein kleiner, dicker Kerl mit einem Schmerbauch, einem glattrasierten Gesicht und rot wie ein Puter — und sagt zu Thielemann: ‚Herr Präsident, der Herr Gerichtsrat Schneider sagt, ich sei ein Esel!' Thielemann — kennen Sie Thielemann? Nicht? Nun, Thielemann nimmt eine Prise, klopft ihm dann auf die Schulter und sagt: ‚Müssen den Herrn verklagen, Schulze! Müssen ihn verklagen wegen Ausplauderung eines Amtsgeheimnisses!'" Und der Justizrat wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Köstlich, köstlich! nicht wahr, Herr Wolfschild? Prachtvolles Volk, diese Berliner! Was sie für einen Witz am Leibe haben. Tausend! wo kommen ihnen nur immer dergleichen schnurrige Einfälle! Amtsgeheimnisse! Ist Ihnen so etwas vorgekommen? Es soll ein Amtsgeheimnis sein, daß der Kerl ein Esel ist, Herr Wolfschild! Helene! ein Amtsgeheimnis! Ist das nicht prachtvoll?"

Helene, die Wilhelm unterdessen einen Blick zugeworfen hatte, der sagen sollte: „Verstehst du jetzt, was ich armes Weib erdulden muß?" — zuckte die Achseln und sagte in wegwerfendem Tone:

„Ich begreife nicht, wie dir solche Dinge Spaß machen können. Dergleichen findest du doch in jedem Anekdotenjäger!"

Der Justizrat hörte auf zu lachen, machte ein verdrießliches Gesicht und wollte unfreundlich antworten, besann sich aber auf Wilhelms Gegenwart und sagte, den Berliner Volksjargon kopierend, trocken: „Nicht, nicht, Madamchen. Es zwingt Sie ja kein Mensch zum Lachen! — Sind Sie auch kein Freund des Humors?" wandte er sich dann an Wilhelm.

Wilhelm versicherte natürlich, daß er ein Freund von jeder Art Witz sei, und daß der Berliner Volkswitz es ihm ganz besonders angethan habe. Er erzählte dann seinerseits einige sogenannte Kalauer und gewann damit das ganze Herz des wieder fröhlich gestimmten alten Herrn, mit dem er jetzt allein blieb, da Helene sich umkleiden ging.

Als sie nach einer Weile zurückkehrte, hörte sie, wie ihr Gatte zu Wilhelm sagte: „Wahrhaftig, ich glaubte, die Kurländer hätten überhaupt keinen Sinn für eine lustige Schnurre und ein gutes Glas Wein. Freut mich, daß ich mich geirrt habe, freut mich wahrhaftig! Ihre Geschichten sind köstlich. Nun, und der alte Herr von M . . . .? Lebt er noch? Wie?"

Als Wilhelm, der, der freundlichen Aufforderung des Justizrats Folge leistend, bei Helene diniert hatte, sich abends empfahl, wurde seine Brust von sehr verschiedenen Gefühlen bewegt. Er hätte sich gern an der alten Gespielin und neuen Freundin so recht von Herzen erfreut, aber ein unbestimmtes Gefühl warnte ihn vor ihr. Auch konnte er ihr Los nicht für ein so trauriges halten, wie sie wünschte. Als er nach Hause ging, waren die Straßen wie ausgekehrt, und ein heftiger Wind trieb sein wildes Spiel mit den Gasflämmchen der Laternen, den Schildern und Handwerkszeichen an den Häusern. Seine Gedanken aber waren in der Heimat, wo eine laue Sommernacht ewig umgab Mon repos, den Tierpark und seine schöne Herrin.

Drittes Kapitel.

Die helle Frühlingssonne des Nordens lachte über Berlin, als die beiden Freunde vor drei Jahren in die Hauptstadt Preußens einfuhren. Es war noch früh im Jahr, die Linden zeigten noch keine Blätter, der Wind blies noch kalt von Norden her, und der Winter schien das Feld noch nicht ganz geräumt zu haben. Aber daß er hier nicht mehr ein so grimmiger Geselle war, wie in Kurland, das zeigte doch der erste Blick auf die leichte Kleidung der sich drängenden Menge. Als Wilhelm und Paul im Hotel ihre Pelze abgelegt hatten und dann, des erreichten Reisezieles froh, behaglich Arm in Arm durch die Straßen schritten, drückte Paul des Freundes Arm fester und sprach fröhlich: „Es ist eine schöne Luft hier; nicht so rauh wie bei uns und doch frisch und frei!"

Am folgenden Tage trennten sich die Freunde nach der Immatrikulation, und jeder suchte den Dekan seiner Fakultät auf. — Nachdem Paul geschellt hatte, wurde die Thür geöffnet und er stand vor einer höchst merkwürdigen Erscheinung. Der

Mann, der vor ihm stand, mochte nicht viel über vier Fuß hoch sein. Eine große, stark gekrümmte, blaurote Nase, kleine, grüne Äuglein und struppiges Haar gaben ihm das Aussehen eines Gnoms aus einem alten Märchen. Das Männchen trug einen langen, grünen, bis auf die Kniee herabreichenden Rock mit weitabstehenden Klappen an der Seite, graue Beinkleider und ein Paar Morgenschuhe, die auf rotem Grunde schwarze Schornsteinfeger zierten.

„Was wünschen Sie von mir?" fragte das Männchen mit zischender Stimme.

„Ich wünsche den Herrn Professor zu sprechen."

„Ich bin der Professor. Treten Sie näher!"

Verwundert und ergötzt folgte Paul dem langsam voranschlürfenden Professor in ein großes Gemach, das wie eine Leihbibliothek aussah, und nahm, nachdem der Professor ein paar Folianten ohne Umstände von einem kleinen, mit schwarzem Wachstuch überzogenen Sofa auf den Fußboden geworfen hatte, neben ihm Platz.

Der Professor warf einen Blick in Pauls Papiere und rief dann mit derselben zischenden Stimme: „Seien Sie mir herzlich willkommen, sehr, sehr willkommen. Also Sie wollten sich nicht mit Dorpat begnügen? Nun, Dorpat ist gewiß eine brave, wackere Hochschule, aber wissen Sie, sie leidet für eine deutsche Hochschule an einem großen Übelstande, einem sehr großen Übelstande."

Der Professor hielt inne und sah Paul so verschmitzt und launig an, daß dieser unwillkürlich lachen mußte.

„An welchem?“ fragte er.

„Daran, daß sie nicht in Deutschland liegt! — Lachen Sie nicht, ich meine das ernsthaft. Ich weiß wohl, in Dorpat wird mit deutscher Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit gelehrt und gelernt — die Dorpater Dissertationen erfreuen sich eines guten Rufes, — aber sehen Sie — das Lehren und das Lernen allein thut's noch nicht. Darum war es, meine ich, gut für Ihre Provinzen, daß früher alle Balten in Deutschland studierten. Es ging euch da, wie dem Antäos. Wenn ihr den mütterlichen Boden berührt hattet, waret ihr unüberwindlich! Und, ich kenne euch, ihr habt das nötig! Ihr seid eine leichte, windige Art und dem Wohlleben ergeben; euch thut daher die peinliche deutsche Schule doppelt und dreifach gut. Ich habe meiner Zeit viele liebe Kommilitonen unter den Livländern gehabt. Es waren das Prachtburschen, sechs Fuß hoch, nicht solche Knirpse wie ich, und es fehlte ihnen auch nicht an geistigen Gaben. Aber sehen Sie, Herr Schwarz, es kam wenig dabei heraus. So im großen arbeiten, als fleißige Dilettanten den Rahm abschöpfen von der Wissenschaft, ja, da waren sie dabei; — das bißchen gewonnene Edelmetall als blanke Scheidemünze unter die Leute zu bringen — darin waren sie Meister; aber wo es auf Bergmannsarbeit ankam, wo es galt, selbst hinabzusteigen in die Stollen der Wissenschaft, dem freien Sonnenlicht, vielleicht auf lange Monde, um spärlicher Ausbeute willen zu entsagen, wo es dem Kleinkram galt und der Handlangerarbeit —

da versagten sie den Dienst, wollten sich nicht bescheiden ins stolze, deutsche Gelehrtenlos, schalten uns Pedanten und Bücherwürmer. Und ich fürchte, Herr Schwarz, Sie denken vielleicht ebenso, wie damals wahrscheinlich Ihr Herr Großvater dachte, und das möchte ich Ihnen gern gleich bei Anfang Ihrer gelehrten Laufbahn austreiben! — In der Wissenschaft ist nichts klein, in der Wissenschaft gibt es keine Pedanterie; gerade heraus, wer in der Wissenschaft kein Pedant ist, der ist ein wissenschaftlicher Lump, er mag im bürgerlichen Leben so brav und so geistreich sein, wie einer. Wer Staub scheut, soll in keine Bibliothek gehen, und wer keine Geduld hat, soll kein Studium ergreifen. Noch eins — für das nächste Triennium legen Sie den Geist beiseite! Sehen Sie mich nicht so verwundert an, ich meine das Geistreichsein. Nehmen Sie es als Doktor wieder auf, wenn Sie wollen, dann wird es nicht allzuviel Schaden mehr anrichten, aber jetzt machen Sie es wie einer, der Lehrling wird — nun, meinetwegen beim Essenkehrer, ziehen Sie den Gesellschaftsrock aus, hängen Sie ihn für die nächsten drei Jahre in den Spind und ziehen Sie die graue Arbeitsjacke an. Des Arbeitsstaubes braucht man sich nicht zu schämen. So, und nun Gott befohlen und auf Wiedersehen! Sie finden mich an jedem Freitag abend zu Hause!" — Der Professor reichte Paul die Hand, und dieser ging. Als er die Treppe schon hinabgestiegen war, rief ihn der Professor, der ihm

auf die Flur nacheilte, noch einmal zurück und rief ihm zu:

„Ich wollte Ihnen noch etwas sagen, Herr Schwarz! Ihre Landsleute in Göttingen aßen merkwürdig viel Kuchen! Ich habe immer mein blaues Wunder daran gehabt. Adieu!"

Und als Paul schon auf der Straße war, klirrte über ihm ein Fenster und die zischende Stimme des Professors rief wieder: „Kümmern Sie sich ja nicht um die Politik!" Ehe er noch Zeit hatte nach oben zu blicken, war das rote Gesicht mit den zwinkernden Äuglein und der gewaltigen Nase schon wieder aus dem Fenster verschwunden. Paul ging nachdenklich nach Hause. Die Worte des Männchens hatten ihn angesprochen und es that ihm wohl, daß der in seiner Wissenschaft so hochberühmte Mann so herzlich zu ihm geredet hatte.

„An Arbeitslust soll es nicht fehlen, Herr Professor," dachte er und dehnte seine starke Brust, „und den Gesellschaftsrock und die Kuchen will ich gern missen. Ich bin ein Kind der Arbeit, Schwarzbrot ist mir gewohnter als Kuchen, und wenn es dabei Arbeitsstaub setzt auf Gesicht und Hände, so will ich die Augen darum nicht niederschlagen!" — Warum aber hatte ihn der Professor vor der Politik gewarnt? Paul lächelte. „Das ist ja eben die Achillesverse des deutschen Gelehrtentums," dachte er, „daß es nicht im praktischen Leben steht und darum nur zu oft vergißt, daß das in der trüben Luft der unterirdischen Stollen gewonnene Metall nicht dazu

da ist, um in verschlossenen Museen aufbewahrt zu werden, sondern daß es hinaus muß in die weite Welt, wenn auch nicht als Scheidemünze, so doch als vollwichtiges Goldstück!"

Auf den Bürgersteigen drängte sich, durch das schöne Wetter aus den Häusern gelockt, die Menge; auf den Straßen wogte das rege Treiben der Weltstadt, und was das Schönste war, überall erklang die deutsche Sprache. Nicht nur das Dandypaar, das vor Paul einherschlenderte, sprach deutsch, nicht nur die Dame vor dem Schaufenster des Buchhändlers wies ihre Freundin neben ihr in deutscher Sprache auf ein Bild hin — das konnte Paul auch zu Hause haben, aber auch die Lieutenants, die sporenklirrend hinter ihm herkamen, schnarrten in deutscher Sprache, die Tagelöhner an den Straßenecken plauderten deutsch, der Kutscher dort vor dem Rollwagen rief seinen Pferden auf gut deutsch zu und sie schienen ihn zu verstehen. Seltsam! bei uns verstanden die Tiere, zumal die Pferde, doch nur lettisch und russisch! Paul war zu Mute, als sei er der Prinz im Märchen, den der Vater, um ihn den Nachstellungen der bösen Fee zu entziehen, schon als zarten Säugling ins ferne Morgenland geschickt hatte, und der nun, zurückgekehrt ins Vaterland, unerkannt unter den Landsleuten wandelte. Nur Frau Sonne erkannte ihn und lächelte ihm freudestrahlend zu, und Base Linde erzählte es ihrem Mühmchen, dem Fräulein Kastanie, und beide nicken voll Verständnis und weihten den Ahorn ein ins Geheimnis, — die dummen

Menschen aber gingen ahnungslos an dem Prinzen vorüber und ahnten nicht, wie sehr er sich darüber freute, daß er die Heimat wiedergefunden hatte.

Paul fand Wilhelm in der gestern gemieteten Wohnung noch nicht vor. Das neue Heim bestand aus ein paar geräumigen, hübsch möblierten Zimmern, und sah so schmuck und blank aus, als hätte der Tapezierer eben erst die Hand über dem Trinkgeld geschlossen, und als hätten die stämmigen Tischlerburschen eben erst den letzten Stuhl hingestellt und sich empfohlen. Die Wirtin, eine gut aussehende Frau, trat herein, fragte, ob der Herr einen Wunsch habe und machte sich im Zimmer zu schaffen. Als Paul, dadurch aufmerksam gemacht, sich umsah, gewahrte er ein paar schöne, blühende Rosenstöcke auf dem Fenstersims. Die Frau erzählte ihm auf sein Befragen, daß sie einen einzigen Sohn habe; der sei Schreiner und weile augenblicklich weit unten in der Walachei, in Bukarest oder sonst wo. Sie und ihr Mann hätten ihm das Reisen vergeblich auszureden gesucht, er sei von unwiderstehlicher Wanderlust ergriffen worden und habe sich durchaus in der weiten Welt umthun müssen. Sie hätten ihn nun bereden wollen, wenigstens in der Mark zu bleiben, oder, wenn ihm das nicht genügte, sich an den Sachsen genug sein zu lassen, denn das wären sehr brave Leute; aber er habe behauptet, er müsse durchaus zu den Polacken, und da hätten sie sich denn schon fügen müssen. Sie könnten es aber oft kaum aushalten vor Sehnsucht. Wie nun die jungen Herren

bei ihr eingezogen seien, da habe sie gedacht, daß sie ja auch in der Fremde wären, und ihre Mütter säßen daheim, sehnten sich nach ihnen und dächten: „Die armen Jungen haben gewiß niemand, der sich in der Fremde ihrer annimmt und darauf sieht, daß es in ihrem Zimmer sauber aussieht, und ihnen Wäsche und Strümpfe in Ordnung hält.“ Da habe sie gedacht, daß ihr der liebe Herrgott die Herren als einen Ersatz für ihren Sohn geschickt habe. Da dieser Blumen, und besonders die Rosen, sehr liebte, habe sie gemeint, sie dürfe ein paar Stöcke, deren sie immer noch ein Dutzend habe, wohl hier hereinstellen, und die Herren würden das nicht unbescheiden finden.

Paul war in der Stimmung, in der solch ein kleines Erlebnis uns sehr erregt. So, mit blühenden Rosen, hatte ihn sein Mütterchen oft empfangen, wenn er nach der Schulzeit ins Haus am Jakobsburger Markt heimkehrte. Seiner Mutter treue, blaue Augen sahen ihn auch aus den Augen der wildfremden Frau in Berlin an, und wie seiner Mutter Worte klang ihm, was sie sagte, nur viel, viel redefertiger. Er wußte, wie es Frau Dorothea freuen würde, wenn er ihr von dieser Berliner Mutter schrieb. Er erzählte daher der Berlinerin von der Kurländerin und schrieb dann der Kurländerin von der Berlinerin, und wußte nun, wie über wohl zweihundert Meilen weit hin zwei Herzen sich in innigem Verstehen grüßen und sich lieb gewinnen würden. Und so warm sind die Strahlen der Liebe, daß, wo

zwei Menschen sich lieb haben, es auch dem dritten, der dabei steht und zusieht, warm und wohl ums Herz wird.

Bald kehrte auch Wilhelm zurück, und die Freunde erzählten einander von ihren Erlebnissen. Paul entwarf eine humoristische Schilderung von dem Äußeren des Professor Fliederbusch, und auch Wilhelm hatte allerlei Heiteres gesehen. Die neue Heimat bot viel Neues und Reizvolles.

„Wie geht es, ihr Herren? Erkennt ihr mich noch?" — Mit diesen Worten trat, etwa eine Woche nachdem die jungen Leute in Berlin eingetroffen waren, Winter in ihr Zimmer, schloß sie abwechselnd in seine Arme und schüttelte ihnen die Rechte. Sie erkannten ihn gleich. Elegant gekleidet, glatt rasiert, tadellos frisiert, die Stirne hoch, die Lippen schmal wie Messerklingen, so lebte er in der Erinnerung der Jünglinge, so stand er jetzt wieder vor ihnen.

„Ich freue mich herzlich, euch wiederzusehen! Wahrhaftig, ich habe mich lange nicht so gefreut! Ihr wißt, Freude empfinden ist sonst meine Sache nicht, aber ich habe mich wirklich sehr gefreut, als ich euere Namen im neuen Studentenverzeichnis las. Mein alter Wilhelm! Mein lieber Paul! Wie geht es den lieben Euerigen? Deiner lieben Frau Mutter, Paul? Deinem lieben, prächtigen Vater, Wilhelm? Ist dein Fräulein Schwester verheiratet? Noch nicht? Nun, gut Ding will Weile haben! Es ist prächtig, daß ihr hier seid! Nun wollen wir aber auch treu zusammenhalten!"

„Das wollen wir," sagte Wilhelm, dessen Herz beim Wiedersehen mit dem einst so geliebten Lehrer, der ihm auch jetzt wieder so herzlich entgegenkam, in Freude schwoll, „das wollen wir. Und was kann das für ein prächtiges Zusammenleben werden, hier in dem schönen Berlin!"

Winter machte ein finsteres Gesicht. „Nun," sagte er, zu Paul gewandt, „ich will euch euere Illusionen nicht nehmen, beileibe nicht, aber sehr schön ist es hier eben nicht. Es muß hier alles, alles anders werden!"

„Was soll anders werden?" fragte Paul.

„Alles, alles, in des Wortes verwegenster Bedeutung. Hier, wie überall in Europa, ist ja leider alles überlebt, morsch und faul. Aber schon werden in Paris die Äxte geschliffen, mit denen der Baum der Vorurteile umgehauen werden wird, und mancher kräftige Arm wartet auch bei uns nur auf das Signal der Weltstadt, um zum Kampfe vorzugehen. Und diesmal wird es blutiger hergehen als 1848. Ich glaube, ihr kommt eben noch zu rechter Zeit, um in die Reihen der Kämpfer zu treten." So sprach Winter jetzt und in diesem Sinne machte er auch später seinen Einfluß auf die jungen Leute geltend.

Er machte sie auch mit seinem Kreise bekannt, den Herren Ruben, Steinfelder und anderen und war ihnen auch in Beziehung auf die Genüsse der Hauptstadt ein ebenso erfahrener wie liebenswürdiger Führer.

Er selbst war immer bei Laune, elegant, reichlich mit Geldmitteln versehen. Letzteres war den jungen Leuten unerklärlich, bis er sie einmal über seine Erwerbsquellen unterrichtete. Er war Korrespondent vieler Provinzialzeitungen und seine Korrespondenzen wurden gern gelesen und gut honoriert. Seine Freunde, meist junge Ärzte, erkannten seine Überlegenheit gern und willig an, und begrüßten in den wohlhabenden, lebhaften und begabten Kurländern einen willkommenen Zuwachs für ihre Geselligkeit. Sie hielten es in kirchlichen Dingen mit dem: „écrasez l'infame!" und in politischen mit dem Radikalismus. Ihr Standpunkt war der vollständiger Überlegenheit: Sprach man von der Dynastie und ihren Verdiensten um das Land — so lächelten sie; von der Bedeutung des Protestantismus für die Kultur — so lächelten sie; von Deutschlands Aufgaben, — so lächelten sie; von der Kirche — sie lächelten; vom Adel — sie lächelten; vom Heer — sie lächelten; von der Volksschule — sie lächelten; vom Fortschritt, vom Budget, vom Landtage — sie lächelten! — Alle diese Dinge waren überwundene Standpunkte! War von dem Übermute eines einzelnen Edelmannes, oder von der Brutalität einer trunkenen Volksmenge die Rede, so zuckten sie die Achseln und sagten: „Um so besser!" — Fragte man, was sie damit meinten, so war die Antwort: „Dadurch werden dem Volke die Augen um so früher aufgehen!" — Worüber? „Über die verrotteten Zustände!" — Wurde die Frage aufgeworfen, was denn an deren Stelle treten solle, so

hieß es: „Die vereinigten Staaten von Europa!" — Auf diese Republiken in partibus ließen sie dann geistreiche Schlaglichter fallen. — In sittlicher Beziehung galt ihnen als maßgebender Grundsatz, daß jedes einzelnen wohlverstandener Vorteil auch zugleich immer der Vorteil des Ganzen sei. — Sie zweifelten natürlich nicht daran, daß sie persönlich im Besitze des richtigen Verständnisses waren.

Paul und Wilhelm stellten sich sehr verschieden zu diesem Kreise, je nach ihrer Lage und ihrem Charakter. Paul hatte Langerwalds freundliches Anerbieten angenommen, aber er empfand es doch als eine schwere Last, daß er von fremder Leute Geld leben mußte. Bei seinem energischen Charakter machte ihn dieser Umstand unermüdlich fleißig. Überdies zog ihn die Jurisprudenz in hohem Grade an. Er beschäftigte sich nicht nur mit Lust und Liebe wissenschaftlich, sondern sah sich auch fleißig im Leben um. Das war nun das sicherste Präservativ gegen die Anschauungen des Kreises, in den er durch die Verhältnisse geraten war; denn wer wirklich arbeitet und ein positives Ziel vor Augen hat, der wird mit dem Verneinen früher oder später fertig, sucht und findet einen Boden, der fest und sicher ist, und richtet sich auf ihm häuslich ein.

Wenn Paul jetzt noch in diesem Kreise, von dem ihn doch schon eine tiefe Kluft trennte, verkehrte, so geschah das teils aus Gewohnheit, teils aus Anhänglichkeit an Wilhelm, an dessen Zukunft er nur mit lebhafter Sorge denken konnte.

Wilhelm, den sein Vater absichtlich wirtschaftlich so gut gestellt hatte, wie seine Verhältnisse es ihm irgend erlaubten, entbehrte jedes äußeren Zwanges. Wenn ihn sein Studium langweilte und er es links liegen ließ, so beruhigte er sich durch die Erwägung: „Was thut's, ob ich ein Jahr früher oder später fertig bin. So reiche Gelegenheit, mich nach allen Seiten auszubilden, wie hier, habe ich zu Hause doch nicht!" Er dachte überhaupt wenig an die Zukunft, so viel er auch von ihr träumte. War auch seine Natur zu frisch und kräftig, um wirklich blasiert zu sein, so blieb die Gewohnheit, den Blasierten zu spielen, doch nicht ohne Einfluß auf ihn. Dazu entsprach das müßige Leben, das er führte, manchen Seiten seiner Natur, und die Ansichten, die er in sich aufnahm, reizten überdies den mächtigsten Trieb in ihm: seine Phantasie. — Wenn er mit geschlossenen Augen müßig auf dem Sofa lag, träumte er ihn berauschende Träume: In Jakobsburg gab es keinen Fleckenvorsteher mehr und keinen Büttel, keinen Bürger und keinen Knecht. — Die großen Güter in der Umgegend waren in lauter kleine Parzellen zerstückelt und alle hatten gleich viel Land. Alle waren jetzt gut und liebenswürdig, höflich und tüchtig. Streit kam nicht vor; denn alle waren ja gleich gebildet und gleich glücklich. Wenn alle diese Glücklichen ihn und Mathilde besonders ehrten und liebten und sich zumeist an sie um Rat und Hilfe wandten, so geschah das, weil sie unter den Guten die Besten und Edelsten waren. Er hätte das Fleckchen, auf dem

sein Häuschen stand, genau bezeichnen können; er sah es deutlich im Schein der untergehenden Sonne vor sich liegen, während er abends, müde von des Tages harter Arbeit, heimkam. Rechts von der Thür stand eine rot und weiß gefleckte Kuh und trank aus einem Eimer, vor ihr aber lag Pluto neben der Bank, auf der Mathilde auf Wilhelm wartete.

So spielte er, ein großes, gutmütiges Kind, mit dem Feuer.

Viertes Kapitel.

Seit dem Tage, der auf den Universitätsball folgte, war Wilhelm oft in dem Hause Viktoriastraße Nr. 133. Während er die Abende mit dem Justizrate bei einer Flasche guten Weins verplauderte, war er am Vormittage allein mit Helene. Zwischen ihm und dem Justizrat bildete sich bald jenes Band, das lebenslustige alte Herren nicht selten mit munteren jungen Leuten verbindet, ein Band aufrichtiger Zuneigung, das aber, weil es seine Entstehung nicht dem Mitteilen von der einen, dem Empfangen von der anderen Seite, der Hoffnung hier, der Verehrung dort, verdankt, — wenig haltbar ist. Es that Wilhelm im Grunde wohl, sich wieder einmal, fern von Winter, in einem Kreise zu bewegen, aus dem politische und sociale Fragen grundsätzlich verbannt waren, in dem man sich darin gefiel, den Ernst des Lebens zugleich mit dem Amtsgewande auszuziehen und sich an harmlosem Witz und mehr oder weniger geistreichen Neckereien zu erfreuen. Einen solchen Kreis hatte der Justizrat noch von der Zeit her, als er in

Berlin auskultierte, und Wilhelm wurde von ihm freundlich aufgenommen.

Der Verkehr zwischen Wilhelm und Helene trug einen ganz anderen Charakter. Nur höchst selten und nur ganz nebenbei gedachten sie des täglichen Lebens, ihr Gespräch nahm immer einen hohen Flug, berührte nur das Große, die ewigen Probleme der Menschheit, oder die Aufgaben der Zeit. Helene sprach selbst hübsch, verstand es aber auch gut zuzuhören.

In der ersten Zeit ging Wilhelm zuweilen der Gedanke durch den Kopf, ob nicht am Ende dieses Verhältnis seinem Herzen und seiner Ehre Gefahr bringen könnte; aber er war von der Unerschütterlichkeit seiner Liebe zu Mathilde fest überzeugt, und Helene gab sich überdies ganz als seine Freundin. So mußte er selbst über seine Besorgnis lachen, aber er empfand zugleich doch ein gewisses Mißbehagen. Es war doch eigentlich unnatürlich, daß für eine Frau in ihrer Lage, die jung, schön, leidenschaftlich, und unglücklich verheiratet war, ein Freundschaftsverhältnis zu einem schönen und geistvollen jungen Manne so ganz ungefährlich erscheinen konnte.

Nach einiger Zeit schien ihr Verhältnis zu erkalten, obgleich Wilhelm nicht ergründen konnte aus welchem Grunde. Helene entfremdete sich ihm aber täglich mehr. Es kam vor, daß er sie am Vormittage nicht zu Hause oder daß er eine Dame bei ihr fand, und am Abend rief sie wohl gar ihren

Mann unter einem nichtigen Vorwande herbei und setzte sich, wie Schutz suchend, neben ihn.

Sie wurde überhaupt freundlicher gegen den Justizrat, lachte über seine Scherze und bat ihn wohl, sie abends ins Theater zu begleiten. Fragte Wilhelm sie nach der Ursache ihres veränderten Wesens, so leugnete sie die Thatsache, um sie, womöglich noch in demselben Augenblick, recht hervortreten zu lassen. Oder sie biß sich auf die Unterlippe, sah starr vor sich nieder, schüttelte dann wie in Gedanken den Kopf, sprang plötzlich auf und eilte davon.

„Was steht nur zwischen uns?" dachte Wilhelm.

Als in den ersten Frühlingstagen eine Landpartie geplant wurde, nahm er sich fest vor, entweder eine Aufklärung zu erhalten oder einem Freundschaftsverhältnisse zu entsagen, das, wie es seinem beleidigten Stolz erschien, nur einer Laune seine Entstehung verdankte. Um aber Helene zuvor zu zeigen, was sie eventuell zu erwarten hatte, blieb er während der letzten Tage vor dem Ausflug aus. Er hoffte, brieflich über die Ursache seines Ausbleibens befragt zu werden, aber Helene ließ nichts von sich hören. Er dachte nun daran, ganz von der Partie fortzubleiben, da sie aber ein Alleinsein mit ihm in den letzten Wochen sorgfältig vermieden hatte, mußte er fürchten, am Ende gar keine Gelegenheit mehr zu einer Aussprache zu finden. Und das war ein ihm ganz unerträglicher Gedanke. Nicht, wie er selbst meinte, wegen seiner Anhänglichkeit an die Freundin,

sondern weil er den Anlaß zu ihrem Benehmen durchaus kennen lernen wollte.

Das schönste Frühlingswetter lachte über Berlin, als er sich zu Helene begab. Paul, der sie überhaupt nur selten besucht hatte und zu der Partie nicht aufgefordert worden war, hatte ihn mit den Worten entlassen: „Übrigens scheint sie mir ein leichtsinniges und unnatürliches Weib, oder mit dem König Salomo zu reden: „eine Sau mit einem güldenen Haarband zu sein!" und ihn durch diese Rücksichtslosigkeit, wie schon oft, nicht wenig geärgert. „Er kann nicht recht haben," dachte er, während er durch den Tiergarten fuhr. „Es kann unmöglich nur ein flüchtiger Einfall von ihr gewesen sein, sich mit mir zu einer wahrhaften Freundschaft zu verbinden. Wäre sie eine Kokette, so hätte sie meine Liebe zu gewinnen gesucht. Ich muß eine Seite in ihr berührt haben, die ihr wehe that, muß sie unwissentlich beleidigt haben. Aber wodurch? Wodurch? Und wie kann sie nur gegen ihren Mann, der doch so unendlich tief unter ihr steht, den sie selbst so sehr verachtet, so freundlich sein! Neulich bat sie ihn, während sie für mich nichts hatte, als Entzücken über Hendrichs in ‚Ein Glas Wasser' und über Gersons neueste Stoffe, ihr die Ursache des amerikanischen Bürgerkrieges auseinander zu setzen. Und als der platte Bursche ihr sagte, er sei entstanden wegen des Zuckers, nach dem der Norden naschhaft verlangte, konnte sie darüber lachen."

Die Gesellschaft war, als Wilhelm eintrat, schon

Ex bibl. univ. Tart.

versammelt und zur Abfahrt bereit. Helene fragte auch jetzt mit keinem Worte nach der Ursache seines langen Ausbleibens. Während der Justizrat ihn mit den Worten begrüßte: „Wo Tausend haben Sie denn so lange gesteckt? Sie sind ja wenigstens acht Tage nicht bei uns gewesen," wandte sie sich gleichgültig ab und unterhielt sich lebhaft mit einem Gardelieutenant, den Wilhelm zum erstenmal in diesem Kreise sah, und der ihm bald als Lieutenant von Bungerow von einem Garderegiment vorgestellt wurde.

Wilhelm hatte gehofft, mit dem Justizrat und Helene zu fahren. Auch der Justizrat schien das für selbstverständlich zu halten und forderte Wilhelm eben auf, Platz zu nehmen, als Helene ihn unterbrach: „Pardon, Herr Wolfschild," sagte sie, „da Sie aber so lange nichts von sich hören ließen und auch heute erst so spät kamen, fürchtete ich, Sie würden überhaupt nicht von der Partie sein, und forderte Herrn von Bungerow und Doktor Perlen auf, mit uns zu fahren."

„Kommen Sie hierher, hier zu uns, wir haben noch Platz," rief es von verschiedenen Seiten, und Wilhelm, der im aufwallenden Zorn in den ersten besten Wagen stieg, sah sich bald vis-à-vis einer Frau Geheimrätin und ihrer liebenswürdigen Tochter und neben dem Geheimrat, einem großen Manne mit einem Schmerbauch und sehr gründlichen nationalökonomischen Kenntnissen, von denen er aber im Verkehr nichts verlauten ließ. In der Gesellschaft war er nur Gastronom und Ästhetiker, schwärmte für

Colchester Austern und Straßburger Gänseleberpasteten und begeisterte sich für die Romantiker und den Sänger ihres letzten Waldliedes. In allem diesen unterstützten ihn Gattin und Tochter, die klug, mager und sehr vornehm waren, nach Kräften. Wilhelm, der die Neigungen der Familie kannte und dem in diesem Augenblicke nach allem anderen, als nach Urteilen über litterarische Erscheinungen verlangte, hielt es für geboten, sich auf die Gastronomie zu werfen, und es gelang ihm, das Gespräch bei ihr fest zu halten. Er erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß Karpfen als Greise, Hechte als Jünglinge verspeist werden müssen, und daß von letzteren die gelben mit schwarzen Flecken die wohlschmeckendsten seien; daß der Zander dagegen zu jeder Zeit genießbar sei, und durch eine Zuthat von mit Zwiebeln zersetztem Apfelbrei sehr gewinne. Auch sollte er in Zukunft die Neunaugen der in die Nordsee mündenden Flüsse den im Wassergebiete der Ostsee gefangenen vorziehen.

Als das Ziel des Ausfluges erreicht war, ging alles seinen Gang. Man spielte allerlei Spiele, fuhr — trotz des Kopfschüttelns der anwesenden Ärzte, die vor dem kalten Fieber warnten — zu Boot, nahm ein frugales Mahl ein und trank von dem mitgenommenen Wein. Schließlich wurde getanzt. Bei dieser Gelegenheit ernteten einige alte Herren, die mit ihren sich sträubenden Töchtern einen altmodischen Walzer tanzten und dabei immer Knixe machten, großen Beifall und erregten viel Heiterkeit.

Helene blieb ihrem bisherigen Verhalten treu und

wich jeder Annäherung Wilhelms aus. Sie schien großes Wohlgefallen an Herrn von Bungerow zu finden, der unermüdlich immer neue Vergnügungen vorschlug und die ganze Gesellschaft unterhielt.

Wilhelm war in hohem Grade verstimmt. Er zürnte Helene ernstlich, konnte aber doch nicht von dem Gedanken lassen, daß ihrem Verhalten ein Mißverständnis zu Grunde liegen müsse, und sehnte sich nach einem offenen Gespräch mit ihr. Auch blieb der Frühlingstag nicht ohne Einfluß auf ihn, und es tauchten Erinnerungen in ihm auf, die ihm lange ferngeblieben waren. An solchen Tagen war er einst als Knabe mit Gretchen durch die heimischen Fluren geschritten, hatte sich an dem sprossenden Grün, dem klaren Wasser in den Gräben, dem zarten Blau des Himmels geweidet und mit Entzücken dem Chore der Lerchen gelauscht. Wie schwollen da ihre Herzen und dehnten sich. Ihnen war sehnsüchtig zu Mute gewesen, und sie hatten nicht gewußt warum; kummervoll, und sie hatten nicht gewußt worüber. Lieder ohne Worte hatten ihre Seelen erfüllt; sie drückten sich still die Hände und gingen schweigend nebeneinander her. Obgleich sie oft kein Wort zueinander sprachen, fühlte doch jedes beglückend die Gegenwart des anderen. Wilhelm machte sich jetzt Vorwürfe, daß er nur so selten und flüchtig nach Hause geschrieben hatte, und empfand es peinlich, daß in seinem Verhältnis zu den Seinen nicht alles in Ordnung war, daß eine tiefe Kluft zwischen ihnen und ihm gähnte. Wenn er sich auch sagte, daß das

nicht anders sein konnte, daß er, der Welterfahrene, der auf der Höhe der Zeit stand, anders denken und fühlen mußte, als ein alter Landgeistlicher und ein junges Mädchen, das nie über Mitau und Riga hinausgekommen war, so wurde er ein Gefühl der Reue doch nicht los.

Unerwartet tauchten plötzlich in ihm Zweifel darüber auf, ob er denn wirklich den Beruf zu einem Luther der Neuzeit hatte, ja, ob ein Mensch mit seinen Ansichten überhaupt Geistlicher werden konnte. Hatte er nicht am Ende seine Studienjahre vollständig verloren? War seine Beschäftigung mit der Politik, mit der socialen Frage nicht schließlich thöricht? Waren seine Hoffnungen nicht Hirngespinste eines müßigen Träumers?

Wilhelm durchbrach durch eine starke Anstrengung diese Gedankenreihe und wandte sich einer anderen Erinnerung zu.

Er gedachte jener Landpartie, die er damals von Fluffau aus mitgemacht hatte. Damals war ihm auch so weh ums Herz gewesen und er hatte sich in jugendlicher, trotziger Ungeduld den Tod gewünscht. Damals hatte er Mathilde zum erstenmal geküßt. Er wollte sich gern an diesem Bilde recht weiden, sich die kleinsten Details vor die Seele rufen, aber es gelang ihm heute nicht, und er erschrak lebhaft, als er bemerkte, daß er in der Erinnerung nicht Mathilde, sondern Helene umarmte.

„Nun, Herr Wolffschild, warum so still?“ fragte in diesem Augenblick der Justizrat, indem er neben

Wilhelm Platz nahm. „Sie sitzen ja da, wie weiland Archimedes. Gegen welche Mauern erfinden Sie Sturmböcke? Darf man Ihre Zirkel stören?"

„Ach, Herr Justizrat," erwiderte Wilhelm, „ich wünschte, ich wäre Archimedes und Sie ein römischer Soldat und schlügen mich tot!"

Der Justizrat lachte laut auf. „Sie Schelm," sagte er. „Sie sprechen so und haben doch eben erst der armen jungen Dame, mit der sie fuhren, den Kopf ganz und gar verdreht."

„Ich wünschte, ich hätte ihr nicht nur den Kopf, sondern auch den Hals verdreht," erwiderte Wilhelm.

„Pfui, wer wird so verdrießlich sein. Hörten Sie das Rätsel, das vorhin erzählt wurde?"

Wilhelm schüttelte den Kopf.

„Ach, das müssen Sie hören: Zu einer Nonne kam sehr oft ein junger Mann. Die Äbtissin, der das auffiel, fragte sie, wer der junge Mensch sei und in welchen Beziehungen er zu ihr stehe. ‚Er ist mein Verwandter,' antwortete sie. Nach dem Verwandtschaftsgrade befragt, erwiderte sie: ‚Seine Mutter war meiner Mutter einzige Tochter.' Nun, was meinen Sie? Wie war er mit ihr verwandt?"

„Da von einer Nonne die Rede ist," erwiderte Wilhelm, — der nicht aufgelegt war, Rätsel zu lösen und Anekdoten anzuhören, — „so wird er wohl ihr Kind gewesen sein."

Der Justizrat lachte wieder hell auf. „Hören Sie mal," sagte er, „Sie haben eine Art, den Nagel auf den Kopf zu treffen, die wirklich ganz scharmant

ist. Können noch einmal eine nette Pflanze werden, gewiß, das können Sie!"

„Ich hoffe zu Gott, eine Nessel!"

Neues Gelächter. „Eine Nessel? Ein köstlicher Einfall! Warum gerade eine Nessel?"

„Es soll sich jemand an mir die Finger verbrennen!"

Wilhelm sagte das, während seine Blicke auf Helene und Herrn von Bungerow ruhten, die in einiger Entfernung von der Gesellschaft in lebhaftem Gespräch auf und ab gingen, und, wie es schien, von ihm sprachen, wenigstens sahen sie von Zeit zu Zeit zu ihm herüber. War es Einbildung oder sah er richtig, genug, ihm schien es, als ob ein spöttisches Lächeln um die Lippen des Lieutenants spielte, und er beschloß sofort, ihn zum Sündenbock zu machen.

Als es dunkel wurde, tanzte man im Saal der Restauration. Wilhelm tanzte auch und stellte sich in einer Pause neben Herrn von Bungerow. Er setzte sich das Lorgnon auf und fixierte seinen Nachbar. Diesem, der es bemerkte, schien ein Streit nicht erwünscht zu sein, er sah erst nach der anderen Seite und wechselte endlich seinen Platz. Wilhelm folgte ihm. „Fürchten Sie sich nicht, junger Mann," sagte er spöttisch, „ich werde Ihnen nichts thun."

Dem Lieutenant stieg das Blut ins Gesicht. „Was wollen Sie von mir?" fragte er heftig.

„Ich suche etwas, was, wie ich zu fürchten beginne, bei Ihnen nicht zu finden ist. Ich meine Courage!"

„Mein Herr, Sie sind ein Unverschämter!"

„Gottlob, endlich!"

Sie tauschten ihre Karten aus und trennten sich, ohne daß einer der Anwesenden etwas von ihrem leise geführten Gespräch gehört hatte.

Wilhelm atmete auf. Mit einem Schlage hatte er sich die unangenehmen Gefühle, die ihn vorher bewegten, vom Leibe geschafft. Als er mit Helene tanzte, sah sie ihn erstaunt an; er fragte mit keiner Silbe nach der Ursache ihres veränderten Benehmens und führte mit ihr eine lebhafte Konversation über die nichtigsten Dinge der Welt. Sie ging nach einigem Besinnen auf diesen Ton ein. Er führte sie zu Tisch, und des Lachens und Neckens war kein Ende.

„Scheinen sich wieder vertragen zu haben. Scharmant!" dachte der Justizrat, der die Entfremdung zwischen Wilhelm und seiner Frau bemerkt und unangenehm empfunden hatte.

Spät abends fuhr Wilhelm im Wagen des Justizrats zur Stadt zurück und war liebenswürdiger und amüsanter als je. Er erzählte die lustigsten Geschichten.

Als sie vor Wilhelms Wohnung hielten, um ihn abzusetzen, sagte der Justizrat: „Das war ein prächtiger Tag!"

„Ja," erwiderte er. „Ein schöner und nützlicher Tag!"

„Inwiefern auch ein nützlicher?“ fragte der Justizrat.

„Weil er mich von einer Illusion befreit hat,“ erwiderte Wilhelm lachend, „und unser Ziel doch das große Nirwana ist, das zurückbleibt, wenn das Motto unseres Lebensbuches: „Illusions perdues“ heißt!“

Fünftes Kapitel.

Als Wilhelm am anderen Morgen erwachte, öffnete er nicht gleich die Augen. Er blieb eine Weile, ohne sich zu bewegen, liegen und ließ die Ereignisse des gestrigen Tages vor seinem geistigen Auge Revue passieren. Er dachte daran, wie seine gestrigen Erlebnisse denen von vor drei Jahren so ähnlich und wie sie doch wieder so verschieden von ihnen waren, und er freute sich darüber. Diesmal würde sein Vater nicht zwischen ihn und seinen Gegner treten.

„Ich bin bisher ein Thor gewesen," philosophierte Wilhelm. „Immer und immer wieder glaubte ich an die Güte der Menschen. Ich will es nicht mehr thun. Ich will meine Pläne nicht aufgeben, ich will nach wie vor meine beste Kraft der Menschheit weihen, aber auf den einzelnen will ich nicht mehr bauen. Ich will ihn auch nicht mehr schonen. Ich liebe Helene und sie — nun, sie liebt jeden jungen Mann. Wird es Mathilde wehe thun, wenn ich ein Verhältnis mit Helene anknüpfe? Nein, denn sie wird nichts davon erfahren. Wird es des Justizrats

Ehre kränken? Nein, denn es wird ihm gehen wie Mathilde. Verletze ich dadurch die Gesetze der Sittlichkeit? Nein. Ich würde unsittlich handeln, wenn ich eine Ehe zerstörte; aber ist denn das Band, das den Justizrat mit Helene verbindet, wirklich eine Ehe? Macht denn das eine Ehe, daß ein Pfaffe seinen Segen über ein Paar Menschen aussprach?"

So sann er. Die Sonne schien freundlich ins Zimmer und beleuchtete hell die Nippsachen auf Wilhelms Schreibtisch. Sein zahmer Dompfaff hüpfte auf dem Fensterbrett hin und her, neigte von Zeit zu Zeit sein Köpfchen auf die Seite und pfiff melodisch: „Ach, wie wär's möglich dann, daß ich dich lassen kann!"

Paul saß im Nebenzimmer an seinem Schreibtische und schrieb. Wilhelm hörte durch die offenstehende Thür deutlich das Geräusch, das seine Feder machte, während sie über das Papier hinfuhr. Nach einiger Zeit stand Paul auf und kam leise ins Zimmer. Er hatte etwas holen wollen und wollte sich eben wieder entfernen, als er bemerkte, daß Wilhelm erwacht war.

„Bist du schon auf?" fragte er. „Nun, wie fiel die Partie aus?"

„Ganz angenehm."

Paul setzte sich auf den Rand von Wilhelms Bett und schien zu erwarten, daß er ihm von dem Ausflug erzählen würde, aber Wilhelm schwieg.

„Hast du Verdruß gehabt, Willi?"

„Nein. Du könntest mir aber einen Gefallen thun. Willst du?"

„Worum handelt es sich?"

„Ich habe gestern mit einem Lieutenant Händel gehabt. Bungerow heißt der Mensch. Willst du mir helfen, die Sache zum Austrag zu bringen?"

„Gewiß. Aber was hattet ihr miteinander?"

„Gar nichts. Mir mißfiel nur des Burschen freche Physiognomie, und ich beabsichtige ihn totzuschießen."

„So! Hm! Aber Scherz beiseite: Was hattet ihr miteinander? Ich muß das doch wissen. Vielleicht läßt sich die Sache noch beilegen."

„Ich versichere dir, daß wir weiter nichts miteinander hatten, als daß mir das Subjekt zuwider war."

„Schön. Wie kam es denn aber zur Forderung?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt. Ich äußerte die Mutmaßung, daß er ein Feigling sei, und er forderte mich."

„Und du hast ihn wirklich ganz ohne Grund beleidigt?"

„Ganz ohne Grund, wenn du es nicht als solchen gelten lassen willst, daß er mir mißfiel."

„Dann kann ich nicht dein Sekundant sein."

„Wie, du willst mich im Stich lassen?"

„Wenn du dich selbst im Stich läßt — ja!"

„Ich soll in einem solchen Falle, mit Umgehung meines Bruders, bei einem Fremden Hilfe suchen?"

„Dein Bruder müßte nicht dein Bruder sein, wenn er dich in einem solchen Falle unterstützte."

„Was ist denn das für ein so ungeheurer Fall? Was liegt denn am Leben eines Lieutenants?"

„Wilhelm, du treibst den Scherz gar zu weit!"

„Ich versichere dir, daß ich durchaus nicht scherze."

„Dann muß ich auf deine Frage erwidern, daß ein Lieutenant auch ein Mensch ist."

„Pah! ein Mensch! Zwei Beine, ein Schnurrbart und eine schlanke Taille machen noch keinen Menschen. Also kurz und bündig: Willst du mir sekundieren oder nicht?"

„Nein, ich will dir nicht sekundieren, denn du handelst frivol."

„Du legst deine Worte nicht auf die Wagschale."

„Ich meine, daß ich das dir gegenüber auch nicht nötig habe."

„Warum nicht?"

„Weil wir," erwiderte Paul, während ihm das Blut zu Kopf stieg, „denke ich, Freunde sind."

„Das scheint mir in dem Augenblick, in dem du mir den einfachsten Freundesdienst abschlägst, eine wenig passende Bemerkung zu sein."

„Wilhelm, der Ton, in dem du zu mir sprichst, ist mir so neu, daß ich mich weder gleich in ihn finden kann, noch auch in ihn finden will. Habe ich dich vielleicht auch anderweitig unwissentlich verletzt, oder zürnst du dem Freunde nur, weil er sich weigert, seine Hand zu etwas zu bieten, das er für offenbares Unrecht hält?"

„Nur deshalb; womit indessen nicht gesagt sein soll, daß mir nicht überhaupt der väterliche Ton sehr lästig fiele, in dem du dir von Zeit zu Zeit zu mir zu reden erlaubst. Ich bin kein Kind, und du bist nicht mein Vater."

Paul machte eine Bewegung, als ob er gehen wollte. Er beherrschte sich aber und blieb.

„Eben weil wir keine Kinder sind, Wilhelm, solltest du auch nicht so vorschnell reden. Wenn dir der Ton mißfiel, in dem ich in der letzten Zeit einigemal zu dir sprechen mußte, so geschah das nicht, weil er nach der väterlichen Autorität schmeckte, sondern weil ich dir in ihm die Wahrheit sagte. Um dir nur ein Freund für das Billard und die Kneipe zu sein, bin ich zu stolz. Das hast du doch wohl auch nie von mir erwartet. Laß mich ausreden" — fuhr er fort, als Wilhelm ihn unterbrechen wollte. „Ich will nachher auch deine Erwiderung ruhig anhören. Ich habe dir allerdings in der letzten Zeit öfters Vorwürfe gemacht, und ich kann sie leider nicht zurücknehmen. Ich werfe dir nicht das Festhalten an deinen Ansichten vor, — ich habe sie ja nur zu lange selbst gehegt und sie leider in dir gepflegt und befestigt; ich tadle auch nicht dein Verbleiben in unserem bisherigen Kreise, obgleich es mir scheint, daß wir denn doch von anderem Metall sind, als Winter, Ruben und Steinfelder; wohl aber werfe ich dir deinen grenzenlosen Leichtsinn vor! — Drei Jahre hast du nun verbracht, ohne etwas Positives gelernt zu haben. Seit drei Jahren bist du Theologe,

obgleich du dir doch seit eben so langer Zeit sagen mußt, daß du zu einem solchen nicht geeignet bist. So kann es unmöglich fortgehen. Du sagst: ‚Ich will das Gute', aber wenn wir ein gewisses Alter erreicht haben, so müssen wir doch auch sagen können, welches Gute wir wollen! — Einmal wird dieses Leben doch aufhören müssen. Dein greiser Vater, der nichts davon weiß, daß du nur auf der Studentenliste Theologe bist, wird dich dann heimrufen. Du wirst ihm über deinen Zustand die Augen öffnen, und er wird sich, wie ich ihn kenne, mit brechendem Herzen darein fügen, daß du die Theologie aufgibst. Wenn er dich dann aber fragt: ‚Was hast du in Berlin getrieben, während ich glaubte, du studiertest Theologie? Wie hast du die schönsten, fruchtbringendsten Jahre deines Lebens benutzt? Wie denkst du dem Lande zu nützen? Mit einem Wort, was willst du werden?' — willst du ihm dann antworten: ‚Ich habe gelernt: comme il faut sein, und will Mathildens Mann und ein reicher Gutsbesitzer werden. Meine Verwalter mögen dann für mich wirtschaften?' — Zürne mir, Wilhelm, aber Hand aufs Herz, so wird deine Antwort ausfallen müssen, wenn du dich nicht noch in der letzten Stunde auf dich selbst besinnst. Verwirf meine Worte nicht, weil sie von einem Altersgenossen herrühren. Nimm an, es sei die Stimme deines Gewissens, die zu dir spricht. Und nun rede, ich will dich ruhig anhören und ich will es dir nicht übelnehmen, wenn deine Leidenschaftlichkeit

dich manches sagen läßt, was du in ruhiger Stimmung unterdrücken würdest."

„Meine Antwort," erwiderte Wilhelm, der während Pauls Rede rot und bleich geworden war, „meine Antwort wird kürzer sein, als deine Rede. Du erfüllst nicht, was ich immer und zu allen Zeiten von dir erwartet habe, sondern salbaderst wie ein altes Weib. Ich will dir nicht weiter lästig fallen, bitte mir aber aus, daß du mich künftig mit deinen Gardinenpredigten verschonst. Gott sei es geklagt, aber Winter hatte recht, als er dich neulich einen Reaktionär nannte."

„Ja, das weiß Gott, daß ich Winter gegenüber ein Reaktionär bin. Der Mann hat viel an uns verschuldet, Wilhelm, und es ist leider noch nicht das Schlimmste, daß er dich mir entfremdet hat."

Damit verließ Paul das Zimmer. — Wilhelm sprang auf und kleidete sich an. Dann ging er zu Winter. Er wußte, daß der gestrige Abend einen Wendepunkt in seinem Leben bilden würde, und nicht zum Guten. Er fühlte, daß er im Begriffe war, aus einem guten, wenn auch leichtsinnigen, ein schlechter Mensch zu werden, und er wunderte sich, daß er so wenig darüber erschrak.

Er fand Winter am Schreibtische. Winter hatte eben eine Korrespondenz verfaßt, in der er mehrere konservative Staatsmänner heftig angriff, und die Arbeit war recht boshaft und amüsant ausgefallen. Er hatte ein feines Gefühl für die Bedürfnisse des Publikums und er war überzeugt, daß seine

Korrespondenz „ziehen" würde. Er war daher in sehr vergnügter Stimmung.

„Guten Morgen," rief er aufspringend. „Hat dich der gestrige Abend so wenig in Anspruch genommen, daß du heute schon so früh aus den Federn sein kannst? Wie weit bist du denn in euerem Freundschaftsspiele?"

„Wir haben uns wieder versöhnt," erwiderte Wilhelm lächelnd, „und du weißt, es gibt nichts Schöneres, als Versöhnung zu feiern."

„Was? Hattet ihr euch entzweit?"

„Soviel, als eben nötig war, um sich wieder zu vertragen. Sie ist ein prächtiges Weib."

„Hm, ja! Du hast Glück, Wilhelm. Unverschämtes Glück!"

„Das ist wahr. Aber ich komme heute mit einer Bitte zu dir. Du mußt mir sekundieren."

„Was? Willst du dem Justizrat die Hörner vom Kopfe schießen? Sei kein Narr, was fängst du mit einer Witwe an?"

„Das wüßte ich in der That selbst nicht. Ich will aber auch nicht dem Förster ans Leben, der mir mein Reh hütet und dem ich dafür ein Dutzend Jahrgänge des Anekdotenjägers schenken will, sondern einem Wilddiebe."

„Recht so! In der Liebe ist jeder dritte vom Übel. Aber wer ist denn der Tollkühne, der es wagt, mit dir in die Schranken zu treten? Das kann doch nur ein leibhaftiger Adonis."

„Ich habe mein bißchen Mythologie zu sehr

vergessen, um noch zu wissen, ob Adonis ein Sohn des Mars war. Mein Nebenbuhler wäre dann so eine Art mißgeborenen Bruders von ihm."

„Ah! ein Lieutenant?"

„Ja, ein Lieutenant!"

„Schön. Wie heißt er und wo wohnt er?"

Wilhelm nannte Name und Adresse. „Stelle die Forderung," sagte er, indem er sich eine Cigarette anzündete und das Streichhölzchen langsam ausbrennen ließ, „möglichst scharf. Der Mensch muß aus der Welt."

Winter nickte. „Höre, Wilhelm," sagte er, „um auf etwas anderes zu kommen, in Rußland scheint sich ja allmählich eine ganz verständige Partei zu bilden. Gestern Abend waren Ruben, Steinfelder und ich bei Wagner und lernten dort zufällig einen jungen Russen kennen, einen ganz scharmanten jungen Mann. Er studiert hier Jurisprudenz oder Naturwissenschaften, ich weiß nicht recht was. Er hat uns viel von Rußland erzählt. Auf den Universitäten muß ja da wirklich ein sehr angeregter Geist herrschen."

„Die Glücklichen," sagte Wilhelm seufzend; „sie tragen dort nicht den Zopf des deutschen Studententums."

„Auf euere Provinz ist er aber schlecht zu sprechen. Wie ein Rohrspatz hat er auf euch geschimpft, und namentlich auf die Barone, obgleich er selbst einer ist und Bornhausen heißt."

„Die Bornhausen sind eine bekannte kurische

Familie. Daß er mit unseren Provinzen nicht zufrieden ist, kann ich ihm natürlich nicht übel nehmen. Wahrhaftig nicht. Welcher halbwegs Verständige ist denn mit ihnen zufrieden! Also er ist ein gescheiter Mensch?"

„Ja, jedenfalls, und, wie mir scheint, auch gesinnungstüchtig. Du wirst ihn selbst kennen lernen. Er wollte heute mit uns zu Mittag speisen. Was meinst du, wenn wir jetzt Ruben und Steinfelder abholten und eine Promenade machten? Die Luft ist schön."

„Ich bin's zufrieden."

Als die Freunde nach ein paar Stunden in die Restauration traten, in der sie zu Mittag zu speisen pflegten, fanden sie Wilhelms Landsmann schon vor. Er hatte ausgesprochen slawische, sehr unschöne Züge, und war sehr nachlässig gekleidet. Als Winter ihn mit Wilhelm bekannt machte, fragte dieser: „Sie gehören der kurischen Familie Bornhausen an?"

„Nein," sagte der Russe in sehr schlechtem Deutsch, „nein, wahrhaftig nicht. Mein Vater war einer von jenen kurischen Hammeln (er gebrauchte das bekannte, im Deutschen nicht wiederzugebende Wortspiel von baran und baron), aber ich nicht. Ich bin ganz Russe. Sie sehen, ich spreche fast gar nicht deutsch."

„Aber Ihr Herr Vater war ein Kurländer?"

„Mein Vater? Ja, der war ein kurländischer Baron. Meine arme Mutter, die er um ihres Geldes willen geheiratet hat (meine Mutter ist sehr reich," schaltete er ein), „weiß davon ein Lied zu singen.

Mein Vater war so ein verlaufener Deutscher, mein Vater war General. Leider Gottes sind noch viele Generale in Rußland Deutsche. Namentlich in der Garde."

So vorurteilsfrei Wilhelm auch war, so war diese Sprache denn doch zu roh, um ihn nicht unangenehm zu berühren.

„Sie scheinen Ihren Herrn Vater nicht gekannt zu haben, da Sie von ihm wie von einem Fremden sprechen?"

„Gewiß habe ich ihn gekannt. Ich habe ihn sehr genau gekannt. Er hat mich oft geprügelt, ehe meine Mutter mich ihm wegnahm. Er war ein kleiner, hagerer Mann, hatte große, harte Hände, sprach kein Französisch und hatte immer Baumwolle in den Ohren. Die Deutschen haben immer Baumwolle in den Ohren."

Die Gesellschaft lächelte wohlgefällig.

„Ihr Herr Vater lebt nicht mehr?" fragte Winter.

„Nein, er ist tot. Er hatte gehofft, eine Division zu bekommen, aber ein anderer erhielt sie, und darüber ärgerte er sich zu Tode. Nun, Sie wissen ja, ein Deutscher der geht für einen höheren ‚Tschin' durch Feuer und Wasser. Warum soll er da nicht von Ärger sterben? Bei uns in Rußland wird es künftig noch manchem so ergehen."

„Sie glauben also, daß die Deutschen in Zukunft nicht mehr avancieren werden?"

„Nein, gewiß nicht. Es wird gar keine Deutsche

mehr bei uns geben. Bei uns wird es künftig heißen, wie in Amerika: ‚Rußland für die Russen!'"

„Sie haben aber doch auch deutsche Provinzen!"

„Was, deutsche Provinzen! Leider Gottes hat man das bißchen Deutsche so gelassen; aber das wird ein Ende nehmen. Sowie erst das Volk ans Ruder kommt, dann ist es aus mit den deutschen Provinzen. Dann heißt es: ‚Bist du ein Russe? Ja? Gut, so bleib. Nein? Fort, hinaus mit dir!' Da werden wir kurzen Prozeß machen."

„Nun, so ganz einfach dürfte das doch nicht gehen," meinte Wilhelm.

„Gewiß. Ganz einfach, denn alles, was nicht Baron ist, wird dann gern Russe werden. Sagen Sie selbst: wollen Sie nicht lieber ein freier Russe sein, als ein geknechteter Deutscher?"

„Allerdings."

„Nun darum! So werden alle denken."

„Aber wo ist denn Ihre Freiheit?"

„O! die ist vor der Thür. Sehen Sie, Rußland ist das Land der Zukunft. England, Frankreich, Deutschland, die sind alle überlebt. Sie sind von Parteien zerrissen; überall Ausnutzung der Arbeit durch das Kapital; überall Armut, Pauperismus. Der Westen hat seine Bedeutung gehabt für die Kultur, es ist wahr, aber für wen hat er gearbeitet? Für uns! — Bei uns in Rußland gibt es keine Konservativen und keine Liberalen, bei uns gibt es nur Bureaukratie und Volk. Bei uns in Rußland gibt es keine Stände, sondern nur Patrizier und Plebejer.

Jagt man die Patrizier fort oder schlägt sie tot, so bleiben nur Plebejer nach. Bei uns in Rußland gibt es kein arm und reich, — wenigstens hat die ungeheuere Majorität gleich viel. Jeder hat ein Recht auf Land, auf soviel Land, als er braucht, als er bearbeiten kann, und die Gemeinde sorgt dafür, das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Bei uns in Rußland, mit einem Worte, hat man's nicht mit der Geschichte zu thun. Man beseitigt die Beamten und man hat ein frisches, jugendliches Volk. Ihr Westlinge seid die Römer; wir Slawen sind, was die Germanen waren. Ihr seid schlaff geworden, wir sind frisch geblieben; ihr gerietet auf Abwege, wir stehen noch am Scheidewege; ihr seid alt, wir sind jung. Her mit den Bannern euerer Kultur, die euere zitternden Hände nicht mehr halten können!"

„Was meinst du, Wilhelm? Er könnte recht haben," sagte Winter.

„Denken viele bei Ihnen so?"

„Die ganze Jugend. Gehen Sie nach Heidelberg, nach Zürich. Alle denken wir so. Nur die alten Generäle müssen Sie natürlich nicht fragen. Aber alles, was intelligent ist, ohne Ausnahme, denkt so. Wir wollen alle die Freiheit. Fort mit der Bureaukratie, mit den Gesetzsammlungen. Sie sind nur dazu da, das Einfache zu verwirren. Zur Natur wollen wir zurückkehren, in unserem Zukunftsstaate soll es nichts geben, was so kompliziert wäre, daß der einfache Verstand eines bäuerlichen Ältesten es

nicht entscheiden könnte. O die Natur! Auf die kommt alles an. Daher, daß man sich von ihr entfernt, rühren alle Übel. Z. B. die Frauen. Warum soll ein Unterschied sein zwischen Mann und Weib? Warum? frage ich. Ist die Frau kein Mensch? Arbeitet sie nicht? Warum soll sie nicht mitsprechen in der Gemeindeversammlung? Oder die Ehe? Heiratet man sich in der Natur? Muß ein noch rüstiges, starkes, fortpflanzungsfähiges Tier sich mit einem altgewordenen Weibchen begnügen? Nein! Sein gesunder Instinkt sagt ihm: ‚Jage es fort und nimm dir ein anderes.' Und es thut recht daran. Sein Vorteil fällt zusammen mit dem Vorteile der Gesamtheit; statt eines schwachen und jämmerlichen wird ein starkes Kind geboren. Warum soll ein dummer Faulpelz jährlich hunderttausend Rubel haben, und ein geistvoller, fleißiger Mann kaum soviel, um sein Leben zu fristen? Warum? Sehen Sie, weil wir mit der Natur gehen, darum sind wir unwiderstehlich. Unsere Feinde bekämpfen uns ganz vergeblich. Wir lachen über sie. Ich z. B. weiß ganz genau, daß ich im schwarzen Buch der geheimen Polizei stehe. Ich weiß es bestimmt. Mein Vetter, der mit einem Gendarmerieoberst befreundet ist, hat meinen Namen selbst darin gesehen. Ich bin als sehr gefährlich vermerkt, bei meinem Namen stehen drei Kreuze. Aber ich fürchte mich gar nicht. Ich lache über die geheime Polizei. Ich bitte Sie, meine Herren! Was kann die geheime Polizei gegen die Natur ausrichten?"

Paul, der während des Gespräches hinzugekommen war, unterbrach den Redner. „Ich bin mit den Geheimnissen der geheimen Polizei nicht bekannt," sagte er, „und weiß daher nicht, was ihr Chef gethan hat; wäre ich aber an seiner Stelle, so würde ich Ihren und Ihrer Gesinnungsgenossen Namen nicht in das Buch der Verdächtigen, sondern in das der Geisteskranken schreiben."

Der Baron sprang erzürnt auf: „Wie, mein Herr, Sie wagen es, die ganze russische Nation zu beleidigen? Sie, ein russischer Unterthan?"

„Das nicht. Ich würde vielmehr glauben, die russische Nation zu beleidigen, wenn ich Ihresgleichen nicht beleidigte!"

„Paul, vergiß nicht, daß du es mit unserem Gaste zu thun hast," mischte sich Wilhelm ins Gespräch.

„Schlimm genug für euch, wenn er euer Gast ist."

„Findest du? Er ist nicht nur unser Gast, sondern auch unser Gesinnungsgenosse," sagte Winter.

„Dann lebt wohl," erwiderte Paul heftig, sprang auf und verließ das Zimmer.

„Wer war das?" fragte der Russe. „War er nicht ein Kurländer? Gehörte der Herr nicht zu Ihnen?"

„Bisher allerdings," antwortete Wilhelm. „Von jetzt ab leider nicht mehr. Er ist ein Reaktionär geworden!"

„Ja, die Deutschen sind gewöhnlich servil!"

„Leider ist das allerdings ein Zug, den man nur zu oft an unseren Landsleuten wahrnimmt," bemerkte Ruben.

„Ja, wir sind ein Volk von Bedienten," seufzte Steinfelder.

„Was für eine Frechheit von ihm. Und er ist unser Unterthan. Nun sehen Sie. Können wir solche Leute in Rußland dulden? Nun, Sie sind Freiheitsfreunde. Sagen Sie selbst, kann unter solchen Leuten Freiheit herrschen? — Die Deutschen sind auch sentimental. Sie lieben alle ihren Fürsten. Wenn ihr Fürst sie schlägt, so küssen sie ihm die Hand und gehen in die Kirche und beten für sein Wohl. Und am Abend bei Mondschein setzen sie sich ans Fenster, seufzen über die Tyrannen und klagen ihrer Braut ihr Leid. Die Deutschen sind auch immer verlobt. Nicht wahr?"

Und so sprach der Mensch fort, und seine „Gesinnungsgenossen" und Gastfreunde hörten ihm wohlgefällig zu und stießen schließlich mit ihm an auf die große Regeneration des Westens durch das frische Slawenblut und auf die vereinigten Bauernrepubliken des Europa der Zukunft.

Sechstes Kapitel.

Herr von Bungerow erklärte sich bereit, die sehr scharf gestellte Forderung anzunehmen, sprach aber den Wunsch aus, daß das Duell streng geheim gehalten würde. Er wäre, erklärte er, aus Gründen, die er nicht angeben könne, nicht in der Lage, den Handel dem Ehrengerichte anzuzeigen, und würde deshalb einer großen Verantwortung unterliegen, falls etwas von seinem Vorhaben verlautete. Wilhelm war damit einverstanden, und das Rendevous war für den nächsten Morgen in der Hasenhaide verabredet.

Wilhelm ging am Nachmittage zu Helene. Um zu ihrer Wohnung zu gelangen, mußte er durch den Tiergarten, in dem es von Menschen, die sich des herrlichen Frühlingstages freueten, wimmelte. Auf einem der freien Plätze links vom Brandenburger Thore spielten eine Anzahl Kinder Ball, und Wilhelm bemerkte, daß der Mittelpunkt, um den sich alles drehte, ein Student war, dessen Bekanntschaft er im Kolleg gemacht hatte. Er war ein hagerer, bleicher junger Mann, mit einem ganz bartlosen, schmalen Gesichte und sehr tiefliegenden Augen, unter denen breite, bläuliche Kreise hinliefen. Diese, sowie

das hektische Rot auf den Wangen und die eingefallene Brust ließen ihm nur ein kurzes Dasein prophezeien. Er war immer sehr einfach, fast ärmlich gekleidet, sprach sehr leise und hatte sich Wilhelm mehrfach gefällig erwiesen; wenn sie sich begegneten, grüßten sie sich.

Indem Wilhelm über den Platz hinschritt, traf ihn ein Ball, den ein reizender Knabe unvorsichtig warf, und er fing den Ball auf. Die Kinder erschraken und liefen zu dem Studenten, den sie ratlos umstanden.

„Sind das Ihre kleinen Verwandten?" fragte Wilhelm, indem er ihm den Ball überreichte.

„Ich danke Ihnen. Nein. Die Kleinen sind mir ganz fremd, aber ich spiele gern mit ihnen. Ich bin ein Kinderfreund. Du Kleiner," wandte er sich dann an den Knaben, dem der Ball gehörte, „wirst du nicht den Herrn um Verzeihung bitten?"

„Entschuldige, ich traf dich aus Versehen," sagte der kleine Bursche.

„Sie spielen mit Ihnen ganz fremden Kindern?"

„Ja, und zwar sehr gern. Diese Kleinen sind so frisch, froh und kräftig." Der Student seufzte.

„Wenn ich Sie nicht störe, so setze ich mich für einen Augenblick zu Ihnen. Ich liebe auch Kinder, aber sie müssen mir verwandt oder wenigstens bekannt sein."

„Dann lieben Sie also eigentlich nicht die Kinder, sondern Ihre Bekannten und Verwandten."

„Wenn sie wollen, ja!"

„Ich liebe alles, was Kind ist. Welch' ein Leben

pulsiert in diesen kleinen Wesen. Wie atmet alles in ihnen Lebenslust, Lebensmut. Ihnen steht noch ein langes Leben bevor. Sehen Sie das Bürschchen da, das Sie vorhin traf. Wie blitzen seine Augen und wie oft werden sie noch in diesem prächtigen Glanze leuchten, wenn ein großer, edler Gedanke seinen Geist, ein zartes Gefühl sein Herz beleben wird. Ach! es ist so schön zu leben!"

„Sie leben gern?"

„Wie sollte ich nicht. Wer von uns lebt nicht gern? Ich werde mir nur dessen mehr bewußt, weil ich weiß, daß ich das schöne Leben nur noch kurze Zeit genießen werde. Und wir erkennen ja erst den vollen Wert der Güter, wenn wir im Begriffe stehen, sie zu verlieren."

„Das Leben ist doch ein sehr problematisches Gut."

Der Student sah Wilhelm verwundert an.

„Finden Sie das nicht?" fuhr dieser fort. „Was liegt daran, ob wir es ein Dutzend Jahre früher oder später aufgeben?"

„O, Sie reden so, weil Sie sicher sind, es noch lange zu behalten. Oder haben Sie wirklich kein Gefühl für die Freude am Leben? Sehen Sie, wie, sich dehnend, die Pflanze wächst, wie das Tier in überquellender Lust spielt, hören Sie des Kindes übermütiges Jauchzen. Der Quell selbst springt lebensfroh ans Licht, in lichter Lebensfreude jubelt die Lerche. Was ist's, das diese Welt so groß, so weit, so hell, so klingend macht, als die Freude am Leben, die

Freude an Licht und Luft und an der Hoffnung, sich noch lange ihrer zu erfreuen?"

„Aber wie lange haben wir dieses Gefühl?" warf Wilhelm ein. „Wie oft?"

„Wenn wir uns seiner nicht oft bewußt werden, so ist das unsere Schuld. Es ist unsere Pflicht, unsere schöne Pflicht, uns täglich, stündlich der großen Güte Gottes zu erinnern, uns an seinen Gaben zu erfreuen, und ihm dafür zu danken, daß er sie uns genießen läßt."

„Aber was bietet das Leben dem, dem die Natur den Sinn für ihre Reize versagte? Oder dem, dem es nichts brachte, als Krankheit, Mühsal und Not?"

„Auch er hat Grund zur Freude. Winkt doch auch ihm nach dieses Jammerthales Last und Mühe die ewige Seligkeit des Jenseits."

„Aber wenn er nicht selig wird?"

„Dann hat er es selbst verschuldet, hat die Gnadenzeit, die Gott ihm gab, unbenutzt gelassen!"

„Aber wie, wenn eine fremde Hand plötzlich und unerwartet seinen Lebensfaden durchschnitt, ehe er daraus eine feste Leiter ins Jenseits machen konnte?"

„Haben Sie Gottes Güte noch so wenig erfahren, daß Sie glauben können, er ließe uns für etwas büßen, was wir nicht verschuldet haben?"

„Ja, ja, Sie mögen Recht haben. Aber es ist spät," fügte Wilhelm, nach der Uhr sehend, hinzu. „Ich muß gehen. Adieu."

Er fand Helene allein. Sie eilte ihm entgegen und drückte ihm herzlich die Hand.

„Sind Sie mir böse, Wilhelm?" fragte sie.

„Nein, Helene! Warum glaubten Sie das?"

„Weil ich mir bewußt war, Ihnen allen Grund dazu gegeben zu haben. Ich muß Ihnen in der letzten Zeit recht kindisch vorgekommen sein, Wilhelm! Aber verzeihen Sie mir, wie Sie mir schon so oft verziehen. Ich konnte nicht anders. Sie nennen sich meinen Freund und ich weiß, Sie sind es. Bitte, fragen Sie mich nicht nach der Veranlassung meines Benehmens. Sie würden mir dadurch sehr wehe thun, und ich könnte es Ihnen doch nicht sagen."

Sie sprach in so freundlichem, herzlichem Tone, und dabei doch so traurig, sie sah so lieb und demütig aus, und war dabei so schön, daß Wilhelm einen festeren Sinn und ein härteres Herz, als ihm eigen war, hätte haben müssen, um bei seinen Vorsätzen zu beharren. Er hatte sich nämlich vorgenommen, in Zukunft Helene gegenüber den Ton festzuhalten, den er an jenem Abende ihr gegenüber angeschlagen hatte und auf den sie so bereitwillig eingegangen war, einen leichtfertigen, frivolen Ton. Er hatte aber die Rechnung ohne sein Blut gemacht, das zu warm in seinen Adern rollte, als daß er seinen Vorsatz hätte ausführen können.

„Ich war Ihnen nicht böse, Helene, ich kann Ihnen überhaupt nicht böse sein," sagte er, „aber ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, was zwischen uns lag? Hatte ich Sie ohne mein Wissen und wider mein Wollen beleidigt? Und wenn das der Fall war, wie konnten Sie je einen Augenblick daran zweifeln, daß ich, Ihr Freund, nicht beabsichtigte, Sie zu verletzen?

Hatte ich Ihnen wehe gethan? Sagen Sie mir, wodurch, damit es künftig nicht wieder geschehen kann. Bitte, bitte, fertigen Sie mich nicht so ab!"

„Wilhelm, Sie versprachen mir, mich nicht danach zu fragen. Ist es hübsch von Ihnen, daß Sie es doch thun?"

„Verzeihen Sie, es soll nicht wieder geschehen. Ich will ganz still schweigen und Sie nur bittend ansehen."

„Quälen Sie mich nicht unnütz. Kommen Sie, setzen Sie sich hier neben mich auf das Sopha. Ach, Wilhelm! es war eine böse, böse Zeit!"

„Ja, das war sie."

„Und es hat Ihnen wirklich leid gethan unser — wie soll ich sagen — Mißverständnis?"

„Sie kannten die Antwort auf Ihre Frage, noch ehe Sie sie aussprachen."

„Wir haben neulich recht dummes Zeug gesprochen, recht wie Kinder," sagte Helene, schalkhaft lächelnd. „Nun was thut's! Jetzt wissen wir, wie wir miteinander reden würden, wenn wir oberflächliche Salonmenschen wären, und können uns um so mehr freuen, daß wir keine sind, sondern Kinder des Geistes. Also zur Versöhnung!" — Sie reichte Wilhelm die Hand. Er küßte sie stürmisch. Sie errötete und zog die Hand fort. „Das müssen Sie nicht wieder thun," sagte sie, ohne ihn anzusehen, mit zitternder Stimme.

„Warum nicht?"

Sie antwortete nicht.

„Warum nicht, Helene? Warum nicht?!"

„Weil Sie damit ein Feuer entzünden könnten, in dem unser Freundschaftsband verbrennen würde."

„Mag es lodern, Helene! Fort mit ihm, dann ist es tausendfältig ersetzt!"

Er hatte leidenschaftlich mit beiden Händen Helenens Arm gefaßt, seine Augen funkelten in flammender Leidenschaft.

„Lassen Sie mich, Wilhelm," bat sie anfangs leise. „Lassen Sie mich," bat sie dann stürmischer. Sie sprang auf und entwand sich seinen Händen.

„Wilhelm! was haben wir gethan," rief sie, indem sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Nichts, Helene, wahrlich nichts! Nichts Schlechtes wenigstens."

„Gehen Sie, Wilhelm. Ach, das war es, was ich fürchtete! Ich bitte Sie," rief sie leidenschaftlich, „ich flehe Sie an, bei unserer Freundschaft, bei der gemeinsam verlebten Jugend, bei dem greisen Haupte Ihres Vaters — gehen Sie, verlassen Sie mich, kommen Sie nie wieder! Was wollen Sie hier? Ich einfältiges Weib vermaß mich, Freundschaft mit Ihnen zu halten; das war thöricht von mir, aber nicht schlecht. Strafen Sie mich nicht dafür, quälen Sie mich nicht, gehen Sie! Sie sehen, ich bin schwach und wehrlos, meine Vernunft, mein Ehrgefühl schweigen, mein Wille will nicht. Gehen Sie, Wilhelm! Denken Sie an die Ehre meines Mannes, wenn Sie nicht an meine, an die Ihrige denken wollen. Gehen Sie! Denken Sie daran, wie allein ich dastehe, wie

ich nichts, nichts habe, das mein ist, als die Selbstachtung. Gehen Sie, Wilhelm, gehen Sie! Gehen Sie!!"

Es schellte.

„Gottlob, mein Mann!" rief Helene und eilte aus dem Zimmer.

„Verdammt," murmelte Wilhelm zwischen den Zähnen. „Ich gäbe viel darum, wenn er zehn Minuten später gekommen wäre."

„Was ist Ihnen?" rief der Justizrat, der eben ins Zimmer trat, indem er auf ihn zueilte. „Sind Sie krank?"

Das war ein glücklicher Einfall, und Wilhelm hatte Geistesgegenwart genug, ihn zu benutzen. Er schloß die Augen und ließ sich in des Justizrats Arme sinken.

„Helene!" rief dieser laut und ängstlich. „Helene, Helene!"

„Was ist's?" fragte diese, indem sie herbeieilte. Auch der schärfste Beobachter hätte ihrem Gesichte nicht angesehen, was eben geschehen war.

„Schnell, Helene! Herr Wolfschild hat einen Anfall. Schicke zum Arzt! Er stirbt uns unter den Händen!"

„Du bist unnütz ängstlich," sagte Helene ruhig. „Wolfschild ist ohnmächtig geworden, das hat weiter nichts auf sich. Es ist heiß hier im Zimmer. Ich will Eau de Cologne holen, und er wird wieder zu sich kommen." Damit ging sie.

„Sie ist hart und kalt wie Eis," murmelte der

Justizrat. „Ich glaube, ganz Berlin könnte um sie her im Sterben liegen, sie würde darüber nicht einen Augenblick aus der Fassung kommen. Armer Junge! Wie bleich er plötzlich wird. Wenn ich nur wüßte, wo ich ihn lasse, ich eilte selbst hinüber."

Helene kam mit einem Fläschchen kölnischen Wassers zurück und rieb Wilhelms Schläfe. Dieser hielt es nach einiger Zeit für geraten, zu erwachen. Ein Gefühl tiefster Scham erfüllte ihn, als er den Justizrat neben sich knieen sah und in sein gutes, treues Auge blickte, das ihn ängstlich forschend ansah.

„Wie geht es, mein bester Wolfschild?" fragte der Justizrat. „Besser? Ei, das war ja ein verwünschter Anfall! Ist Ihnen das schon einmal passiert? Bleiben Sie doch nur liegen, Sie müssen ja müde sein."

Aber Wilhelm sprang mit einem Satze auf. Diese Komödie war ihm unerträglich. Reue und Scham schüttelten ihn wie im Fieber.

„Sie sind sehr gütig, Herr Justizrat," rief er, indem er ihm die Hand schüttelte, „sehr, sehr gütig!"

„Ach was. Ich konnte Sie doch nicht hinfallen lassen, wie einen gefällten Baum. Ein Glück, daß ich überhaupt eben nach Hause kam. Helene wäre vielleicht längere Zeit fortgeblieben, und Sie hätten ganz allein dagelegen. Armer Mensch! Sie hätten sterben können."

„An einer Ohnmacht stirbt man nicht," bemerkte Helene kalt.

„Man stirbt allerdings zuweilen an einer Ohnmacht," erwiderte ihr Gatte gereizt. „Es ist sogar

nichts Seltenes, daß man an einer Ohnmacht stirbt. Mein Freund, der Geheimrat Talberg, starb auch an einer Ohnmacht. Du kanntest ihn nicht, er starb vor unserer Verheiratung, aber er starb an einer Ohnmacht. Wir waren an demselben Abend noch zusammen gewesen und hatten einen Schoppen Geisenheimer getrunken. Zu Hause hatte er noch mit seiner Frau geplaudert und sich dann zu Bett gelegt. Am andern Morgen fand ihn der Diener tot."

„Dann ist er am Schlage gestorben!"

„Nein, Helene, er ist nicht am Schlage gestorben, oder wenigstens er wäre, wie alle Ärzte versicherten, nicht am Schlage gestorben, wenn nicht eine Ohnmacht vorhergegangen wäre. Sieh' nur, wie das Blut Wolfschild zu Kopf gestiegen ist. Warum hätte aus seiner Ohnmacht nicht auch ein Schlag werden können? Ja, ein Herzschlag? Aber sagen Sie, waren Sie schon lange hier?"

„Herr Wolfschild war eben erst gekommen. Ich hatte ihn noch nicht gesehen," fiel Helene rasch ein.

„Hm! So! Aber wo ist denn der Diener?"

„Ich habe ihn ausgeschickt."

„Ah! Aber setzen Sie sich wieder. Wie ist Ihnen?"

Wilhelm wäre nur zu gern gegangen, aber er fürchtete, daß sein Fortgehen Verdacht erwecken könnte. Er blieb also und setzte sich.

„Apropos, wie hat Ihnen denn der Herr von Bungerow gefallen? Er ist ein liebenswürdiger junger Mann. Nicht?" fragte der Justizrat.

„Ich kann nicht behaupten, daß er mir besonders gefallen hat," entgegnete Wilhelm.

„Mir ist er außerordentlich sympathisch," sagte Helene. „Er hat etwas ungemein Gefälliges."

„Ich verstehe nicht, gnädige Frau, wie ein so fader Bursche Ihnen gefallen kann. Auf mich hat kaum je jemand einen platteren Eindruck gemacht, als dieser Mensch mit seinem albernen Geschnarre. Ich mag die Lieutenants überhaupt nicht leiden."

„Sie sind nicht unparteiisch, Wolffschild!" rief der Justizrat. „Die Studenten sind alle geschworene Feinde der Lieutenants. Trüge er nicht den bunten Rock, so würde er Ihnen trefflich behagen."

„Und er sieht so ritterlich und mutig aus," meinte Helene. „Wissen Sie, wovon er mir erzählte? Von seinem Aufenthalt in Kurland. Er ist nämlich dort gewesen und kennt alle unsere Bekannte. Er hat mir auch viel von Mathilde erzählt. Sie hat ihm aber nicht sonderlich gefallen. Er findet, daß sie doch gar zu wenig äußern Anstand hat. Er macht übrigens ihr derbes Wesen trefflich nach!"

Das mußte in der That sehr komisch gewesen sein, wenigstens lachte Helene noch nachträglich herzlich.

„Ich begreife nicht, gnädige Frau," sagte Wilhelm heftig, „wie Sie darüber lachen können, daß ein Herr, und noch dazu ein solcher, sich unterfängt, einer Dame nachzuahmen. Ich wünschte, er hätte das in meiner Gegenwart gewagt!"

„Nun, vielleicht thut er's noch einmal, wenn Sie nächstens mit ihm bei uns zusammentreffen."

„Steht mir das bevor?"

„Gewiß. Er war so freundlich, mir seinen Besuch zu versprechen, und meine Schuld soll es nicht sein, wenn er nicht recht oft bei uns ist."

„Meine auch nicht," sagte Wilhelm höhnisch.

„Nehmen Sie sich vor ihm in acht," rief Helene übermütig. „Sie werden Ihre Unterhaltungsgabe sehr zusammenhalten müssen, wenn Sie ihm nicht nachstehen wollen. Ich freue mich sehr darauf, ihn mit Ihnen zusammen zu sehen. Wenn er erst das Vorurteil, das er gegen Sie hat, abgelegt haben wird, werden Ihre Debatten sehr interessant sein!"

„Wie kommt der Mann dazu, ein Vorurteil gegen mich zu haben? Ich habe ihn gestern zum erstenmal gesehen."

„Ich weiß nicht woher. Es war wohl auch nur ganz vorübergehend. Er fand Ihre Toilette etwas auffallend und dergleichen. Sie sehen, es ist eigentlich nicht einmal ein Vorurteil zu nennen."

„Wenn dir wirklich daran liegt, liebe Frau, daß die Herren gute Freunde werden, so hättest du das nicht erzählen sollen," meinte der Justizrat. „Solche Äußerungen bringen keine Annäherung zu Wege."

„Ich denke, Wolfschild nimmt mir's nicht übel, daß ich ihn darum bitte, jemand, der mir sehr gefällt, ein paar Schritte entgegen zu thun. Nicht wahr?"

„Gewiß nicht, gnädige Frau. Ich verspreche Ihnen, in Bezug auf ihn alles zu thun, was mir mein Herz einem Manne gegenüber eingibt, der

Ihnen so sehr gefällt und den Sie in Zukunft häufig in Ihrem Hause sehen wollen." — Sein Mund lächelte, als er diese Worte sprach, aber seine Augen blickten sie voll unheildrohenden Grimmes an.

„Was ihr für höfliche Leute seid," sagte der Justizrat lachend. „Man könnte euch, wie ihr da seid, in ein französisches Salonspiel versetzen, und ich wette, das ganze Haus klatschte und schriee ‚da capo'. Wahrhaftig!"

„Mir ist doch nicht ganz wohl," meinte Wilhelm. „Ich will nach Hause und mich hinlegen." Er drückte dem Justizrat und Helene die Hand und eilte hinaus. Auf der Straße hielt er still und sah zu den Fenstern der Lammstedtschen Wohnung hinauf. An einem von ihnen gewahrte er die Umrisse einer Gestalt. Helene blickte ihm nach.

Siebentes Kapitel.

Als Winter, Ruben und Steinfelder am folgenden Morgen in Wilhelms Wohnung traten, war er schon auf und angekleidet.

„Hast du mir nichts aufzutragen, Wilhelm, für den Fall, daß es schief geht?" fragte Winter.

„Nein, es wird nicht schief gehen. Meine Kugel geht gerade. Ich stehe dir dafür."

„Sei nicht zu sicher, wir haben über sein Schießen nichts erfahren können. Vielleicht schießt er gut."

„Mag er schießen, wie er will, er ist mir sicher. In ernsten Fällen habe ich eine Art Instinkt für den Ausgang der Sache, und dieser sagt mir, daß es heute um acht Uhr einen Lieutenant weniger geben wird."

„Wohin willst du zielen, Wolfschild?" fragte Ruben.

„Ins Dreieck. Das ist der sicherste Schuß."

„Warum nicht lieber nach dem Kopfe?"

„Das ist unpraktisch. Einmal bietet er weniger Fläche, dann ist er auch kein gedecktes Ziel. Beim Schuß aufs Dreieck thut der Kopf die Dienste eines hinter ihm stehenden Baumes."

„Aber falls er gerade steht?"

„Das wäre schlimm. Warum wird er das aber thun?"

„Nun, es könnte doch sein."

„Nun, dann treffe ich ihn in den Hals."

„Das ist gewagt," sagte Steinfelder. „Halt es lieber mit dem Hüftknochen der linken Seite. Etwas zurückstehen wird er denn doch, dann ist es ein sicherer Schuß."

„Ist er aber auch tödlich?"

„Nicht gerade immer, aber in der Regel geht der so Verwundete doch drauf. Eigentlich ist es ja auch angenehmer, wenn der Gegner nicht gleich fällt, sondern erst an den Folgen der Verwundung stirbt. Es heißt dann, er wäre leider unvorsichtig gewesen u. s. w., und man kann die Sache leichter vertuschen."

„Nein, nein! Steht er gerade, so schieße ich nach dem Halse. Er muß gleich tot sein!"

Die drei lächelten.

„Wo ist denn Paul?" fragte Winter nach einer Pause.

„Ich weiß es nicht! Wir sprachen seit vorgestern nicht mehr miteinander, und ich meine, wir werden uns bald ganz trennen."

„Das sollte mich für dich freuen. Apropos, heute abend müssen wir zu Wallner. Ich versichere dich, die kleine Schramm ist in der neuen Posse köstlich. Der Ton, in dem sie ihr: ‚Feodor, wie bist du so furchtbar nett!' hervorbringt, ist deliciös. Ein scharmantes Mädchen, ein ganz allerliebstes Weibchen! Ich

versichere dich, Steinfelder ist ganz verliebt in sie. Er war gestern wie toll. Wahrhaftig. Hatte ganz den Verstand verloren, wollte durchaus auf die Bühne springen. Siehe, wie er jetzt so unschuldig dasitzt, als könnte er nicht bis drei zählen; aber traue ihm nicht, ich sage dir, er ist ein mit Schnee bedeckter Vulkan."

„Was? bist du nicht ein Vulkan?" fragte Winter, indem er seine Hand auf Steinfelders Bein legte. Steinfelder lächelte.

„Warum sollte ich kein Vulkan sein?" fragte er.

„Steinfelder," sagte Wilhelm, „du solltest wirklich nicht mehr hingehen. Denk' an das Unglück, das daraus entstehen kann. Wenn sie dich sieht in deiner Leidenschaft, so entzündet sich ihr Herz am Ende auch, und es gibt ein großes Unheil. Helmerding schösse dich tot, Neumann grübe dir dein Grab und Reusche hielte dir die Leichenrede. Wahrhaftig, es wäre eine tragische Geschichte, und das um so mehr, als du lauter lachende Leidtragende im Gefolge haben würdest."

„Reg' dich nicht auf, Wilhelm, durch den Gedanken an eine solche Möglichkeit," warf Winter ein; „deine Hand könnte sonst zittern."

„Ihr seid mir schöne Freunde," meinte Steinfelder. „Vertreiben sie sich die Zeit damit, sich mein Begräbnis auszumalen. Wird sich was sterben!"

„Da wir vom Sterben sprechen," begann Wilhelm, „ihr seid doch Ärzte, ihr müßt's wissen, thut der Tod weh?"

„Je nachdem, wo er hinschlägt. Meint er's gut, will er uns wohl, und trifft seine Sense ins Hirn oder Herz, so kommt der Sterbende gar nicht zum Nachdenken, und es kann von Schmerzen nicht die Rede sein. Macht er's aber langsam, dann mag das Sterben eine ungemütliche Sache sein."

„Hast du viele sterben sehen, Ruben?"

Der Angeredete zuckte mit den Achseln: „Unzählige!" antwortete er.

„Und wie starben die meisten? Ruhig? Ich meine in seelischer Beziehung?"

„Die meisten starben bewußtlos oder völlig gefaßt. Ihr Aberglauben kam ihnen dabei zu statten."

„Hast du auch von unseren Gesinnungsgenossen jemand sterben sehen?"

Ruben sann einen Augenblick nach. „Ja," sagte er. „Zwei von denen, die bei vollem Bewußtsein starben, waren Materialisten. Sie starben beide kaltblütig. Einer von ihnen war selbst Arzt. Er wollte mir durchaus sein Skelett schenken und bat mich, ihn doch als anatomisches Präparat zu verwenden. ‚Es wäre ihm ein unangenehmer Gedanke,' sagte er, ‚ganz nutzlos zu verfaulen.' Der andere war ein Schulmeister und vertrieb sich seine letzten Stunden damit, Parodien auf Sterbelieder zu dichten. Er war eine lustige Haut. Er hatte die heftigsten Schmerzen und tausend lustige Einfälle."

„Den Kadaver vom Arzte konntest du nicht behalten?"

„Nein. Leider nicht; obgleich es jammerschade

war, denn die Schwindsucht verlief bei ihm wunderhübsch normal. An einer normalen Schwindsucht gestorbene Leute sind schwer zu erhalten."

„Was für religiöse Ansichten Bungerow wohl haben mag?" sagte Wilhelm nachdenklich.

„Das kommt von euren abgeschmackten Todesgesprächen!" fuhr Winter auf. „Ihr werdet ihn noch ganz weich machen. Mit einem Menschen, der eben im Begriff ist, zu einem Duell zu fahren, muß man nicht vom Tode reden."

„Hört! hielt da nicht der Wagen?" fragte Steinfelder.

„Ja, er ist da," erwiderte Ruben, der ans Fenster getreten war. „Die Uhr ist ein Viertel auf acht! Wir müssen aufbrechen, denn wir haben reichlich Dreiviertelstunden Fahrt vor uns."

Sie erhoben sich und griffen nach Hüten und Paletots.

„Prächtiger Junge, der Wolfschild," flüsterte Winter Ruben zu. „Es wäre schade, wenn ihm etwas zustieße. Er macht sich scharmant. Hast du dein Besteck bei dir?"

„Ja. Wolfschild, laß von deiner Wirtin ein paar Flaschen mit frischem Wasser füllen und gib mir ein paar Handtücher mit. Beides kann in solchen Fällen treffliche Dienste leisten."

„Sogleich!"

Wilhelm gab die betreffenden Aufträge, und nach einigen Minuten brachte die Wirtin, eine beleibte Frau mit frechen Augen und einem verschlagenem Ausdruck

um den Mund — (die Freunde wohnten nicht mehr in der Wohnung, die sie anfangs bezogen hatten) — das Verlangte. Dann brachen die Herren auf.

Als sie die Hasenhaide erreichten, fanden sie ihre Gegner schon vor. Herr von Bungerow war in Civil, und seine Begleiter waren Civilisten, da seine Kameraden nichts von dem Duell erfahren sollten. Die Herren begrüßten sich, befahlen den Kutschern an einer benachbarten Restauration zu halten und gingen schweigend in den Wald. Nachdem sie einen geeigneten Platz gefunden und die Barrieren bestimmt hatten, hielt der Unparteiische die bekannte Versöhnungsrede: „Sowohl aus eigener Überzeugung als auch um mich eventuell vor den gesetzlichen Folgen zu schützen, richte ich die Frage an Sie, ob Sie sich nicht versöhnen wollen." Die Frage wurde verneint, und die Duellanten nahmen ihre Plätze ein. Die Barriere betrug nur fünf Schritte, und der Unparteiische zählte bis sechzig. Der Lieutenant nahm die schräge Positur.

„Schieß nicht, ehe du ihn auf dem Korne hast," flüsterte Winter Wilhelm zu, als er ihm das Pistol reichte.

Wilhelm nickte.

„Schießen Sie so schnell wie möglich," murmelte in demselben Augenblicke Bungerows Sekundant. „Kommt er zum Zielen, so sind Sie verloren.

„Danke!"

Sobald der Unparteiische mit dem Zählen begonnen hatte, ging der Lieutenant bis an die Barriere vor und schoß. Wilhelm hörte die feindliche Kugel

pfeifen: ein Zeichen, daß sie nicht all zu nahe an ihm vorübergeflogen war.

Er blieb an seinem Platz und erhob das Pistol langsam bis zur Brusthöhe seines Gegners, der ihm jetzt, nur zehn Schritte entfernt, wehrlos gegenüber stand. Er zielte lange; endlich krachte der Schuß und Bungerow brach, wie vom Blitze getroffen, zusammen.

Alle eilten auf ihn zu. Man richtete ihn auf, aber die tödliche Bläße seines Gesichtes und das brechende Auge zeigten, daß jede Hilfe vergeblich war. Nur die Lippen zuckten noch ein paarmal schmerzlich.

„Ich fürchte, meine Herren, sagte Ruben, sich vorbeugend, „Ihrem Freunde ist nicht mehr zu helfen."

„Gib dir keine Mühe weiter, Ruben," rief Wilhelm rauh. „Blattschuß — Grabschuß!" Damit wandte er sich um und ging allein davon.

Die Freunde Bungerows blickten ihm finster nach.

„Meine Herren," begann Winter, „ich glaube, nicht nur im Interesse meines, sondern auch im Sinne ihres Freundes zu handeln, wenn ich Sie bitte, das strengste Schweigen über das Unglück, dessen Zeugen wir eben waren, zu beobachten. Ich will Ihnen mit gutem Beispiele vorangehen und gebe hiermit mein Ehrenwort, daß durch mich kein Uneingeweihter erfahren soll, was hier vorging." Die anderen wiederholten das Gelöbnis.

Winter riß ein Blatt aus seinem Notizbuch, schrieb Namen und Stand des Toten darauf und setzte die lakonischen Worte hinzu: „gefallen im Duelle vor

Sekundanten und Zeugen." Er befestigte dann die Karte am Hemdkragen der rasch erkaltenden Leiche. Darauf gingen alle auseinander.

„Bemerktest du den dämonischen Ausdruck in Wolfschilds Gesicht, ehe er schoß," fragte Steinfelder, während er neben Winter herging.

„Gewiß. Und seit ich ihn bemerkte, gab ich keinen Heller mehr für des Lieutenants Leben."

„Glaubtest du bis dahin, daß er ihn schonen würde?"

„Es erschien mir nicht unmöglich. Er hat mitunter Anwandlungen von sehr unzeitiger Noblesse."

„Sahst du nicht, wohin Wolfschild ging? Wir dürfen ihn heute nicht allein lassen."

Sie fanden ihn nach einigem Suchen am Ausgange des Wäldchens auf einem umgefallenen Baumstamme sitzend.

„Komm, wir wollen gehen," sagte Winter, indem er seinen Arm nahm. Er sah ihm prüfend ins Gesicht, aber dieses trug den Ausdruck gleichmütiger Ruhe. „Sahst du dir den Sterbenden an?" fragte Wilhelm. „Was unternehmen wir heute?" fuhr er dann fort, während alle vier der Restauration zuschritten, neben der ihr Wagen sie erwartete. „Es ist schönes Wetter. Wie wäre es, wenn wir den Tag in Potsdam verbrächten? Wenn ich nicht irre, spielen heute die Wasserwerke."

„Ich bin's zufrieden. Ihr auch?" meinte Winter, indem er die Beiden fragend ansah.

„Ja, wir auch!" antworteten sie.

„Sollen wir noch erst bei dir vorfahren lassen oder fahren wir gleich auf den Bahnhof?"

„Gleich auf den Bahnhof. Was soll ich zu Hause?"

In Potsdam spielten die Wasser, und eine bunte Menschenmenge belebte den weiten Park. Als die jungen Leute von der obersten Terrasse aus auf die große Fontäne herabsahen und überall durch die Bäume die bunten Gewänder der Frauen und Kinder hervorschimmerten, citierte Steinfelder: „Vom Eis befreit sind Strom und Bäche!" und die lebensfrischen Verse erinnerten Wilhelm an den bleichen Studenten, mit dem er gestern im Tiergarten gesprochen, der so krank ausgesehen und der sich doch so sehr des Lebens gefreut hatte. Vielleicht wäre auch Bungerow heute hier gewesen, wenn das Duell nicht stattgefunden hätte, hätte auf die Terrassen, die Fontänen und den ergrünenden Park herabgeblickt und sich an dem hellen Sonnenschein und der lauen Frühlingsluft erfreut.

Durch Wilhelms Schuld lag er jetzt, entseelt und verlassen, in der Hasenhaide und blieb dort, bis ihn ein Vagabund, der kein anderes Logis, als das bei Mutter Grün hatte, fand und die Polizei herbeirief. Ob Bungerow Verwandte haben mochte? Einen Vater? Eine Mutter? Schwestern? Lebten Sie in Berlin oder in der Provinz? Erfuhren sie den Tod ihres Kindes, Bruders wenigstens gleich oder erst durch einen Brief, ein Telegramm?

Eine große Gesellschaft stieg die Terrassen hinan. Sie bestand aus einer Anzahl eleganter Damen und Herren, und zu letzteren gehörten mehrere Offiziere

von dem Garderegiment, bei dem Bungerow stand. Als sie an den jungen Leuten vorübergingen, blieb eine junge Dame, die eine der letzten war, einen Augenblick stehen, sah Wilhelm scharf an und eilte dann weiter. Er mochte ihr bekannt erscheinen oder seine blendende Schönheit ihr aufgefallen sein. Wilhelm fuhr heftig zusammen.

„Was hast du?" fragte Winter, der seinen Arm genommen hatte und ihn zucken fühlte.

„Sieh das junge Mädchen da, die Letzte im lilaen Kleide. Hat es nicht Ähnlichkeit von Bungerow? Es muß seine Schwester sein."

„Thorheit! Sie gleicht ihm nicht. Komm, du bist durch den weiten Gang ermüdet. Wollen wir in die Stadt gehen? Du mußt etwas essen. Wenn wir diniert haben, nehmen wir eine Droschke und fahren über Pichelswerder und Charlottenburg zurück. Wir kommen dann noch zeitig zu Wallner. Diese Nacht mußt du bei mir schlafen. Ich will dir eine neue französische Broschüre über die Arbeiterfrage vorlesen. Sie ist außerordentlich scharf gehalten."

Achtes Kapitel.

„Gehe und genieße jetzt ungestört dein Glück," sagte Winter zu Wilhelm, als er sich um die Mittagsstunde des folgenden Tages vor dem Eingange zu Helenens Wohnung von ihm verabschiedete.

Als Wilhelm in den Vorsaal trat, fiel ihm ein Koffer auf, dessen Deckel eine kleine silberne Platte mit der Inschrift: Justizrat Lammstedt. Berlin — trug.

„Verreist der Herr?" fragte er den Diener.

„Ja! Der Herr Justizrat werden gleich nach Tisch auf einige Tage verreisen."

In demselben Augenblicke kam ihm auch schon der Justizrat entgegen.

„Es ist hübsch, daß Sie kommen, Herr Wolfschild," rief er. „Ich fürchtete schon, mein Briefchen könnte Sie verfehlt haben und ich Sie vor meiner Abreise nicht mehr sehen. Ich muß nämlich in aller Eile nach Breslau, wohin mich ein wichtiges Geschäft ruft. Es handelt sich um eine sehr wichtige Angelegenheit," fügte er halblaut hinzu, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog und den Mund spitzte.

„Na! schön, daß Sie gekommen sind. Wir essen noch zusammen zu Mittag; dann begleiten Sie uns auf den Bahnhof und bringen Helene wieder zurück. Sie müssen sich die paar Tage über schon von anderen Dingen losmachen und meine Frau zu unterhalten suchen. Ich denke, das wird Ihnen, uns zuliebe, nicht allzuschwer fallen."

„Hältst du mich für so unfähig, mich selbst zu unterhalten," fragte Helene, die zu ihnen getreten war, „daß du Wolfschild förmlich für mich anwirbst?"

„Nun, daran zweifle ich nicht, aber ich meine, daß zwei sich denn doch immer besser amüsieren als einer, und ich glaube außerdem, daß ihm durch diese Werbung nicht gerade Gewalt geschieht."

„Und darin wenigstens hat Ihr Herr Gemahl unbedingt recht, gnädige Frau," sagte Wilhelm.

„Das freut mich, und Sie wissen, daß ich das auch immer geglaubt habe. Mich ärgert nur die Arroganz der Männer, die sich einbilden, daß wir nicht einen Augenblick ohne einen Vertreter ihres Geschlechtes leben können."

„Hm! Nun! Ja! Schön! Aber Sie sehen übel aus, Wolfschild. Haben Sie sich noch immer nicht von dem neulichen Unwohlsein erholt? Es ist doch nichts Ernstliches?"

„Nein, durchaus nicht! Ich bin ganz wohl. Falls ich etwas bleicher bin, als gewöhnlich, so kommt das von einer durchwachten Nacht. Wir haben sie gestern dem Bacchus geopfert. Es wurde

lebhaft debattiert, und als wir vom Tische aufstanden, schien uns die Morgensonne ins Gesicht."

„Und worüber haben Sie denn so lebhaft gestritten? Doch was frage ich noch. Natürlich wieder über die leidige Politik."

„Ungefähr. Über die Arbeiterfrage."

Der Justizrat zuckte die Achseln. „Sie müssen viel überflüssige Zeit haben. Ich bitte Sie, wozu führt es, daß ein jeder über alles mitsprechen will? Zu nichts anderem, als daß er darüber sein Fach vernachlässigt."

„Wir wollen darüber nicht streiten. In dieser Beziehung denkt jede Generation und jedes Individuum verschieden. Ich meine, daß jeder von uns erst Bürger ist und dann erst Mensch."

„Wie wäre es, wenn Bürger und Mensch sich jetzt zu Tische setzten," sagte Helene. „Die Suppe ist auf dem Tische und schmeckt heiß besser als kalt, welcher politischer Überzeugung man auch sei."

Die Gegner waren damit einverstanden und folgten Helenens Aufforderung.

„Frau, sogar Champagner!" bemerkte der Justizrat, indem er sich setzte.

„Ich habe ihn bringen lassen, damit wir auf deine glückliche Rückkehr trinken können."

„Das war ein verständiger, allerliebster Einfall von dir. Dafür bekommst du auch einen Kuß." Und der Justizrat beugte sich zu Helene hinüber, umfaßte und küßte sie.

„Pfui, nicht doch," rief sie, sich sträubend, indem

sie den Mund wegwandte, so daß er nur die Wange traf. „Laß mich. Du zerdrückst mein Kleid.“

Sie sah, während ihr Mann sie küßte, Wilhelm an. Ihre großen, schwarzen Augen blickten feurig, und Wilhelm erzitterte.

„Ja, ja, sträube dich nur,“ sagte der Justizrat und sah sehr vergnügt aus. „Wenn Sie einmal heiraten, Herr Wolffschild, so müssen Sie sich durch so etwas nicht irre machen lassen. So sind die Frauen einmal, wenn sie uns am liebsten haben, fliehen sie vor uns. Nehmen Sie nicht von dem Mostrich, der ist nicht gut. Johann,“ wandte er sich an den Diener, „bringe den französischen Mostrich. Ja, ja, die Frauen. So lange man unverheiratet ist, kennt man sie nicht. Wahrhaftig nicht. Man mag noch soviel mit ihnen gelebt haben, man kennt sie nicht. Da schmollen sie mit uns Jahr und Tag, sind verdrießlich Woche um Woche, und mit einem Male, ganz unerwartet, zerteilen sich die Wolken, und die Sonne alter Liebe lacht wieder aus Auge und Mund. Und nun,“ rief er, indem er das Glas ergriff, „wollen wir eine Gesundheit trinken, eine alte, schon unendlich oft ausgebrachte Gesundheit, aber es heißt im Liede: ‚Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu.‘ Also: Die Frauen leben hoch! hoch! hoch!“ Er rief es so laut, wie bei einem großen Diner. Sie stießen an. Wilhelm trank den Wein in vollen Zügen, und auch Helene leerte ihr Glas.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß du so gut trinken

kannst," sagte der Justizrat. „Sonst nippst du ja kaum an deinem Glase. So entdecke ich immer neue hübsche Züge an dir."

Der Wein war leicht und schäumte hoch auf, und das Gespräch war lebhaft und wurde es immer mehr. Aber nur der Justizrat war in wirklich fröhlicher Stimmung, die beiden anderen waren nur aufgeregt und suchten in lebhaftem Gespräch etwas zu vergessen, das sich nicht vergessen ließ.

„Es ist die höchste Zeit aufzubrechen," sagte Helene endlich, indem sie nach der Uhr sah. „Du kommst sonst zu spät zum Bahnhof."

„Heute fahre ich nicht mehr, Helenchen," rief der Justizrat. „Ach was! Heute bleibe ich bei dir. Wenn ich morgen mit dem Frühzuge reise, komme ich immer noch zeitig hin."

Helene biß sich auf die Lippen. „Das ist reizend," rief sie gleich darauf. „Siehst du, nun sehe ich, daß du mich wirklich liebst und im stande bist, deine langweiligen Geschäfte um meinetwillen etwas zu vernachlässigen. Daß du das bisher nicht konntest, hat mir immer wehe gethan."

Der Justizrat stutzte. „Was sprach ich da?" sagte er. „Ich kann leider in der That nicht bleiben. Verzeihe, Helene, aber ich muß wirklich noch heute reisen. Ich war vorhin ganz zerstreut. Bedenke, Kind, es handelt sich um eine sehr wichtige Angelegenheit."

Er sprang rasch auf und eilte in sein Zimmer,

in das Helene ihm folgte. Nach wenigen Minuten saßen alle drei im Wagen.

„Ja, was wollte ich doch sagen?“ begann der Justizrat, während der Wagen dem Bahnhof zurollte. „Raten Sie einmal, Wolfschild. Ein Apfel freit um eine Birne und sie gibt ihm einen Korb, indem sie den Namen einer italienischen Stadt ausspricht. Welche war es?“

„Ne apel!“

„Richtig. Aber nun umgekehrt. Sie besinnt sich und gibt die Zusage. Er teilt es einem Freunde mit, indem er den Namen einer spanischen Stadt nennt.“

Wilhelm konnte die Auflösung nicht finden.

„Scharmant. Habe ich doch endlich etwas gefunden, was Sie nicht erraten können. ‚Se vill ia‘ heißt es.“

Der Justizrat lachte behaglich. Nun hielt der Wagen am Bahnhof. Auf dem Perron küßte der Justizrat sein Weib noch recht herzlich, empfahl sie der Obhut Wilhelms und wehte in fröhlicher Weinlaune noch, als der Zug den Zurückbleibenden längst nicht mehr sichtbar war, mit seinem Taschentuche aus dem Fenster.

„Dieser junge Mensch übt einen guten Einfluß auf Helene aus,“ dachte er, indem er sich in die Ecke des Waggons lehnte und die Augen schloß. Ich habe sie lange nicht so häuslich und liebenswürdig gesehen, wie in den letzten Monaten. Es

wäre schön, wenn unser Verhältnis sich doch noch zu einer wahren Ehe gestalten könnte."

Es waren trauliche Bilder, die den Justizrat, während der Zug dahineilte, umgaukelten.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, blieb Helene dicht am Rande des Perrons stehen und sah ihm nach. Die Menschen, die Abreisende begleitet hatten, verließen allmählich den Perron, und er wurde zuletzt ganz leer. Helene aber stand noch immer unbeweglich da und sah mit großen, weit geöffneten Augen in der Richtung, in der der Zug verschwunden war. Und Wilhelm störte sie nicht. Er hatte das Gefühl, als ob alles darauf ankäme, daß sie so stehen blieb, daß die erste Bewegung, die sie machte, ein großes Unglück für ihn und für sie bedeutete; als ob der schon geborstene Damm dann völlig zerreißen und die unwiderstehlichen Wogen der Leidenschaft ertränkend, erstickend über sie beide hereinbrechen müßten.

Endlich wandte Helene sich um. Sie sah Wilhelm nicht an, aber die fahle Bläße, die ihr Gesicht bedeckte, sprach eine verständliche Sprache. Er nahm ihren Arm und fühlte, daß er heftig zitterte, während sie dem Wagen zugingen.

„Nach Hause!" rief Wilhelm dem Kutscher zu, indem er den Wagenschlag schloß.

Sie sprachen während der Fahrt kein Wort und atmeten langsam und schwer. Helene hüllte sich dicht in ihren Pelz, obgleich es warm war, und Wilhelm öffnete seinen Paletot, weil es warm war.

Dann hielt der Wagen vor Helenens Wohnung,

sie verließen ihn und stiegen schweigend die Treppe hinan. Helene eilte auf den letzten Stufen etwas voraus und schellte heftig. Im Vorzimmer warf sie den Pelz dem Diener zu und eilte rasch in ihr Zimmer. Draußen war mittlerweile der frühe Frühlingsabend hereingebrochen; als Wilhelm ans Fenster trat, sah er, wie eine Laterne nach der anderen aufflammte. Er drückte den Kopf ans Fenster und blickte starr hinaus auf die Straße. In seinem Innern tobte eine Welt von Leidenschaft, Reue und Verzweiflung. Die Turmuhr der Matthäikirche schlug langsam acht. Andere Glocken antworteten, und sie schlugen zusammen den Namen: „Bun — ge — row! Bun — ge — row!!"

Er strich sich mit der Hand über die Stirn und wandte sich um. Die große Lampe auf dem Tische beschien hell das Zimmer, außer ihm befand sich niemand darin. Er horchte. Es war totenstill.

„Wir wollen ein Ende machen," murmelte er halblaut, „ein Ende, ein Ende."

Und er ging mit schnellen Schritten in Helenens Boudoir. Sie war nicht da. Er öffnete stürmisch die nächste Thür und befand sich in ihrem Schlafgemach. In der Ecke hing ein griechisches Heiligenbild und vor ihm verbreitete eine Öllampe einen trüben, matten Schein. Sonst war kein Licht im Zimmer. Vor dem Heiligenbilde stand ein Betpult und an ihm kniete, das Gesicht in den Händen verbergend, Helene. Sie sah sich nicht um nach ihm,

als er die Thür aufriß, sie blieb unbeweglich knieen; nur noch ein wenig tiefer senkte sie ihr Haupt.

Über Wilhelms Gesicht flog wieder das unheimliche, wüste Lächeln, wie in dem Augenblicke, als er den wehrlosen Bungerow niederschoß.

Es war spät, als Wilhelm das Haus verließ, das sich ihm so gastlich geöffnet und dessen Frieden er für immer zerstört hatte.

Ein Bruchstück aus einem Gedicht kam ihm auf die Lippen; er wußte nicht, woher es stammte, ob er es einmal als Kind gelernt oder es singen gehört hatte. Mechanisch flüsterte er es immer wieder: „Hin ist hin! Verloren ist verloren!" Er glaubte zu wissen, daß sich auf „hin" „Gewinn" gereimt hatte, aber er konnte das Wort nicht finden. — Als er das Potsdamer Thor passiert hatte, bemerkte er eine lebhafte Bewegung. Die Menschen standen in Gruppen beisammen oder eilten rasch dahin, alle in einer Richtung, dem Dönhofsplatze, der inneren Stadt zu. Ein Hoffnungsstrahl fiel in Wilhelms Herz. „Was gibt's?" rief er einem Vorübereilenden zu.

„Revolution! Am Moritzplatze bauen sie Barrikaden," rief der Mann und eilte weiter.

„Herr! ich danke dir!" dachte Wilhelm. Er konnte sterben, auf den Barrikaden den Tod finden, einen Tod, wie er ihn sich oft erträumt hatte, konnte nach ein paar Stunden daliegen wie Bungerow, nichts mehr sehen und hören, vor allem nichts mehr fühlen und fürchten, daliegen ohne Vergangenheit, ohne Gegenwart, ohne Zukunft!

Er eilte, so schnell er konnte, vorwärts. Das Gedränge wurde immer dichter, er hörte wilde, verwegene Rufe, Kreischen, dazwischen einen gellenden Aufschrei oder ein lautes Lachen. Endlich konnte er nicht weiter und mußte einen Augenblick stille halten, um sich zu erholen. Er horchte ängstlich, aber er konnte keine Schüsse hören. Vielleicht parlamentierte man.

„Ist schon geschossen worden?“ fragte er endlich, als er halbwegs wieder sprechen konnte, einen neben ihm stehenden Hausknecht, der, die Hände in den Hosentaschen, pfeifend vor der Thür eines Hauses stand.

„Ne! ich jlobe ooch jar nich, daß jeschossen werden wird. Det is ja man bloß so een Krawall. Da sind ja man bloß die Schutzmänner. Die haben ja jar keene Flinten nich.“

„Unmöglich!“ Er fragte andere; ihm ward derselbe Bescheid. Es war keine Revolution, es war ein Pöbelauflauf. Man stritt nicht, ob Parlaments-, ob Königsregierung, die Arbeiter machten ihrem Ärger über die steigenden Hausmieten Luft; nicht der König hatte einen Staatsstreich verübt gegen sein Volk, sondern ein Hausbesitzer gegen einen Bierwirt.

„Pah!“ knirschte Wilhelm. „Das Volk ist mutiger, als seine Vertreter. Aber freilich, die haben auch etwas zu verlieren.“

Er winkte eine Droschke herbei und stieg ein.

„Wohin?“ fragte der Kutscher.

„Zum Teufel!“

Der Kutscher, ein echtes Berliner Kind, geriet dadurch nicht in Verlegenheit. Er fuhr langsam bis zum Dönhofsplatze und fragte dann wieder: „Wohin?“

Wilhelm nannte seine Adresse. Er konnte es aber in seiner Wohnung vor innerer Unruhe nicht aushalten und ging wieder fort.

„Wohin jetzt?“ fragte er sich, als die Hausthür hinter ihm schwer ins Schloß fiel. Mechanisch schlug er den Weg nach dem Tiergarten ein. Es that ihm wohl, daß sich ein kalter Wind erhob und ihm gerade ins Gesicht blies. Der Tiergarten lag endlich dunkel vor ihm, kein Mensch war zu sehen, kein Schritt zu hören. Er dachte mit einer Art entsetzlicher Lust daran, daß er jetzt recht eigentlich hierher in die nächtliche Freistatt der Verbrecher und Vagabunden gehörte. „Mörder, Ehebrecher und Meineidiger, der ich bin, wo gehöre ich anders hin, als zu meinen Gesellen!“

Er lachte hart auf und dachte dann daran, wie er als Kind, wenn er durch ein dunkles Zimmer mußte, absichtlich gelacht oder laut gesprochen hatte, um die Angst des kleinen Herzens zu vertreiben. „Du darfst dich nun nicht mehr fürchten,“ rief es in ihm. „Wovor kann deinesgleichen noch Furcht empfinden? Was kann dir zustoßen? Man kann dich berauben — was liegt daran? Man kann dich töten — du wirst dann Ruhe haben. Aber warum willst du auf eine fremde Hand warten?“ Wilhelm fielen die Worte ein, die der schwindsüchtige Student neulich

gesprochen hatte. Er hatte recht; wer einem anderen das Leben nahm, verdient nicht, daß er selbst lebe. Verdient es nicht? Ist denn aber das Leben eine Freude? Ist es nicht vielmehr eine unerträgliche Last?

„O, Mutter, Mutter! warum hast du mich geboren?" rief er in unsäglichem Schmerze. „Grausamer, unbarmherziger Gott, warum ließest du ein Geschöpf entstehen zu ewiger Verdammnis? Ja, ich will sterben. Ich will dieser Qual entgehen. Auge um Auge, Zahn um Zahn. So lautet das Wort, das ist das Gesetz. Ich will Richter sein und Delinquent in einer Person. Wer Menschenblut vergießt, des' Blut soll siebenfach vergossen werden."

„Es ist Thorheit, daß ich in meinem Herzen sprach: ‚Es ist kein Gott!' In meinem Elend fühle ich es deutlich: ‚Es gibt einen Gott, es gibt einen Richter über Tote und Lebendige, es gibt ein ewiges Sittengesetz.' Ich will hingehen und zu ihm sprechen: ‚Herr, mein Leben ist verwirkt, nimm es hin.' Wie, wenn er mich begnadigte? Wenn es nicht eine Fabel wäre, wenn Christus wirklich Gottes Sohn, der Welt Heiland, unser aller Fürsprecher, auch mein Erlöser wäre? Wenn ich leben bleiben könnte? Wenn ich die Strafe trüge, die das Gesetz über mich verhängt, wenn ich zurückkehrte zu meinem Vater mit dem reuigen Bekenntnisse: ‚Vater, ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße,' und er mich doch annähme? Wenn ich ein anderer würde, wenn ich jetzt Berlin verließe, heimkehrte ins Vaterhaus,

meinem Vater offen erzählte, daß ich geirrt und gefehlt habe und tief gefallen bin, aber doch auch versicherte, daß ich nicht ganz verloren bin, daß ich mich wieder auf mich selbst besinne? Wenn ich zu Mathilde spräche: ‚Ich bin dir untreu gewesen, ich habe den Schwur, den ich dir in heiliger Stunde geleistet habe, gebrochen, aber ich habe es unsäglich bereut?' Wenn ich zu Mütterchen käme und Gretchen, und würfe mich ihnen zu Füßen und spräche: ‚Nehmt mich wieder auf in eueren Kreis. Denkt, ich sei todkrank und pflegt mich wieder, wie ihr mich sonst gepflegt habt, wenn ich krank war, legt euere weiche Hand auf mein müdes, wirres Haupt, erzählt mir euere Märchen und singt mein Herz zur Ruhe mit dem alten: ‚Nun ruhen alle Wälder', wie ihr es gethan habt, als ich noch ein Kind war.'"

Und so wogte es fort in Wilhelm die ganze lange Nacht hindurch. Verzweiflung und Hoffnung, Lebensüberdruß und Lust am Leben rangen miteinander auf Leben und Tod, während sein müder, abgespannter Leib rastlos in dem finsteren Parke umherirrte. Auf seiten der Hoffnung, auf seiten der Lebenslust fochten mächtige Bundesgenossen. Da war die warme Liebe zu den Seinen, die Erinnerung an die Heimat, da waren die Eindrücke einer in einem christlichen Hause verlebten Jugend.

Der Morgen graute schon als Wilhelm die Treppe, die zu seiner Wohnung hinaufführte, hinanstieg. Leise ging er durch Pauls Zimmer, um ihn nicht zu stören, aber das matte Licht des Morgens

zeigte ihm, daß im Zimmer alles in Unordnung war. Kleider und Bücher lagen umher, ein Koffer war halb gepackt. Er ging in sein Zimmer, zündete sein Licht an und ging, es vorsichtig mit der Hand bedeckend, wieder zu Paul. Der erwachte und richtete sich in seinem Bette auf.

„Wolltest du mich verlassen, Paul?" fragte Wilhelm mit weicher Stimme, indem er sich auf Pauls Bett setzte.

Paul erschrak über sein verstörtes Aussehen. Vergessen war alles, was zwischen ihnen lag, er sah nur, daß sein Jugendfreund, Gretchens Bruder, des Pastors Sohn, elend und kummerbeladen war. Er sprang aus dem Bette und umfaßte den Freund mit beiden Armen. „Wilhelm," rief er, „noch ist es Zeit. Weise meine Hand nicht wieder zurück; reiße dich los von deiner Umgebung, sei unmännlich, trage deiner Schwäche Rechnung, fliehe, was du nicht überwinden kannst, zerreiße die Verhältnisse, die du nicht lösen kannst. Stoße mich nicht von dir. Bei Gott, du bist an meiner Seite besser aufgehoben, als an der von Winter und Steinfelder. Willst du?"

Wenn ein Gefäß voll ist, genügt ein Tropfen, um es zum Überlaufen zu bringen. Pauls herzliche Worte lösten den Bann von Wilhelms Brust, und ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen. Wie in eines Priesters Ohr legte er in Pauls treue Seele die Beichte seiner Verirrungen, und wie in eines Priesters Hand legte er in Pauls Rechte das feste Gelöbnis, nicht selbst zu verderben, was er

einst für sich erträumt, und nicht selbst zu zerstören, was er einst für sich erhofft hatte. Als endlich die Natur ihre Rechte geltend machte und Wilhelm nach der Aufregung der letzten achtundvierzig Stunden in einen totenähnlichen Schlaf verfiel, packte Paul, der sich nicht mehr zu Bett legte, den halbgefüllten Koffer wieder aus und legte die Bücher wieder an ihren Platz.

„Gottlob, daß es so gekommen ist!" dachte er.

Neuntes Kapitel.

Mit banger Sorge und tiefem Kummer hatte Paul die letzten Stadien in Wilhelms Entwickelung beobachtet. Früh gereift, wie er war, hatte er bald erkannt, daß der Freund sich auf einer abschüssigen Bahn bewegte, und hatte doch kein Mittel gefunden, ihn zurückzuhalten. Er fühlte, daß er im Begriffe war, auch den letzten Rest von Einfluß auf seinen unglücklichen Jugendfreund zu verlieren und er sah die Stunde voraus, in der der geistigen die räumliche Trennung folgen mußte. Dieser Gedanke wurde ihm dadurch noch unerträglicher, daß er wußte, welch einen tiefen und schmerzlichen Eindruck ihre Trennung im Jakobsburger Pastorate hervorbringen würde. So hatte er es denn lange seinem stolzen und eigentlich herrischen Sinn abgewonnen, Wilhelms Art und Weise schweigend zu ertragen und immer noch gehofft, es würde eine Änderung zum Guten eintreten. Erst die Ereignisse der letzten Tage hatten ihm klar gemacht, daß ein längeres Aufschieben seines Entschlusses unmöglich war.

In großer Aufregung hatte er am Tage des Duells Wilhelms Heimkehr erwartet. Aber Stunde auf

Stunde verging und er erschien nicht. Paul war zu Winter gegangen, aber auch dort hatte man ihm keine Aufklärung geben können. War Wilhelm ein Unfall zugestoßen? Er ging zu Steinfelder, zu Ruben, sie waren seit dem frühen Morgen nicht in ihrer Wohnung gewesen. Erst am späten Nachmittag traf er einen Bekannten, der ihm erzählte, daß er Wilhelm in Potsdam gesehen hatte, und ihm wenigstens die Gewißheit gab, daß Wilhelm noch lebte.

Er lebte und hatte doch die alte Freundschaft so völlig vergessen, daß er es nicht einmal für nötig hielt, Paul von dem Ausgange des Duells in Kenntnis zu setzen. Da traf denn Paul mit schwerem Herzen seine Dispositionen. Er mietete eine eigene Wohnung und war entschlossen, sich am folgenden Morgen von Wilhelm zu trennen. Ohne Abschied wollte er nicht gehen, „weil es sich nicht schickt, wie ein Dieb die bisherige Wohnung zu verlassen," meinte er selbst; in Wahrheit aber lebte in einem Winkel seines Herzens noch die Hoffnung, daß Wilhelm ihn zurückhalten würde. Aber auch der folgende Tag verging und Wilhelm ließ nichts von sich hören. Er hatte den Stubengenossen offenbar ganz aufgegeben. So setzte sich denn Paul mit schwerem Herzen an seinen Schreibtisch, um die Bewohner des Pastorats von seinem Entschluß in Kenntnis zu setzen. Er suchte dabei die wahre Ursache ihrer Trennung möglichst zu verdecken und sie als die Folge eines Streites hinzustellen. Er mußte sich aber sagen, daß die Empfänger seines Briefes die Wahrheit doch erraten

würden, und er hatte noch kein Auge geschlossen, als er Wilhelm kommen hörte.

Wilhelms Beichte hatte ihn tief ergriffen. Mußte auch der schwankende Charakter des Freundes seiner festen, männlichen Natur unverständlich, ja antipathisch sein, so konnte er sich doch des Mitleides mit dem aus allen Fugen geratenen Freunde nicht erwehren. Er sah eine edle und groß angelegte Natur im Begriff sich zu zerstören, weil sie nicht Kraft genug besaß, aus dem Temperament einen Charakter zu bilden.

Paul kam zu dem Resultate, daß nur ein längerer Aufenthalt in der Stille des Landlebens, im Frieden eines frommen Familienlebens, die zerrütteten Nerven des Freundes wieder herstellen, ihm den Frieden mit sich selbst wiedergeben könne. Er durfte aber auch nicht in die Heimat zurück. „Er muß behandelt werden wie ein Kranker," dachte Paul. „Er muß vor allem offen an den Vater schreiben und dann in tiefe Einsamkeit. Er hat den Kopf völlig verloren, aber er wird ihn wiederfinden und ein neues Leben beginnen."

Paul ging zur Wirtin und trug ihr auf, falls Winter oder Steinfelder oder Ruben kämen, zu sagen, daß Wolfschild nicht zu Hause sei. Dann verbrannte er den Brief, den er nach Hause geschrieben hatte, und setzte sich an das Bett des Freundes. Er hatte für ihn all' die Liebe, die der Starke für den Schwachen empfindet, während er für ihn sorgt, und zweifelte nicht daran, daß Wilhelm sich seine Vormundschaft willig gefallen lassen würde.

Als Wilhelm um die Mittagsstunde erwachte, teilte

Paul ihm mit, was er für ihn erdacht hatte, und er war sehr unzufrieden damit, daß Wilhelm alle seine Pläne durchkreuzte, indem er kategorisch erklärte, sein Duell zur Anzeige bringen zu wollen, und seine That dadurch zu sühnen, daß er sich der gesetzlichen Strafe unterwarf. Vergeblich stellte er ihm vor, daß er das ja auch auf andere Weise könne und daß er durch die Anzeige eine Reihe der schönsten Jugendjahre jeder ernstlichen Verwertung entziehen würde — Wilhelm blieb bei seinem Entschlusse.

„Glaube mir," sprach er, „die Einsamkeit der langen Festungshaft thut mir nicht nur not, sondern sie wird mir auch in jedem Sinne wohlthun. Sie wird mein Gewissen beruhigen, und ich werde in angestrengter Arbeit einholen, was ich bisher leichtsinnig versäumt habe. Auch wenn die Welt nichts von meinen Erlebnissen erfährt, kann ich nicht Theologe bleiben, denn das Amt des Herrn erfordert reine Hände, und meine sind blutbefleckt. Ich will noch heute an meine Eltern schreiben und ich hoffe, daß eben meine Offenheit ihnen die Hoffnung, daß meine Umkehr eine völlige sein wird, nicht als allzu sanguinisch erscheinen lassen wird. Ich will auch an Mathilde schreiben und ihr sagen, daß ihre Hand frei ist, daß ich ihrer nicht mehr wert bin. Glaube mir, Paul, ich darf nicht handeln, wie ein leichtsinniger Sohn, der seinem Vater, trotz dessen Bitten, nur die größten seiner Schulden nennt, und darum in kurzem doch wieder so weit ist, wie er vorher war. Ich muß alles bezahlen was ich schuldig bin, ehe ich ein neues Leben beginnen kann."

So sprach er, und der Freund mußte ihm recht geben; ja, er war schließlich angenehm überrascht durch Wilhelms ruhiges, verständiges Wesen.

„Ich habe auch dir viel unrecht gethan, lieber Paul," fuhr Wilhelm fort, indem er des Freundes Hand ergriff und herzlich drückte. „Vergib mir und vergiß. Denke, ich hätte eine schwere Krankheit gehabt, in der ich gegen meine freundlichen Pfleger tobte. Ist mir doch selbst zu Mute, als hätte ich während der letzten Zeit im Fieber gelegen und wäre eben erst erwacht."

Wilhelm fühlte sich infolge der wilden Aufregung, in der er sich während der letzten Tage befunden hatte, wirklich unwohl. Nachdem er ein wenig gegessen hatte, setzte er sich aber doch an seinen Schreibtisch, um nach Hause zu schreiben. Paul wollte unterdessen ausgehen, um die von ihm gemietete Wohnung wieder aufzugeben. Er hoffte bald zurück zu sein und wollte dann den Freund zum Staatsanwalte begleiten. Ehe er fortging, schärfte er der Wirtin noch einmal ein, Wilhelm Winter gegenüber zu verleugnen und eilte dann die Treppe hinab. Wilhelm aber griff zur Feder. Ihm war bei der Wendung, die seine Geschicke nahmen, still und zufrieden zu Mute, und die Hoffnung, sich wieder mit sich selbst ins Gleichgewicht bringen zu können, bewirkte, zusammen mit dem Gefühle physischer Müdigkeit, daß ihn ein ruhiges, ja fast behagliches Gefühl überkam.

Erst als er anfing zu schreiben und die Worte nackt und deutlich auf dem Papiere standen, wurde

ihm klar, welch eine Wirkung sein Brief zu Hause hervorbringen mußte, und er dachte mit Schrecken, Angst und Mitleid an die Seinen. Der ungeheuere Abstand zwischen dem, was sie zu Hause von ihm erwartet und erhofft hatten, und dem, was aus ihm geworden war, trat ihm vor die Seele, die Tilgung seiner Schulden erschien ihm kaum noch möglich, und versucherische Gedanken stiegen in ihm auf, die besseren Regungen trübend und verwirrend. War nicht doch am Ende schon alles verloren? Oder war am Ende noch gar nichts verloren? Aber er wollte diesen versucherischen Stimmen nicht Gehör geben. Er schrieb und versetzte sich, indem er schrieb, auch unwillkürlich auf den Standpunkt des väterlichen Hauses. Allmählich wurde sein Herz warm. In demütigen Worten sprach er das Bekenntnis des verlorenen Sohnes aus, der umkehren will von dem Irrwege, auf dem er gewandelt.

Da fühlte er, wie eine Hand sich leicht auf seine Schulter legte. Er fuhr zusammen, wandte sich um und sah — Helene. Sie war dunkel gekleidet und trug einen dichten Schleier. Sie war sehr bleich und ihr Gesicht trug den Ausdruck von Furcht. „Wilhelm," sprach sie leise und leidenschaftlich, indem sie seinen Arm ergriff, „Wilhelm, was hast du aus mir gemacht! Hilf mir," bat sie mit zitternder Stimme unter hervorbrechenden Thränen, „schütze mich vor mir selbst. Ich bin zu dir gekommen, damit du mich rettest. Rette mich, rette mich! Mein Gewissen läßt mir keine Ruhe, meine Schande verfolgt mich,

von überall her grinst mich die Verzweiflung an. Du hast diese Bilder hervorgerufen, banne sie auch. Du hast mir den letzten Frieden genommen, der noch in meiner friedlosen Brust wohnte, du hast mir das bißchen Glück gestohlen, das ich auf meinem einsamen, verlassenen Pfade gefunden hatte. Wilhelm, hilf mir, ich verderbe!"

Sie sank vor ihm in die Knie und reckte die gefaltenen Hände flehend gegen ihn empor. Der Hut war ihr vom Kopfe gefallen und weit fortgerollt, ihre Locken fielen wirr herab auf ihre Schultern; sie war in ihrer Verzweiflung wunderbar schön.

„Wilhelm, gib mir meine Ehre wieder. Meine und meines Mannes Ehre! Du hast nicht nur genommen, was mein war, du hast auch das mir anvertraute Gut geraubt! Wilhelm! was soll ich ihm sagen, wenn er zurückkommt? Schütze mich, rette mich vor mir selbst. Mein Geist ist wider sich selbst in Waffen. Hilf, hilf, ich verderbe!"

Wäre Helene vor ihn hingetreten mit dem dunkeln Blicke der Begierde oder mit dem frivolen Lächeln des Leichtsinns, so hätte Wilhelm die Verführerin weit von sich gewiesen. Aber sie kam als Flehende. Sie wandte sich hilfesuchend, verzweifelnd an ihn, sie kam friedlos bei ihm den Frieden zu suchen, den er ihr geraubt hatte. Sein weiches, leicht erregbares Herz lohte hoch auf: „So fahr' denn hin, Glück, Friede und Ehre!" rief er, indem er aufsprang, Helene mit beiden Armen umfaßte, sie aufrichtete und zum Sopha führte. Dort schwur er ihr, daß er sie über alles

liebe und seiner Seelen Seligkeit nicht achten wolle um sie; daß er sie nie, nie verlassen würde.

Als Paul zurückkehrte, fand er Wilhelm nicht mehr vor. Er sei ausgegangen, sagte die Wirtin. Wohin konnte er gegangen sein? Da fiel Pauls Blick auf einen Handschuh, der neben Wilhelms Schreibtische lag. Er hob ihn auf und betrachtete ihn, erst verwundert, dann erschreckt. Es war ein Damenhandschuh. Die Hand, die er bedeckt hatte, mußte sehr lang und schmal gewesen sein, und Helenens Hand war lang und schmal. Paul eilte wieder zu der Wirtin. „War eine Dame hier?" fragte er.

„Ja," sagte die Frau, indem sie zweideutig lächelte. „Eine schöne junge Dame. Wie sie aussah, kann ich Ihnen nicht sagen, denn sie war dicht verschleiert, aber daß sie jung und schön und aus guter Familie war, sah ich ihr an. Nein, das war keine von den Mamsells. Es ist schön, daß die Herren doch auch einmal Damenbesuch bekommen. Sie leben ja auch gar nicht wie junge Leute."

„Schweigen Sie," rief Paul zornig. „War das Weib lange hier?"

„Eine gute Stunde etwa."

Am Abend erhielt Paul diese Zeilen von Wilhelms Hand:

„Lebe wohl! Ich ziehe zu Winter.

Wilhelm."

Am folgenden Tage verkündete ein Zettel über der Hausthür, daß eine Treppe hoch zwei möblierte Zimmer zu vermieten seien.

Zehntes Kapitel.

Mathilde war damit beschäftigt, ihre Blumen zu begießen, als ihr Vater in ihr Zimmer trat und ihr den Vorschlag machte, mit ihm ins Pastorat zu reiten. „Müssen den Alten zur Jagd einladen," sagte er. „Ich bin ohnehin lange nicht dagewesen. Wenn du mit willst, so komm' herunter!"

Mathilde hatte sich in den letzten vier Jahren wenig verändert. Die Pläne des Barons waren, wie er übrigens schon selbst angenommen hatte, samt und sonders kläglich gescheitert. Vergeblich hatte er, sehr gegen seine Neigung, ein paar Winter in Fluffau verlebt und die Tochter alle Bälle mitmachen lassen, die vom Adel veranstaltet wurden; vergeblich hatte er selbst Haus gemacht und allerlei Jünglinge und Männer in Frack und Uniform eingeladen, — es wollte alles nichts verfangen. Mathilde hatte sich köstlich amüsiert, hatte jedes Vergnügen, das sich auf ihren Wegen fand, mitgenommen und gelacht und gescherzt nach Herzenslust; das war aber auch alles.

Als der dritte Winter herankam und Herr von Langerwald, heimlich seufzend, wieder seine Vor-

kehrungen traf, um mit Sack und Pack in die verhaßte Stadt überzusiedeln, setzte sich die Tochter eines Tages nach dem Abendessen neben ihm auf das kleine Sofa am Kamin, ergriff seine Hände, sah ihm treuherzig ins Gesicht und sagte mit lächelnden Augen (wie liebte der Alte diese Augen) und lächelndem Munde (sie hatte eine gar zu liebliche Art zu lächeln): „Warum willst du eigentlich wieder in das langweilige Nest?"

„Gott straf' mich," rief der Alte, der in diesem Augenblicke womöglich noch mehr in seine Tochter verliebt war, als gewöhnlich. „Du sollst dich ja da verlieben, Mathildchen!"

Sein halb melancholisches, halb schalkhaftes Gesicht, und der Ton seiner Stimme waren so komisch, daß Mathilde in ein schallendes Gelächter ausbrach. Dann fuhr sie, sich dicht an ihn schmiegend und ihren Kopf auf seine Schulter legend, fort: „Väterchen, du machst dir doch wirklich unnütze Mühe. Ich weiß ja, daß du dich dort ganz gräulich langweilst, und Mama geht es nicht besser."

„Was," unterbrach sie der Vater, „hat Mama das gesagt?"

„Durchaus nicht," beruhigte sie ihn, im Gegenteil, aber ich sehe es ihr an, daß sie auch lieber in Götzenhof bliebe. Und was mich betrifft, so werde ich mich in der Stadt gewiß nicht verlieben. Wahrhaftig nicht!"

„Aber warum denn nicht, Kind? Warum nicht?"

„Wie unklug ihr Männer seid, Papa! Wie sollte

ich mich wohl in jemand verlieben, wenn in dem Gesichte, mit dem du mir den Heiratskandidaten vorstelltest, deutlich zu lesen stand: ‚Bitte, verlieb' dich, mein Kind. Es ist zwar, Gott straf' mich, ein dummes, nichtsnutziges Subjekt, aber — verlieb dich doch!'"

Der Alte lachte, küßte die Tochter auf die Stirn und lachte wieder. „Blitzmädel!" murmelte er, „hat den Satan im Leibe, wahrhaftig, den Gottseibeiuns!"

„Siehst du, Väterchen!" fuhr Mathilde fort, „ich will dir sagen, wie du es hättest machen sollen. Du hättest mir den Herrn von Berken zum Beispiel zuführen sollen und mir nachher sagen: ‚Gott straf' mich, Mathilde, den nimmst du auf keinen Fall; wenn du es mit dem hältst, hast du es mit mir zu thun.' Dann wäre er mir gefährlich geworden. Es ist aber unmöglich, sich zu verlieben, mit dem Bewußtsein, daß aller Augen auf uns gerichtet sind und es von uns erwarten." Mathilde lachte lustig.

„Ach geh! Du bist ein schlechtes Kind und hast deinen eigenen Vater zum Besten. Das hätte ja auch nichts geholfen. Ich habe ja selbst daran gedacht, aber auf den Sprenkel wärest du nicht gegangen, meine Nachtigall. Aber nun sage mir, Mädchen: konveniert dir der Herr von Berken nicht? Er ist doch jung, hübsch, klug, gebildet, ein guter Reiter, Tänzer und Schütze, ein Edelmann in des Wortes bester Bedeutung, die Familie gehört zu den besten, ältesten des Landes, es gibt keinen verarmten Zweig,

alle sind gemachte Leute, er selbst ist Inhaber zweier großer Majorate."

„Du preisest ihn ja an, wie ein Bäcker seinen Pfannkuchenmann, Papa."

„Nun, ist er denn nicht auch anpreisenswert? Ist er nicht ein Mann, wie sich ihn nur ein Mädchen in der Johannisnacht mit dem Kreuzwegskranz unter dem Kopfkissen träumen kann? Der reine Dullan, Dollen, oder wie der verwünschte Backfischprinz sonst heißt."

„Dunallan, Papa!"

„Meinetwegen Dunallan! Also was mißfällt dir an diesem Dunallan?"

„Er ist mir zu fein, Papa!"

„Gott straf' mich — zu fein? Willst du denn einen Riesen heiraten, Mädchen, einen Goliath?"

„Ich meine nicht körperlich, Papa. Du bist auch fein und zierlich gebaut, aber siehst du, du kannst so prächtig grob werden, Väterchen! Es thut einem ordentlich wohl!"

„Gott straf' mich! Also, daß ich mitunter grob bin, gefällt dir?"

„Ja! Siehst du, mein Mann könnte körperlich so fein und zierlich sein, als ob ihn ein Nürnberger aus einer Erbse geschnitzt hätte, aber innerlich muß er so groß sein, daß ich seines Hauptes Scheitel nicht sehen kann und wenn ich mich auf die Fußspitzen stelle. Und dann muß er einmal tüchtig zufahren können, daß ich zusammenfahre und Furcht vor ihm habe."

„Dummes Zeug," brummte der Baron, „du — Furcht haben?"

„Nicht eigentlich Furcht, aber siehst du — ich will's mit den Worten aus dem Märchen sagen — ‚er müßte mich gruseln machen können'. Wenn du zum Beispiel so recht böse bist, da weiß man, du setzest deine Sache durch, ob sie biegt oder bricht, und das ist so schön. Der Herr von Berken ist gewiß nie so."

„Hm! könntest Recht haben. Aber wo hast du's denn dem Wilhelm angesehen, daß er so ist, wie du deinen Mann haben willst?"

„Das sieht man ihm gleich an, Papa."

„Hm! Ist aber Felix nicht auch so?"

„Ja und nein, Papa. Felix ist mir zu ruhig, zu langsam, zu positiv."

„Ist ja auch nicht mehr 20 Jahre alt, mein Kind."

„Eben darum, Papa."

„Glaubst du denn, daß Wilhelm sein Leben lang ein Knabe bleiben wird, der für die Freiheit, den Mond und die Geliebte schwärmt?"

„Ja, Papa! Jung wird er immer bleiben. Jung, frisch, lebhaft, von allem Guten, für alles Gutes begeistert. Ja, Papa: für die Freiheit, den Mond und die Geliebte. Ja, lache nur, ja, für alle drei. Immer. Auch wenn er 80 Jahre alt ist, wird er für alle drei schwärmen.

„Nun, bitte Felix. Vielleicht wird er auch schwärmen."

Mathilde lachte auf. „Das müßte köstlich sein, Papa."

„Warum? Was wäre da lächerlich? Frag' ihn einmal nach seiner Diana. Da wirst du sehen, wie er schwärmen kann."

Mathilde lachte noch lustiger. „Diana ist weder die Freiheit, noch der Mond, noch die Geliebte!"

„Aber dafür ein vortrefflicher Hühnerhund, und das will, meines Erachtens, mehr sagen."

„Pfui! schäme dich, Papa!"

„Gott straf' mich! Warum soll ich mich schämen?"

„So prosaisch zu sprechen."

„Herzenskind! im Grunde denkst du wie ich. Du schwärmst auch nicht, weil's deine Natur so will, sondern weil du's andere Mädchen hast thun sehen, und denkst: ‚Wo die eine Schwester Gans hinfliegt, flieg' ich nach.'"

„Deine Schuld, Papa! Wozu bringst du dein Kind unter die Gänse? Unter den Gänsen muß man schnattern."

„Und du willst wirklich nicht in die Stadt?"

„Ganz und gar nicht, Papa!"

„Dann bleiben wir hier."

Mathilde brach in ein Jubelgeschrei aus und bedeckte des Vaters Mund mit Küssen. Dann eilte sie zur Mutter und verkündete ihr die Freudenbotschaft.

Frau von Langerwald warf einen glücklichen Blick auf den ihr gegenüber sitzenden Doktor, während ihre Hand leise über das Haar der vor ihr knieenden Tochter strich, und er erwiederte ihn mit einem süßsauren Lächeln, denn er hatte sich eigentlich seit Monaten auf die Ferien gefreut, die durch den Umzug

der Familie entstanden und ihn von seiner monotonen Pflicht, die alternde Freundin ein paar Stunden täglich zu unterhalten, befreiten. Er ließ sich aber nichts merken. So zogen sie denn nicht mehr in die Stadt, und die Jahre vergingen auch so schnell. Die Zeit ist nie so flüchtig, als wenn ein Tag dem andern gleicht. Die Langerwalds lebten nicht sehr gesellig, denn die Kränklichkeit der Frau vom Hause und das Siechenlager des einzigen Sohnes verhinderten einen allzu ausgebreiteten Verkehr ebenso wie die Prozeßwut und die Streitlust des Barons, der sich an niemand lieber rieb, als an den Nachbarn.

Mathilde war erst in der letzten Zeit unruhig geworden. Verschwieg ihr auch die Freundin ihre Besorgnisse um den Bruder, und hatte sie selbst auch bisher immer darüber gelacht, wenn sie es Gretchen anmerkte, daß ihr seine Briefe mißfielen, so war es doch auch ihr zuletzt nicht mehr entgangen, daß in Berlin nicht alles in Ordnung war. Wilhelms Briefe, die Gretchen ihr immer gab, fingen an auch ihr unheimlich zu werden. Es sprach ein schneidiger, unerquicklicher Witz aus ihnen, und es verletzte sie, daß sie fast nichts als Tadel und Spott enthielten, daß die alte Begeisterung und Schwärmerei ganz in ihnen fehlte. Wäre in diesen Briefen auch von ihr die Rede gewesen, so hätte sie wohl noch mehr Grund zu Unruhe gehabt; das war aber auf Gretchens ausdrückliches und energisches Verlangen nie der Fall gewesen. Jetzt sollte Paul zurückkehren, während Wilhelm noch fortblieb. Unruhig erwartete sie Pauls Ankunft,

hoffte sie doch durch ihn zu erfahren, weshalb sich die Freunde getrennt hatten und wann Wilhelm zurückkehren würde. Warum blieb er so lange fort? War er leichtsinnig gewesen? Hatte er wenig gearbeitet oder Schulden gemacht? Das war kein großes Unglück.

Mathilde wurde von einer unbestimmten Sorge gepeinigt, die ihr um so lästiger fiel, da sie bisher keinen Kummer gekannt hatte. Dazu herrschte auch im Hause eine bange, erwartungsvolle Stimmung. Des kleinen Emils Tage neigten sich ihrem Ende zu, alle Ärzte, die man konsultiert hatte, stimmten darin überein, daß er diesen Herbst schwerlich überleben würde.

Der schönste Herbsttag empfing Mathilde, als sie im Reitkleide auf die Freitreppe hinaustrat, vor der ihr Schimmel unruhig den Boden stampfte und, als er die Herrin gewahr wurde, ein fröhliches Gewieher hören ließ. Der rechte, echte deutsche Herbst kommt nicht mehr bis zu uns, und sein stellvertretender baltischer Bruder ist für gewöhnlich ein schläfriger, verdrießlicher Gesell; aber auch er hat seine frohen Stunden, und dann lebt ein Jedes auf, jung und alt, arm und reich. In den Wäldern ertönt das Jagdhorn, die Meute bellt und die Büchse knallt; auf den Feldern entfaltet sich ein reges Leben, alles schafft froh und fleißig, um die Ernte einzubringen; überall erheben sich Mieten, und auf der Landstraße, die den ganzen Sommer über verstaubt und vereinsamt dalag, fährt wohl schon das eine oder andere Bäuerlein zur Stadt, um den Städtern das „frische Brot" zu bringen. Der Maschinist auf den großen Höfen

betrachtet nachdenklich seine Maschinen; der Kleetenwagger klettert in der halbdunklen Kleete und auf Scheunen und Böden umher, und der Müller sitzt rittlings auf einem Balken, treibt hier und da einen Nagel ein und schmunzelt wohlgefällig. — In allen Bauernhöfen aber geht die Wirtin mit sich zu Rate, ob bei der Flachstalke oder bei der Tochter Hochzeit das Fleisch der Kuh reichen wird, oder ob das Fest noch einem Paar ihrer grunzenden Lieblinge das Leben kosten muß.

Wie schön und klar ist an solchen Herbsttagen die Luft. Fast eine Stunde weit hört man Werktags den Schuß, Sonntags das Läuten der Kirchenglocken. Silberfäden ziehen über die Felder hin oder hängen noch an den Stoppeln. Frei schaut der Blick über die weite Ebene, an den Gesinden, den Edelhöfen, den Birkenwäldchen hin, bis am fernen Horizont die blauen Linien des Waldes das Bild, Sehnsucht erweckend, abschließen. Während Mathilde neben dem Vater ritt, suchte und fand ihr Falkenauge die fernen Flussauer Thürme.

„Wie die Leute es im Gebirge aushalten können, Papa!“ unterbrach sie das Schweigen.

„Gott straf mich! Warum sollen sie es da nicht aushalten können?“ „Da gibt es Gemsen und Steinböcke.“

„Ich meine, Papa, es müsse uns den Hals zuschnüren und die Brust beschweren, wenn wir nicht so weit sehen können, wie unser Auge reicht, wenn das

Heimatsthal eine Welt für sich bildet, aus dem wir nicht ohne Mühe hinauskommen."

„Sage das nicht. Das hat sein Gutes. Die Bergbewohner hängen dafür um so fester an ihrer Heimat."

„Glaubst du, Papa, daß wir Kurländer z. B. nicht an der Heimat hängen?"

„Wenig, Kind! Der Adel noch am meisten, die anderen Landsleute aber beweisen nur zu wenig Anhänglichkeit an sie."

„Warum glaubst du das?"

„Weil sie im Handumdrehen bereit sind, dem Vaterlande den Rücken zu kehren, um nach Rußland und Polen zu gehen."

„Aber, Papa, sie erfüllen doch dort eine kulturhistorische Mission."

„Gott straf mich! Wo hast du die Redensart her, Mädchen? Nicht die kulturhistorische Mission treibt sie, sondern Faulheit und Habsucht. Sie verlassen ihre Heimat, weil sich's dort leichter verdienen läßt, und ziehen für baares Geld den deutschen Rock aus und Kaftan oder Pekesche an."

„Wo sollte aber der Überschuß der Bevölkerung bleiben, wenn er nicht auswanderte?"

„Gott straf mich! Du sprichst ja wie ein Professor der Nationalökonomie. Was ist denn das für ein Überschuß? So lange wir noch keine Chaussee bauen, keine Maschine aufstellen und keine Wiese berieseln können, ohne Ausländer herbeizurufen, kann da von Überschuß die Rede sein? Gott straf mich!

Woran haben wir Überschuß? An Ärzten allenfalls und Apothekern, an Juristen und Schreibern. Woher kommt das? Weil alles, was nicht Edelmann ist, seinen Jungen durchaus studieren lassen muß, weil die Litteraten sich von den Bürgern abgesondert haben und infolgedessen von ihrer Intelligenz den Bürgern nichts zu gute kommt. Bei größerem Gewerbefleiße, größerer Unternehmungslust und mehr praktischen Kenntnissen könnte unser Ländchen eine viermal so große Bevölkerung ernähren, und es brauchte noch kein kurisches Kind sein Brot in der Fremde zu essen. Habe oft mit Reinhart darüber gestritten. Der sagt dir auf den Kopf zu, es wanderte überhaupt niemand aus, und schwört Stein und Bein, dem wäre so. So ein knorriger, am Boden, der ihn erzeugt hat, hangender Geselle wie er, kann sich's nun einmal nicht denken, und du jagst eher ein Schrotkorn in einen Granitblock, als einen Gedanken in seinen Schädel, wenn er ihn nicht hineinlassen will."

„Papa! Glich der Alte, als er noch jung war, dem Sohne?"

„Äußerlich, ja. Ob sie sich geistig gleichen, weiß ich nicht; ich kenne den Sohn nur wenig, er scheint mir aber aus weicherem Holz geschnitzt und lebhafter zu sein. Aber da wir einmal von dem Sohne sprechen: der muß ja wohl bald zurückkehren?"

„Ich meine, ja!"

„Und dann geht die Kandidatenkomödie an?"

„Was willst du damit sagen?"

„Gott straf mich! Was ich damit sagen will?

Ich will damit sagen, daß er dann den Kandidaten wird spielen wollen."

„Warum denn spielen?"

„Nun, weil ihr dann vermutlich doch werdet heiraten wollen?"

Mathilde errötete und schwieg.

„Oder glaubst du, daß ihm die Lust dazu vergangen ist?"

„Nein, Papa!"

„Höre, Mathildchen, da wir nun einmal davon sprechen, so will ich dir auch gleich meine Pläne mitteilen. Du weißt, daß mir die ganze Geschichte nicht nach dem Sinn ist und daß ich dich lieber anders verheiratet gesehen hätte. Aber nun, — man muß sich fügen, sagte der Fuchs, als man ihm den Balg abzog. Ich will dir also gleich mitteilen, daß ich euch vorläufig Sternhof abtreten will. Da mögt ihr dann wohnen, bis ich einmal sterbe und ihr mehr bekommt. Bist du es zufrieden?"

Mathilde beugte sich so heftig nach ihm hinüber, um ihn zu küssen, daß ihr Pferd es übel nahm und sie durch ein paar Sprünge fast abgestreift hätte. Sie brachte es mit Zügel und Peitsche zur Ruhe und kehrte an die Seite des Vaters zurück.

Der Baron sah ihr zufrieden ins Gesicht und bemerkte, daß Freudenthränen ihre Augen füllten.

„Gott straf mich! Ich weiß nicht, zu welcher Thorheit du mich nicht überreden könntest, mein Herz. Aber eine Bedingung: Sorge dafür, daß der Junge sich nicht ziert und sich nicht lange bitten läßt, den

Talar an den Nagel und die Sporen an die Stiefel zu hängen. Mir sind solche Scenen äußerst fatal, und wenn er kein Kalbskopf ist, muß er die Notwendigkeit des Schrittes selbst einsehen."

„Dann wird er's einsehen, Papa!"

„Ich will's hoffen und glauben. Wie ich's ohne dich aushalten werde, weiß ich freilich nicht. Siehst du," fuhr er plötzlich zornig auf, indem er sein Pferd zu mißhandeln begann, und, das Tier zurückhaltend, fast jedes Wort mit einem Gertenschlage begleitete, „siehst du, wie deine Mama ist! Hat das Weib je etwas Vernünftiges gethan? Jemals, seit sie auf der Welt ist? Konntest du, Gott straf mich! nicht ein Junge sein, und der arme Zicatapfel von Knabe ein Mädchen?"

Mathilde verwandte sich mitleidig für das Pferd, und er hörte auf, es zu schlagen. Sie verwandte sich auch mitleidig für ihre Mutter, aber diesmal vergeblich. Der Baron trug einen tiefen Haß gegen dieses sanfte, stille Geschöpf in der Brust, und er hielt ihn um so fester, je unberechtigter er war.

„Diese Frau verachtet mich!" sagte er grimmig. „Kein Mensch auf der Welt enthält mir seine Achtung vor, obgleich mich, Gottlob, recht viele nicht leiden können, aber diese Frau wagt es, mich zu verachten. Unterbrich mich nicht. Ich weiß es, Gott straf mich! sie verachtet mich. Sie sagt es nie, aber innerlich verachtet sie mich. Ich bin in ihren Augen ein roher Bauer. Weil ich nichts lese, weil ich nicht in die Kirche gehe, darum verachtet sie mich."

„Aber, Papa, das glaubst du ja selbst nicht."

„Gott straf mich! Warum soll ich es nicht glauben? Sie zeigt es mir ja bei jeder Gelegenheit, ich lese es aus jedem Blicke. Wenn sie den linken Mundwinkel und den linken Nasenflügel so in die Höhe zieht, Gott straf mich! es macht mich wütend. Wenn ich dich je die Fratze machen sähe, wahrhaftig, ich würde aufhören, dich zu lieben. Neulich komme ich an Emils Bett und der Junge bittet mich, ihm die Medizin zu reichen. ‚Einen Löffel voll bekomme ich,' sagt er. Nun, ich bin auch ein paarmal krank gewesen, und wenn mir ein Löffel voll verordnet war, nahm ich fünf ein, denn wer weiß, auf was für hysterische Personen ‚der da' seine Dosen berechnet, und ich bin immer gesund geworden. Denke also: ‚das ist doch mein Kind' und gebe ihm zwei Löffel. Kaum hat der Junge sie im Leibe, so verdreht er auch schon die Augen und wird leichenblaß. Isalie kommt herein und sieht das Kind an. ‚Um Gottes Willen,' ruft sie, ‚was hast du mit dem Kinde gemacht?' und schlägt die Hände überm Kopfe zusammen. Ich erzähle ihr also, wie alles zugegangen ist und wie es sich verhält. Siehst du — sie hätte doch zornig werden können, oder so was. — Nein. Nicht ein Sterbenswörtchen sagt sie. Sie macht mir nur die verwünschte Grimasse mit dem linken Nasenflügel und wendet sich ab."

Sie ritten jetzt durch Jakobsburg und schlugen den Weg nach dem Pastorate ein.

„Du wirst oft bei uns in Sternhof sein!" sagte Mathilde.

„Fällt mir nicht ein. Was soll ich bei euch? Zusehen, wie du einen andern mehr liebst als mich?"

„Mehr liebe ich ihn gar nicht, Papa. Ich liebe euch beide gleich, ich liebe euch nur verschieden."

„Lüg' nicht, Kind. Wenn wir beide, der Wilhelm und ich, gleichzeitig durchs Eis brächen, du würfest ihm das Seil zu und ließest mich ertrinken."

„Nein, Papa, wenn ich in diesen Fall käme, so ertränke ich mit euch."

Der Baron lachte. „Hättest Hoffräulein werden sollen, hast immer eine Antwort bei der Hand. Aber siehe einmal, geht da nicht Gretchen?"

Es war in der That Gretchen, die, aus Jakobsburg kommend, eben von der Landstraße ab in den Park einbog.

„Papa, nimm mein Pferd mit und laß mich hier absteigen. Ich hole Gretchen ein und komme dann mit ihr zusammen ins Haus."

Sie warf den Zügel dem Vater zu, glitt rasch vom Pferde und eilte, die Schleppe ihres Reitkleides über den linken Arm werfend, der Freundin nach.

Der Baron ritt, Mathildens Pferd am Zügel führend, in den Hof des Pastorates.

Elftes Kapitel.

„Wie geht's, Reinhard?" rief der Baron dem Pastor zu, als er in dessen Zimmer trat. „Aber du bist ja reisefertig," fuhr er fort, „willst du ausfahren?"

„Ja, Reinecke," erwiderte der Pastor ungewöhnlich ernst, indem er dem Freunde die Hand reichte, „und es freut mich, daß du kommst, denn ich wollte eben zu dir, um dich abzuholen. Du mußt mich begleiten."

„Ich? Gott straf mich! Wohin? Und warum machst du ein Gesicht, als ob der Rost in deinem Weizen wäre oder die Nonne in deinem Walde?"

„Habe leider allen Grund, ein ernstes Gesicht zu machen. Mir ist traurig zu Mute. Rossel hat seine Insolvenz angezeigt!"

Dem Baron schoß das Blut ins Gesicht, aber er faßte sich schnell und sagte so ruhig, wie er irgend konnte:

„Kein Wunder! Wir haben es lange genug vorausgesehen!"

„Das haben wir, aber damit ist ihm nicht geholfen, und ich meine, wir sind nicht von dem Schlage, der — wenn der Freund trotz aller Warnungen aufs Eis ging, ausglitt, fiel und ein Bein brach — der, sage ich, dann dabei steht, die Hände in den Taschen, ihm nicht aufhilft und nur noch Galle in seinen Wermut gießt mit den Worten: ‚Habe ich es dir nicht vorausgesagt?'"

„Wer ließ ihn auch so toll darauf loswirtschaften! Mäßig veranschlagt, hat er seine runden dreimalhunderttausend Thaler in Dseltepillen hineingesteckt, und wenn sein Sohn es einmal übernimmt, so braucht er mindestens ein Sechstel der Summe, um die Meliorationen wieder fortzuschaffen."

„Sehr wahr, Reinecke, aber das hilft ihm alles nichts."

„Glatteis ist Glatteis. Wagten wir uns darauf, wir könnten darüber selbst zu Falle kommen. Rossel — Fuchsberg, wollte ich sagen, ist ein Faß ohne Boden."

„Du thust ihm unrecht. Er hat viele Thorheiten begangen und guten Rat leichtsinnig zurückgewiesen; aber er hat es gethan, weil er es besser zu wissen glaubte. Ein Verschwender aber, ein Faß ohne Boden, ist er ebenso wenig, wie du und ich."

„So! Und wo hat er denn das Vermögen seiner Frau gelassen?"

„Als er es in die Hände bekam, waren ihm die Augen noch nicht aufgegangen und er glaubte, daß er es so am besten anlegte."

„Wie kann ein Mann, der mit Messer und Gabel zu essen versteht und sich seine Weste selbst zuknöpfen kann, glauben, daß er das Geld seiner Frau gut anlegt, wenn er es in ein Majorat steckt, oder richtiger, wenn er es mit vollen Händen zum Fenster hinauswirft!"

„Wie dem auch sei, Reinecke, Rossel meinte es brav und ehrlich, das weißt du so gut wie ich. Es ist auch nicht deine Überzeugung, die aus dir spricht, sondern dein verwünschter Widerspruchsgeist."

„Gott straf mich! So! meinst du? Nun, ich will davon aufhören. Habe ich doch — so wie so — nichts mit ihm zu thun."

„Wie?" sagte der Pastor unwillig; „wie? Du hast nichts mit ihm zu thun? Ich denke, kein Mensch hat jetzt mehr mit ihm zu thun, als wir beide."

„Das denke ich durchaus nicht."

„Also du willst ihn jetzt in seiner Not verlassen?"

„Ich will ihn nicht jetzt in seiner Not verlassen, ich habe ihn verlassen, als es ihm noch gut ging, wenn ich auch wußte, daß die Not schon hinter seiner Thür lauerte."

„Und du willst dich auch jetzt nicht mit ihm versöhnen?"

„Nein!"

„Weil er dir einen Hund erschossen hat?"

„Weil er meinen treuen Gefährten gemordet hat, gemordet hat auf meinem eigenen Hofe. Gott straf mich! vor meinem Hause!"

„Und du willst dem Freunde deiner Jugend und deiner Mannesjahre auch jetzt nicht die Hand zur Versöhnung reichen, wo er verarmt und von aller Welt verlassen ist, wo der große und kleine Pöbel schadenfroh über den arm gewordenen Reichen spottet? Willst es nicht thun, weil er dir im Ärger und Jähzorn deinen Neufundländer erschossen hat?"

Der Baron stampfte zornig mit dem Fuß auf den Boden.

„Gott straf mich! Nein, ich will nicht!"

Der Pastor kreuzte die Arme über die mächtige Brust, als ob er das, was in ihm kochte und siedete, gewaltsam niederhalten wollte.

„Glaubst du, Reinecke," sagte er sehr langsam, „daß du nie etwas gethan hast, was unrecht war?"

„Ich habe oft anders gehandelt, als ich sollte, aber ich habe nie verlangt, daß man's mir verzieh, ehe und bevor ich mein Unrecht bekannte."

„Das verlangt auch Rossel nicht von dir."

„Wer denn aber?"

„Dein Herr und Gott!"

„Der bekümmert sich viel um Fuchsbergs und meine Händel."

„Ich sage dir, daß der, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, sich um eueren Handel soviel kümmert, wie um die Streitigkeiten der Großmächte."

„Und was verlangt er von mir?"

„Er verlangt von dir, daß du eueren Zwist jetzt vergißt, daß du jetzt beweist, daß Christen und Leute von Ehre keine Freundschaft schließen, um zusammen Portwein zu trinken und Hasen zu schießen; daß Christen und Leute von Ehre sich wohl von Freunden lossagen können für eine Zeit, bis sich die Galle in ihnen verteilt hat, aber daß sie am Platze sind, sobald der erste Feuerruf ihr Ohr erreicht, ein jeder mit dem, was er hat, der eine mit der Feuerspritze, der andere mit einem Eimer. Er verlangt von dir, daß du jetzt mit mir fährst, zu Rossel kommst und sprichst: ‚Ich habe dir unrecht gethan, Bruderherz! Vergiß und vergib! Nun stütze dich auf meine Schulter und auf die unseres gemeinsamen Freundes und sei nicht rücksichtsvoll und blöde, das ist jetzt nicht am Platze, sondern stütze dich so stark, wie du es brauchst und so lange, wie du es nötig hast; denn Gott der Herr gab uns ein paar starke Schultern! — Das verlangt Gott von dir, Reinecke!“

„Gott straf mich! Ich soll ihn noch um Verzeihung bitten?“

„Das ist noch nicht alles. Er verlangt auch noch von dir, daß du, wenn er dich zurückweist und will dir nicht verzeihen, noch einmal zu ihm kommst und noch einmal bittest und immer wieder, bis er deine Hilfe annimmt.“

„Gott straf mich! Du bist toll, Reinhard! Ich soll ihn um Verzeihung bitten? Und wenn er mir nicht verzeiht, soll ich ihn noch einmal um Verzeihung bitten?“

„Das sollst du. Und du sollst in deinem Herzen sprechen: ‚Mein Freund ist stolz! Da er meine Freundschaft entbehren konnte im Glück, schämt er sich, sie anzunehmen im Unglück.‘“

„Und wenn ich das nicht thue? Wenn ich der Meinung bin, daß es nicht an mir ist, um Verzeihung zu bitten, sondern an ihm?“

„Du weißt sehr wohl, daß du es warst, der aus einem Funken ein Feuer anblies, das euere Freundschaft fraß. Aber selbst wenn du im Rechte wärest, müßtest du ihm vergeben.“

„Und wenn ich es nicht thue?“

„Dann,“ sagte der Pastor, „dann wird Gott dir auch deine Sünden nicht vergeben.“

„Du sprichst ja, als ob du Gottes Vergebung nur so im Sacke hättest?“

„Ich spreche so, wie ein Christ wohl sprechen darf und wie ein Geistlicher sprechen muß.“

„Liebster Freund, du wirst doch nicht anfangen, mir gegenüber den Geistlichen herauszukehren!“

„Gerade dir gegenüber. Glaubst du, daß ich nur den Bauern und Knechten gegenüber meine Stimme erhebe, und, als ein stummer Hund, schweige, sobald ein Vornehmer in den Hof tritt?“

„Ich meinte nicht, daß du den Geistlichen beiseite setzen solltest, weil ich kein Bauer, sondern weil ich dein Freund bin.“

„Du nennst dich meinen Freund. Gut. Ich bitte dich, fahre nicht auf, höre mich zu Ende. Wenn ich sage, du nennst dich meinen Freund, so soll damit

nicht gesagt sein, daß ich nicht aus tausend Handlungen wüßte, daß du es bist; aber vor der Hundegeschichte glaubte Fuchsberg das auch, und wie ich jetzt einsehe, hat er sich in dir getäuscht. Wer steht mir dafür, daß ich dich nicht auch einmal durch ein Wort verletze, und dann zwischen uns ebenso alles aus ist, wie jetzt zwischen dir und ihm. Daß, wenn ich dann verarme, wenn ich mein Pastorat verliere und ins Elend wandern muß, du ruhig sagst: ‚Ich habe es lange vorhergesehen!‘ mit den Schultern zuckst und dich abwendest."

„Reinhard, Gott straf mich, du redest harte Worte!"

„Ich rede, wie es mir ums Herz ist. Willst du auf deine alten Tage ein anderer werden, so thue es. Ich kann dich nicht halten, so gern ich es wollte. Ich aber," fuhr der Pastor mit erhobener Stimme fort, „ich will den alten, guten Stolz des Kurländers nicht aufgeben, und wenn mir nur die Wahl bleibt zwischen dem glücklichen und reichen und dem unglücklichen und armen Freunde, so trete ich zu letzterem und rufe ihm zu: ‚Lege dich frei aus und fahre tapfer zu, dein Waffenbruder im Kampfe des Lebens deckt dir den Rücken!"

Der Baron war kreidebleich geworden. Er ging, die Lippen aufeinander gepreßt, unruhig im Zimmer auf und ab, und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die hohe Gestalt des Pastors, der, an das Fensterbrett gelehnt, ihm gegenüber stand. Endlich trat er zum Freunde und reichte ihm seine kleine, feine Hand,

die in des Pastors Rechte verschwand wie eine Maus in einer Löwenklaue.

„Du bist ein lieber, guter Mensch, Wolfschild, sagte er, und ich bin dir mehr Dank schuldig, als du weißt und glaubst. Komm, wir wollen fahren."

„Wußte ich es doch, Reinecke, daß ich mich nicht in dir getäuscht habe," rief der Pastor warm, „und daß, wenn man nur derb zugreift und die Disteln anpackt und wegbiegt, der schönste Weizen unter ihnen sprießt. Wohlan denn, komm!"

Als sie in den Wagen stiegen, gedachte der Baron Mathildens.

„Ich habe Mathilde mit," sagte er. „Nun, sie wird nicht unzufrieden sein, etwas länger bei der künftigen Schwägerin bleiben zu können."

Der Pastor blickte ihn verwundert an. Es geschah zum erstenmal seit den ersten Auseinandersetzungen, daß das Verhältnis ihrer Kinder in ihrem Gespräch erwähnt wurde.

„Sieh, Reinhard," fuhr der Baron fort, während der Wagen Dseltepillen zurollte, „ich denke, wir müssen alleweile doch daran denken, unseren Kindern das Nest zu bauen."

Der Pastor schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Bruder," sagte er endlich seufzend und halbverzagt, „sollten wir es nicht wenigstens versuchen, ob Wilhelm nicht doch dabei Pastor bleiben und mein Nachfolger werden kann? Wenn ich daran denke, daß es nun mit den Wolfschilds in Jakobsburg vorbei sein soll, daß in fremde Hände kommen

soll, was mein Geschlecht seit Jahrhunderten so sorgfältig gepflegt hat, wird mir gar zu traurig ums Herz. Was wird der Fremde von meiner Gemeinde wissen? Wie wird er ein rechtes Herz für die Kranken und Alten haben, die er als Gesunde und Junge nicht gekannt hat? Wie wird er sich zurecht finden unter den Zehntausend, wenn ihre Namen nicht schon an seiner Wiege getönt haben, wenn ihn nicht der eigene Vater in seinen Wirkungskreis einführt und lehrt, wie der einzelne anzufassen ist, damit er ein rechter Christenmensch bleibt, wer anzutreiben und wer zurückzuhalten ist, bei wem ein freundliches Wort am Platze ist und wer nach einem Donnerwort verlangt? Wird der Fremde nicht die Kirchenkasse verwahrlosen lassen, die wir so sorgfältig gesammelt, bewahrt und vor allen Anfechtungen behütet haben?"

„Reinhard," sagte der Baron lächelnd, indem er seine Hand auf die Schulter des Freundes legte, „es gibt ja auch noch tüchtige Geistliche außer den Wolffschilds!"

„Gewiß, Reinecke, gewiß. Fern sei es von mir, zu leugnen, daß unter meinen Amtsbrüdern viele sind, die uns gleich sind, viele, die uns an Tüchtigkeit übertreffen, obgleich mir die meisten jüngeren nicht eben gefallen; aber bei uns zu Lande hat der Geistliche mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß der, der in einem Pastorat erwuchs, in ungeheuerem Vorteil ist. Denn früh schon lernt er sich in der Gemeinde orientieren, erwirbt sich Personalkenntnis, liebt und wird geliebt. Glaube mir, unser Bauer

ist ein eingefleischter Konservativer. Er liebt nicht den einzelnen Mann, der gestern kam und morgen gehen kann, er liebt das Geschlecht; er hängt an der Familie, und wie das Gesinde übergeht vom Vater auf den Sohn, so will er es auch im Pastorate haben. Und dann, Reinecke! Zu meiner Schande sei es gestanden, ich denke nicht nur an die Gemeinde, ich denke auch an den Grund und Boden. Es ist eine eigene Art Lehm, den ich im Pastorat habe. Der Fremde wird ihn nicht zu behandeln verstehen. Er wird ihn zu stark mit Stalldünger düngen, und das verträgt er nicht, obgleich er Superphosphat liebt; er wird ihn völlig verderben. Und ebenso ist es mit der Wiese. Die will auch ganz eigenartig behandelt sein. Läßt du sie zu naß, so wachsen eitel Vergißmeinnicht auf ihr, und wird sie zu trocken, so gedeiht nicht das geringste Hälmchen. Siehst du, wenn ich denke, daß er mir meine Rosen verwildern und meine Obstbäume vermoosen läßt, oder gar meine Eichen umhaut, so dreht sich mir das Herz im Leibe um. Was meinst du? Wollen wir es nicht versuchen? Vielleicht geht es doch?"

Der Baron schüttelte den Kopf. „Schmerzlich mag es dir wohl sein," sagte er, „das Pastorat nicht auf deinen Sohn übergehen zu sehen, es wird aber dadurch nicht besser, daß wir eine Thorheit begehen. Wenn es denn sein soll, so müssen wir dem Jungen von vornherein eine Stellung in der Welt geben. Wollen wir doch auch an die Kinder selbst denken. Sollen sie jahrelang verlobt bleiben? Jung geschlossene

Ehen werden immer die glücklichsten. Höre also, was ich vorhabe. Ich will Sternhof Mathilde abtreten. Es ist groß genug, um den jungen Leuten ein reichliches Auskommen zu gewähren, und doch auch nicht so groß, um dem Anfänger in der Landwirtschaft einen allzufreien Spielraum für Experimente zu lassen. Dazu liegt es gerade zwischen mir und dir, wir haben jeder gleich weit zu den Kindern, und will's Gott, verleben wir bei und mit ihnen noch eine zweite Jugend. Schreibe also deinem Wilhelm, er möge zurückkommen, und dann wollen wir es den beiden so traulich einrichten, als es immer geht."

„Erst muß er aber seine Examina machen," sagte der Pastor lebhaft. „Darauf bestehe ich."

„Gott straf mich! Wozu? Soll er sich bei sich selbst als Gutsprediger anstellen lassen?"

„Nein, aber er soll seine Lehrjahre zum Abschlusse bringen."

„Thorheit! Wird nicht allzuviel gelernt haben, denke ich. Gott straf mich! Er sah mir nicht danach aus. Sei nicht grausam und verbittere den Kindern nicht um einer Grille willen ihr Jugendglück. Der Weizen in Sternhof wird nichts danach fragen, ob der Gutsherr vom heiligen Nepomuk etwas weiß oder nicht."

„Nun, wir wollen ihn selbst fragen," meinte der Pastor. „Ich denke mir, es wird ihm selbst angenehm sein, die Studien auch offiziell zu einem Abschlusse zu bringen. Ich wenigstens würde an

seiner Stelle das einmal Begonnene nicht aufgeben, ehe ich es vollendet habe."

„Ach was! Man kann ein grundgelehrter Mann sein, ohne je ein Examen gemacht zu haben, und mancher, der seine richtigen drei Diplome in der Tasche hat, ist dumm wie ein Stiefel."

„Mag schon vorkommen, aber die Regel ist es nicht, und die Diplome geben einem erst ein rechtes Selbstvertrauen."

Der Wagen fuhr rasselnd über den Hofplatz von Dseltepillen und hielt vor der Freitreppe.

„Mönchlein, Mönchlein, ich gehe einen schweren Gang," sagte der Baron lächelnd, indem er neben dem Pastor die Stufen hinanstieg.

Herr von Fuchsberg saß in seinem Schreibzimmer und lauschte den leisen Trostesworten, die seine neben ihm sitzende Frau ihm zuflüsterte. Nicht ein Wort des Vorwurfs hatte sie auch jetzt, da sich erwies, daß nicht nur der letzte Pfennig ihrer eigenen bedeutenden Mitgift verloren, sondern daß auch die ganze Familie an den Bettelstab gekommen war. Mußte auch ihr ältester Sohn wieder einmal ein reicher Mann werden, für die übrigen Kinder blieb nichts zurück. Und sie hatte es sich doch als Gattin und Mutter nicht leicht werden lassen; hatte gearbeitet und gespart trotz der rüstigsten Handwerkersfrau; hatte still und einsam gelebt und jeden Kopeken zehnmal umgewandt, ehe sie ihn ausgab. Und doch war alles vergebens gewesen. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Die Söhne konnten eine Erziehung

erhalten, die sie befähigte, einst eine würdige Stellung einzunehmen, sich ein reichliches Auskommen zu schaffen; die Töchter konnten — auf den angesehenen Namen und auf den Bruder, den Majoratsherrn gestützt — einst eine standesgemäße Heirat zu schließen hoffen; das Schlimmste war die zerstörende Wirkung, die das Scheitern seiner Pläne auf Herrn von Fuchsberg selbst ausgeübt hatte. Die letzten Jahre, in denen er das Unvermeidliche kommen sah, hatten ihn fast zum Greise gemacht. Kummer und Sorge um die Zukunft der Seinen, die Demütigungen, die mit dem Verarmen unzertrennlich verbunden sind, hatten an seinem Lebensnerv bei Tag und bei Nacht genagt. Zu spät hatte er eingesehen, daß er kein Geschäftsmann war, daß er vieles unternommen hatte, wovon er nichts verstand, und ach! er hatte es erst eingesehen, als er — der fleißige, thätige Familienvater, der stolze Majoratsherr von Dseltepillen — wie ein leichtsinniger Bruder Studio bei einem borgen mußte, um den anderen zu bezahlen, und wie ein Hase von seinen Gläubigern gehetzt wurde.

Jetzt tröstete ihn sein Weib und holte herbei, was den gebrochenen Mann irgend aufrichten konnte. Sie hob hervor, daß seine Gläubiger ihm jedenfalls soviel aussetzen würden, um ihren Kindern eine treffliche Erziehung geben zu können, und daß ihnen dieses in der Stadt leichter gelingen müßte als auf dem Lande. Sie versicherte, obgleich sie das Stadtleben haßte, daß mit der Übersiedelung in die Stadt einer ihrer Lieblingswünsche erfüllt würde.

Sie gab mit großer Lebhaftigkeit der Überzeugung Ausdruck, daß bei einer fremden Verwaltung, die sich nicht aus Gutmütigkeit mißbrauchen ließ, das Gut gewiß das Doppelte tragen würde und sie in höchstens zehn Jahren schuldenfrei dastehen könnten. Sie ging sogar so weit, zu behaupten, daß es ihr lieb sei, daß sie nun kein Vermögen mehr besäßen, indem ihre Kinder dadurch vor dem „Verjunkern" bewahrt würden. Sie wies darauf hin, daß sie es immer noch besser hätten, als viele, viele ihrer Mitmenschen. Sei doch ihr Gewissen rein, da sie alles nur zu gutem Zweck, in guter Absicht gethan hätten. So lange ihr Wappenschild fleckenlos sei, könnten sie ihr Haupt kühn erheben, und in dem Gefühl ihrer unbefleckten Ehre, ihrer treuen ehelichen Liebe zueinander, Gott von ganzem Herzen dankbar und sehr glücklich sein.

So sprach sie in ihn hinein, schmiegte sich fest an ihn, küßte seine Hände und zog sie fort von seinem Gesicht. Und wer ihr jetzt hätte ins Auge sehen können, der hätte in ihr nicht die stolze Frau von Fuchsberg erkannt, die ihres Hochmuts wegen in der Gegend ebenso übel berufen war, wie sie ihrer Tüchtigkeit wegen bewundert wurde.

Da sie den Wagen vorfahren hörte, erhob sie sich und trat ans Fenster. Als sie Herrn von Langerwald erblickte, bedeckte eine jähe Röte ihr Gesicht und der harte, herbe Ausdruck, der ihm oft eigen war, trat wieder in sein Recht.

„Wolfschild hat den Götzenhöfschen mitgebracht,"

sagte sie mit rauher Stimme. „Vergiß nicht, was du unserer Armut schuldig bist. Ich will hinausschicken und ihm sagen lassen, daß du nicht empfängst."

Sie eilte, ehe noch ihr Mann etwas erwidern konnte, aus dem Zimmer.

Aber schon hatte der Diener die Antwort gegeben, daß der Baron zu Hause sei, und die Freunde traten in das Zimmer.

„Ich bringe dir einen alten Freund mit," sagte der Pastor, indem er Fuchsberg die Rechte reichte und mit der Linken auf Herrn von Langerwald wies. „Er war lange verreist, er hat sich aber jetzt auf die Heimat besonnen und ist heimgekehrt."

Fuchsberg rührte sich nicht und schwieg.

„Hast du keinen Willkommensgruß für mich, Fuchsberg?" fragte Langerwald.

Der Angeredete schwieg.

„Nun, wenn du mich nicht haben willst, so kann ich ja wieder gehen," sagte Langerwald trotzig und wandte sich zur Thür. Aber der Pastor ergriff ihn am Arm und hielt ihn zurück.

„Hollah," rief er, „so kommt ihr nicht auseinander. Reinecke, Rossel, könnt ihr wirklich, nun, da ihr einmal zusammen seid, so auseinander gehen? Reinecke, denke daran, was du mir versprochen hast."

Herr von Langerwald blickte einen Augenblick zu Boden, und wer sein Gesicht genau kannte, der sah, wie sein Trotz und seine gute, versöhnende Absicht in

ihm kämpften; dann aber eilte er auf Fuchsberg zu, hielt ihm die Hand hin und rief:

„Schlage ein, Bruderherz! Ich habe dir unrecht gethan, ich bitte um Generalpardon!“

Fuchsberg schlug ein und umarmte den wiedergewonnenen Freund.

„Trotzköpfe!“ murmelte der Pastor und rieb sich die Hände. „Prächtige Trotzköpfe!“

Zwölftes Kapitel.

Mathilde war, nachdem sie den Vater verlassen hatte, der hinter den Bäumen des Parks verschwindenden Freundin gefolgt.

„Grüß dich Gott, mein Gretchen," rief sie, als sie sie eingeholt hatte, und drückte sie zärtlich an sich. „Puh! ich bin ganz außer Atem. Laß uns einen Augenblick stehen bleiben. Kommst du von der Doktorin?"

„Ja!"

„Ist Paul schon zurückgekehrt?"

„Nein, noch nicht, aber die Mutter erwartet ihn täglich."

„Warum mag er nur so lange auf sich warten lassen?" rief Mathilde ungeduldig. „Ich begreife es nicht, daß ein Mann so unpünktlich sein kann."

„So dürfen wir nicht urteilen, Mathilde," sagte Gretchen, leicht errötend. „Er macht sein Doktorexamen, ich glaube man nennt das Promotion, und da mag ihm wohl etwas in die Quere gekommen sein, das ihn länger zurückhält, als er erwartete. Sonst ist es nicht seine Art, unpünktlich zu sein."

„Sei nicht böse, mein Schwesterchen! Du weißt, ich meine es nicht schlimm. Aber siehst du — du hast gut geduldig sein. Sobald Paul eintrifft, kommt er zu euch, er selbst und mit ihm seine Nachrichten von Wilhelm. Ich aber muß dann vielleicht noch lange warten, bis ich ihn einmal bei euch treffe."

„Ich verspreche dir, so bald ich ihn gesprochen habe, zu dir nach Götzenhof zu kommen."

„Ich danke dir und hoffe auf dich. — Aber, sage doch, hast du Eile? Mußt du ins Haus?"

„Nein, warum?"

„Wenn nicht, so wollen wir zu den drei Eichen unten am Bach gehen. Komm! Da plaudert es sich so hübsch."

„Weißt du auch," fuhr Mathilde fort, als sie einen anderen Pfad eingeschlagen hatten, „daß ich heute sehr vergnügt bin und allen Grund dazu habe?"

„Nun?" sagte Gretchen und sah die Freundin gespannt an.

„Als wir hierher ritten, begann Papa ganz plötzlich — wie aus der Pistole geschossen — von uns zu sprechen, das heißt von Wilhelm, seinem Verhältnis zu mir und von unserer Zukunft. Er will uns Sternhof abtreten; da sollen wir hausen, wir beide ‚mutterseelenallein', und den ganzen Tag über nichts thun, als uns lieben."

Mathilde stieß einen lauten Jubelruf aus, warf ihren Reithut in die Luft, fing ihn wieder auf, und wiederholte dieses Experiment noch einmal, indem sie den Hut noch höher warf. Dann faßte sie Gretchens

Hand, zog diese, ehe Gretchen es verhindern konnte, an ihre Lippen und wiederholte den Ruf und das Experiment mit dem Hut.

„Pardon, mein Gretchen," rief sie, „aber ich konnte nicht anders. Ich hätte sonst vor Jubel ersticken müssen. Hier sieht uns ja auch, Gott sei Dank, niemand, und ich kann keinen Anwesenden durch meine Unweiblichkeit verletzen."

„Sagte das dein Vater?" fragte Gretchen erstaunt.

„Ja, das sagte er. Nun fehlt also nur noch Wilhelm, und ich denke, er wird nicht zu lange auf sich warten lassen. Ach, Gretchen, das wird köstlich sein. Dann muß mir Papa einen neuen char-à-banc schenken, und in dem hole ich dich alle Freitage zu uns nach Sternhof. Dann bleibst du bis Dienstag bei uns, bist lieb und gut, schiltst uns nur bisweilen, wenn wir gar zu ausgelassen sind, und läßt dich im übrigen von uns gründlich verwöhnen. Ja, ja, schüttle nur den Kopf — das hilft dir alles nichts. Des Sonntags wegen brauchst du dir keine Sorge zu machen. Wir schicken dich zur Kirche, und wenn du uns recht streng ansiehst, fahren wir auch mit. Siehst du, der Sonntag ist so wie so ein langweiliger Tag, und an ihm kann man ohnehin nichts mehr verderben."

„Schäme dich, Mathilde, so zu sprechen."

„Ich schäme mich, aber zurücknehmen kann ich es nicht. Langweilig finde ich die Kirche nun einmal, erschrecklich langweilig."

„Darüber solltest du keine Scherze machen, Mathilde," sagte Gretchen ernst.

„Es mag wohl recht sündhaft von mir sein, aber ändern kann ich es nicht. Ich kann indessen davon schweigen und will es auch, namentlich da ich dem lieben Gott für das Arrangement, das er neulich, offenbar mir zuliebe, in der Kirche getroffen hat, nicht genug dankbar sein kann."

„Was ist das nur wieder?"

„Neuerdings setzt sich der Herr Fleckenvorsteher immer in den Kirchenstuhl vor uns; infolgedessen kann ich mich hinter seinem breiten Rücken gut vor den Blicken deines Vaters verstecken und ein prächtiges Schläfchen halten. — Ich will dir aber jetzt lieber den Sonntag Abend ausmalen. Dann kommen dein Vater und mein Papa, deine Mutter und meine Mama alle vier zu uns. Dazu laden wir uns Felix ein, und wenn er zu haben ist, auch Paul. Felix, Papa und Vater spielen dann Karten; unterdessen liest uns Wilhelm aus einem hübschen Buche vor. Etwas von Boz oder Hackländer oder sonst etwas Lustiges. Mein Mann ist, wenn er liest, immer taub und blind. Er bemerkt es daher nicht, daß ich etwas für ihn arbeite, obgleich ich neben ihm sitze. Gelt, Gretchen, das wird schön sein!"

„Gewiß, Mathilde."

„Weißt du aber, was noch schöner sein wird? Mit ihm ganz allein umherreiten zu dürfen, ohne daß jemand daran Anstoß nehmen kann. Wir werden uns dann so lange in der frischen Luft umhertreiben, wie es uns irgend gefällt. Wenn wir einen schönen Baum finden und einen kühlen Schatten, so binden

wir die Pferde an den Baum und lagern uns in dem Schatten. Gelt, wird das nicht schön sein?"

„Gewiß."

„Dann habe ich noch einen Lieblingswunsch, den mir Wilhelm durchaus erfüllen muß."

Sie hielt inne und schwieg, als erwartete sie, daß Gretchen sie fragen würde, welchen Wunsch sie noch hegte; als sie aber bemerkte, daß diese starr vor sich hinblickte und offenbar an andere Dinge dachte, sagte sie mißmutig: „Ach, ich langweile dich gewiß durch mein Geschwätz."

„Durchaus nicht. Worin besteht denn dieser Wunsch?" fragte Gretchen, die Mathildens Frage wohl in ihre Gedanken hineinschallen gehört hatte, aber sich jetzt erst bewußt wurde, was sie eigentlich bedeuten sollte.

„Es interessiert dich doch nicht, wozu soll ich ihn dir also nennen?"

„O bitte. — Er interessiert mich gewiß."

„Nun, mein Wunsch geht dahin, daß Wilhelm mich auf die fliegende Jagd mitnimmt. Papa thut's nicht, so viel ich ihn auch darum bitten mag. Er behauptet, das wäre nichts für Frauenzimmer. Aber warum soll ich nicht mitreiten? Ich reite und sitze doch gewiß nicht schlechter zu Pferde als die Herren und ich weiß mit der Flinte so gut umzugehen wie sie. Wilhelm wird's mir schon erlauben," schloß sie und nickte siegesgewiß.

„Ich kann mir nicht denken, daß Wilhelm seiner

Frau erlauben wird, auf die Jagd zu reiten," erwiderte Gretchen.

„Aber warum denn nicht?"

„Weil es sich für eine Frau nicht schickt. Wenn es mir schon scheint, als ob die Männer besseres thun könnten, als wehrlose Hasen und Rehe zu töten, so soll eine Frau doch jedenfalls andere Dinge thun."

„Du bist gar zu streng, mein Schwesterchen."

„Ich glaube nicht, daß ich zu streng denke, wenn ich finde, daß eine Frau ihre Hände rein erhalten soll von Blut, und wäre es auch nur von Hasenblut, und daß sie an den wilden Reitervergnügungen der Herren nicht teilnehmen soll."

„Gretchen," fragte Mathilde, „wie denkst du dir eigentlich dein künftiges Heimwesen?"

Gretchen errötete. „Mit dem hat es noch gute Wege," erwiderte sie ausweichend. „Das Haus ist vielleicht noch nicht erbaut, in dem ich es aufrichten werde."

„Mache keine Ausflüchte, Schwesterchen. Was der einen recht ist, ist der andern billig. Ich habe dir ein Bild meiner künftigen Häuslichkeit entworfen; vergilt du es durch ein Bild der deinigen."

„Du hast's mit deinem Sternhof leichter als ich. Ich weiß ja noch gar nicht, ob ich einmal in der Stadt oder auf dem Lande leben werde."

„Jedenfalls doch in der Stadt," rief Mathilde. „Was soll denn ein Jurist auf dem Lande?"

Gretchen wollte gegen den Juristen Einwendungen erheben, aber Mathilde ließ das nicht zu.

„Nun denn," begann sie dann, „ich denke mir, wir hätten eine kleine, aber trauliche Wohnung in einer recht einsamen Straße; sie dürfte aber nicht allzu abgelegen sein, damit mein Mann es nicht zu weit zur Behörde hat. An vier Zimmern hätten wir genug. Da unsere Wohnung nach der Sonnenseite gelegen ist, so gedeihen meine Blumen vortrefflich. Unsere Einrichtung ist einfach aber solid, und vielleicht gelingt es uns, alles aus unpoliertem Eichenholze herstellen zu lassen. Die Wohnung muß recht voll sein und wenigstens zwei Kamine haben, einen im Aufenthaltszimmer und einen im Schlafzimmer. An den Wänden haben wir in großen Stahlstichen Murillo und Raphael. Die Küche muß sehr groß und hell sein, denn wir haben nur ein Mädchen, und ich muß selbst nach dem Rechten sehen.

Wir haben nur wenig Verkehr und wir sind daher viel allein. Am Abend liest mir mein Mann aus der Geschichte des Landes oder aus den Zeitungen vor, oder er sucht mir, soweit ich es verstehen kann, die Bedeutung seiner Thätigkeit klar zu machen. Er ist dabei sehr geduldig und hat viel Nachsicht mit mir. Während er seinen Geschäften nachgeht, sorge ich erst dafür, daß Küche und Haus in Ordnung ist, setze mich dann mit einer Handarbeit ans Fenster und denke darüber, was er mir am vergangenen Abend gesagt oder vorgelesen hat, nach. Kommt er nach Hause, so teile ich ihm das Gedachte mit, und er freut sich über das, was ich verstanden habe, und erklärt mir, was mir noch dunkel geblieben

ist. Am Sonntag Morgen gehen wir in die Kirche und zwar schon ganz früh, damit wir die schöne Liturgie nicht versäumen, und besuchen am Abend den Prediger. Der kommt zuweilen auch zu uns ins Haus, zugleich mit dem einen oder dem andern Freunde meines Mannes. Da sprechen sie denn über dieses oder jenes Veraltete, das erneuert werden muß, und erwägen die Mittel und Wege, die dazu führen könnten. In diesen Dingen weiß nun mein Mann am besten Bescheid und bildet sich doch nichts darauf ein. Wäre das nicht schön?"

„So alle Welt schön könnte ich mir ein solches Leben gerade nicht denken, Gretchen, aber die Neigungen sind ja verschieden . . ."

„Könntest du dich denn glücklich fühlen, Mathilde, wenn Wilhelm als dein Mann kein höheres Ziel hätte, als dich glücklich zu machen und keine andere Beschäftigung, als mit dir durch Feld und Wald zu schweifen und dir lustige Bücher vorzulesen?"

Mathilde sann einen Augenblick nach; dann sagte sie schalkhaft: „Es mag recht oberflächlich von mir sein, — wie ich denn selbst glaube, daß ich ein sehr oberflächliches Geschöpf bin, — aber ich denke mir, daß wenn mein Mann nur diese Beschäftigung hätte, ich mich dabei sehr glücklich fühlen könnte. Warum soll ich denn durchaus nur um anderer Leute willen leben und für andere, und nicht um meinetwillen und für mich?"

„Weil das nicht deine Aufgabe ist," sagte Gretchen lebhaft. „Weil uns Gott nicht dazu geschaffen

hat, um uns an unserem eigenen Spiegelbilde zu erfreuen. Weil er es so geordnet hat, daß der einzige Weg zum Glück nur über die Leiche unseres Eigenwillens führt, und wir nur dann glücklich werden können, wenn wir immer nur daran denken, andere glücklich zu machen."

„Aber wenn jeder immer nur an den andern dächte, so würde ja daraus schließlich eine ganz alberne Verwirrung entstehen! Denke dir z. B., ich komme zu dir ins Zimmer (entschuldige, daß ich ein so einfaches und vielleicht unpassendes Bild wähle, aber mir fällt gerade kein anderes ein), also ich komme z. B. zu dir, und es steht nur ein Stuhl im Zimmer. Du denkst nur an mich und willst dich darum nicht auf ihn setzen, ich nur an dich, und ich will dich mithin nicht stehen lassen, während ich sitze. Folglich müssen wir beide stehen."

„Nein. Einmal wird der Stuhl in der Regel uns beiden Platz geben, wenn wir nur die rechte Absicht haben, auf ihm nebeneinander auszukommen; aber selbst, wenn das nicht der Fall ist, und wir wirklich beide stehen müssen, so werden wir in dem Gefühl, um eines anderen willen zu stehen, aus Rücksicht für einen anderen zu stehen, unsere Müdigkeit nicht fühlen. Denke dir, daß jede von uns nur an sich dächte. Wir würden dann um den Stuhl so heftig streiten, daß doch keine von uns zum Sitzen käme, und wir würden uns über dem Streiten nur noch mehr ermüden."

Mathilde lachte und küßte Gretchen auf die Wange. Dann sagte sie wieder ernst:

„Sage doch, Schwesterchen, wann will Wilhelm eigentlich heimkehren?"

„Aus seinen Briefen ist darüber nichts zu entnehmen, aber ich hoffe, daß Paul uns darüber Aufklärung bringen wird. Du weißt ja," fügte sie seufzend hinzu, „wie kurz und kalt Wilhelms Briefe allmählich geworden sind, und daß es mir nicht gelungen ist, von ihm zu erfahren, warum er uns nichts mitzuteilen hat, als Sarkasmen über die konservative Partei in Preußen oder über die preußische Geistlichkeit."

„Weißt du," sagte Mathilde nachdenklich, „daß mir schon oft der Gedanke gekommen ist, ob wir uns nicht am Ende ganz unnütze Sorge machen, und hinter dem allen nichts weiter steckt, als daß er nicht Theologe bleiben will und sich nur nicht entschließen kann, es dem Vater zu sagen."

„Auch das würde mir sehr wehe thun, Mathilde, denn ich weiß, wie schwer mein Vater eine solche Sinnesänderung ertragen würde. Es wird ihm schon schwer genug, sich darin zu finden, daß Wilhelm nicht Geistlicher und sein Nachfolger werden wird; wie sehr müßte er erst darunter leiden, wenn nicht äußere Verhältnisse, sondern Wilhelms ungeistliche Gesinnung die Schuld daran trüge."

Mathilde machte ein Gesicht, als ob sie an diesem Kummer nicht sehr teilnehmen könne, schwieg aber.

„Vater ist überhaupt mit Wilhelm sehr unzufrieden," fuhr Gretchen fort, „und wir sind es alle. Ich glaube nicht, daß es Vater verdient hat, von seinem Sohn, für den er zu jedem Opfer bereit ist, so stiefmütterlich behandelt zu werden."

„Gretchen — glaubst du, daß Wilhelm in Berlin leichtsinnig lebt?"

„Ich fürchte es, denn ich kann mir sein Verfahren nur dadurch erklären. Er hat ein zu gutes Herz und die Eltern zu lieb, um sie aus einem andern Grunde, als aus Leichtsinn, so sehr zu vernachlässigen."

„Hat Paul gar nichts darüber geschrieben?"

„Nein, aber ich fühle es seinen Briefen an, daß er uns etwas Schmerzliches verschweigt. Es ist ja auch ganz natürlich, daß er es nicht sein will, der — . . ."

„Wie?"

„Nun," sagte Gretchen zögernd, „der uns vielleicht Unangenehmes über unsern Bruder sagen müßte."

„Gretchen," rief Mathilde ängstlich, „du weißt gewiß mehr und willst es mir nur nicht sagen. Ich bitte dich — was ist es?"

„Ich weiß nichts Bestimmtes, wahrhaftig nicht," sagte Gretchen traurig, „aber ich will es dir, die du doch einmal alles mit ihm teilen sollst, nicht verbergen, daß ich trübe Ahnungen habe."

„Was meinst du damit?"

„Ich fürchte, daß Wilhelm nicht etwa nur ‚ausgeschlagen', etwa Schulden gemacht hat, oder ähnliches, sondern daß er überhaupt in vieler Beziehung Gesinnungen in sich aufgenommen hat, die nicht nur

nicht zum Theologen, sondern auch nicht zum Christen passen."

„Du siehst zu schwarz, Gretchen. Im Grunde liegt doch nichts vor, als daß er sich von Paul getrennt hat, weil sie sich wahrscheinlich überworfen haben, daß er flüchtige Briefe schreibt und daß er noch nicht zurückkehren will, weil er, wie er schreibt, für alle Fälle das — ja, wie heißt das nur — nun, das Examen machen will, das ihn befähigt, Professor zu werden. Könnte es nun nicht sein — selbst zugegeben, daß das Examen nur ein Vorwand ist —, daß er nicht zurückkehren will, ehe die fünf Jahre, die ich ihm bestimmte, um sind? Denn von Papas Sinnesänderung weiß er ja noch nichts. Könnte der Grund für seine kurzen und steifen Briefe nicht darin gefunden werden, daß er von unserer Liebe nichts schreiben darf, und dadurch gezwungen ist, Gegenstände zur Besprechung zu wählen, die ihm gleichgültig sind und zu denen er sich deshalb sarkastisch verhält?"

Gretchen schüttelte wehmütig den Kopf.

„Gott gebe, daß du recht hast," sagte sie, „aber ich glaube es nicht. Ich fürchte, daß jene — wie soll ich sagen — ungesunden Ansichten, die schon früher hier und da aus ihm sprachen, in Berlin festere Wurzeln in seiner Seele geschlagen haben. Den Übrigen erschienen sie wie kindische Renommistereien, mich aber, Mathilde, haben sie oft genug erschreckt!"

„Die Moral von alledem ist," sagte Mathilde in

ihrer kurzen, kräftigen Weise, indem sie sich von der Bank, auf der sie bisher gesessen hatten, erhob, „daß er so bald als möglich zu uns zurückkehren muß. Ich will's dir nur sagen: ich bin überzeugt, daß er, sobald er erfährt, daß Papa unsere Prüfungszeit verkürzt hat, als der Alte zu uns zurückkehren wird, und wir dann selbst über die Gespenster lachen werden, die uns geängstigt haben. Wenn ich nur wüßte, ob Papa mit deinem Vater über uns gesprochen hat! Wenn er es gethan hat, so mußt du, Gretchen, in deinen Vater dringen, daß er Wilhelm darüber unterrichtet. Ich würde ihm gern selbst schreiben, aber siehst du, es ist so lange her, daß wir uns nicht gesehen haben, und wenn ich auch nicht im mindesten daran zweifle, daß er mich wie früher liebt, so könnte Papa darüber doch anders denken. Schreibst du aber an ihn, so ist er ja deshalb von seinem dem Vater gegebenen Worte noch nicht frei. Stecke dich also hinter den Alten. Komme, sobald Paul zurückgekehrt ist, jedenfalls selbst oder schreibe wenigstens gleich; denn wenn er wohl auch bald zu Papa kommt, so weiß ich doch nicht, ob ich ihn dann allein werde sprechen können. Nun aber muß ich ins Haus, denn Papa erwartet mich gewiß schon."

Sie eilten ins Pastorat, wo sie erfuhren, daß der Baron und der Pastor nach Dseltepillen gefahren waren und daß Mathilde auf des Vaters Rückkehr warten sollte.

Die Herren kehrten erst spät zurück, und als Mathilde und ihr Vater zu Pferde stiegen, stand

der herbstliche Nachthimmel schon in seiner vollen Sternenpracht.

Sie ritten im Schritt. Der Baron war in Gedanken versunken, und seine Tochter sann über das Gespräch nach, das sie mit der Freundin gehabt hatte. Als sie so ein paar Werst zurückgelegt hatten, sagte der Baron, indem er sich zu seiner Tochter hinüberbeugte und ihre Hand ergriff:

„Gott straf mich! Mathilde, der Reinhard ist ein edler, großer Mensch, jeder Zoll ein Edelmann, obgleich sein Wappen keine Krone ziert, und es freut mich, mit der Familie verwandt zu werden."

Als der Pastor dem Freunde hinausgeleuchtet hatte, kehrte er ins Familienzimmer zurück und nahm neben seiner Frau auf dem Sopha platz. Gretchen trug einen Stuhl herbei, setzte sich zu seiner Rechten und legte seine Hand auf ihren Schoß. Alle drei schwiegen.

„Frau," sagte der Pastor seufzend, „wir sollen wirklich die letzten Wolffschilds im Jakobsburger Pastorate sein."

„Warum, Harald?" fragte die Pastorin. „Das ist durchaus nicht wahrscheinlich."

Die Pastorin hätte das auch gesagt, wenn von der Möglichkeit des dereinstigen Todes ihres Mannes die Rede gewesen wäre. Die letztere Möglichkeit fiel ihr kaum schwerer aufs Herz, als die erstere, aber sie hütete sich wohl, das merken zu lassen.

Der Pastor erzählte nun, was er mit dem Baron besprochen hatte und schloß mit den Worten:

„Wie schwer es mir auch ankommt, ich sehe selbst ein, daß Langerwald recht hat, und daß es auf eine Komödie hinausliefe, wenn Wilhelm jetzt noch bei mir Adjunkt würde. So mag es denn geschehen, aber, weiß Gott," der Pastor bückte sich und suchte andauernd etwas unter dem Tische, obgleich er dort nichts verloren hatte, „ich hätte nicht geglaubt, daß Willi und Mathilde mir einmal einen solchen Kummer anthun könnten, daß sie die beiden ersten Nägel zu meinem Sarge werden würden."

„Warum das, Harald?" sagte die Pastorin und sah so munter aus, wie nur jemand aussehen kann, dem die Thränen so nahe sind, wie sie ihr waren. „Warum das? Jedes Geschlecht sucht in die Höhe zu kommen; aus dem Sohne des Bauern wird ein Pastor, aus dem Kinde des Pfarrers ein Edelmann." Sie sagte das in sehr zuversichtlichem und hoffnungsvollem Tone, obgleich es in ihren Augen durchaus nicht in die Höhe kommen hieß, wenn man statt eines Predigers ein Baron wurde. Der Pastor merkte ihre Absicht und lächelte; aber es war ein schmerzliches Lächeln.

„Ich werde mich, so gut es geht, darin finden müssen," sagte er. „Unser Herrgott weiß, was er thut, aber als du mir Willi zum erstenmal auf die Arme legtest und die selige Lawise — Gott mache ihr die Last des Grabes leicht — ausrief: ‚Blond, mit blauen Augen, ein echter Wolffschild!' da glaubte ich wohl nicht, daß er einst ein Junker werden würde."

Gretchen hob ihres Vaters Hand empor und küßte sie. Dann legte sie sie wieder auf ihren Schoß.

„Warum ein Junker, Harald?" fragte die Pastorin wieder. „Warum soll er nicht ein tüchtiger Landwirt werden und in Sternhof eine Musterfarm errichten und dort das beste Vieh erziehen? Sind Landwirte nicht ebenso nötig auf der Welt wie Geistliche? Wem sollten die Geistlichen predigen, und wer sollte ihnen das Kirchenkorn liefern, wenn es keine Landwirte gäbe? Warum muß er ein Junker werden?"

Der Pastor erhob sich rasch und ging in die dunkle Ecke, in der das Klavier stand. Die Pastorin folgte ihm und legte ihren Arm in den seinen. Gretchen setzte sich ans Klavier und fuhr leise über die Tasten.

„Nummer neunzehn," sagte der Pastor.

„Ach bleib' mit deiner Gnade
Bei uns, Herr Jesu Christ,
Daß uns hinfort nicht schade
Des bösen Feindes List."

So klang es langsam und feierlich hinaus in die klare Herbstnacht. Der tiefe Baß des Pastors, der volle Sopran seiner Tochter, und die hohe Stimme der Pastorin, klangen heute alle wunderbar weich. Das Rehpaar im kleinen Rehgarten vor dem Fenster blieb stehen, spitzte die Ohren und lauschte dem längstgewohnten Klange, der allabendlich aus dem Zimmer tönte, als vernähme es eine nie gehörte

Melodie. Und doch war es nicht das erste Mal, zumal im letzten Jahre nicht, daß der Pastor „Nummer neunzehn" gesagt hatte. Hinaus aber klang es weiter:

„Ach! bleib' mit deiner Treue
Bei uns, o Herr und Gott!
Beständigkeit verleihe,
Hilf uns aus aller Not!"

Dreizehntes Kapitel.

Im Hause des Fleckenvorstehers zu Jakobsburg, des sehr achtbaren Herrn Laßmann, hatte den ganzen Tag über eine gewisse Aufregung geherrscht. Nicht nur hatte Grethe, die Hausmagd, die ganze Wohnung schon früh unter Wasser gesetzt; nicht nur hatte Peter, der Hausknecht, Hof und Garten besonders sauber gefegt und geharkt; auch in den höheren Regionen hatte sich ein ungewöhnliches Reinlichkeitsbedürfnis geäußert. Die Kinder waren besonders sorgfältig angekleidet worden: Otto war heute sichtlich bis an den Hals gewaschen, Eleonorens Haar stand auch nicht im geringsten zu Berge, und Huldas Kleid war ganz geschlossen und sah überhaupt sehr ordentlich aus. Auch Laura war es gelungen, die weißen Bänder, die sonst hier und da aus ihrem Kleide hervorguckten, in feste Haft zu nehmen. Alle vier waren außerdem sichtlich in Feststimmung und standen deshalb jedermann im Wege. Was ihre Mutter zu der Bemerkung veranlaßte, sie meine, daß, wenn sie sich selbst auf den äußersten Boden des Hauses begeben wollte, sie auch dort über einen ihrer Lieblinge stolpern

würde, und daß sie im tiefsten Keller davor nicht sicherer wäre. Worauf Grete, die Magd, erwiderte, sie glaube — sie wisse es zwar nicht, aber sie glaube — daß man sich vor einem derartigen Unfalle durch Abschließen der Boden- resp. der Kellerthür sichern könne. Die Preußin selbst war überaus thätig und übertraf darin noch Grete, die Magd, und Peter, den Hausknecht. Auch sie versprach bedeutendes. Sie versprach es allerdings vorläufig nur, denn sie hatte einen alten, grauen Rock um ihre Lenden geschlungen und ihren Oberleib in ein „Juppchen" von zweifelhafter Farbe gehüllt, aber die vielen Knollen auf ihrem Kopfe, die, genauer betrachtet, sich als Papilloten und künftige Lockenansätze erwiesen, sowie die neuen glänzenden Schuhe an ihren Füßen, und mehr als alles die durch ein graues Laken verhüllte Ecke ihres Schlafzimmers, in der etwas hing, das die Form eines lebensmüden Frauenleibes im Krinolinenrock hatte — verrieten, daß sie am Nachmittage Aufsehen erregen würde. Die kleine Frau war unglaublich thätig. Eben noch in der Küche, um nach dem Hammelbraten zu sehen, eilte sie schon wieder ins Gesellschaftszimmer und versetzte im Vorübergehen Laura ein paar Klapse auf die Finger, weil diese ihrer Festfreude dadurch Ausdruck verlieh, daß sie an ihrem Taschentuch so heftig mit den Zähnen zerrte, daß es kaum diesen Kraftäußerungen Widerstand zu leisten vermochte. Dann huschte sie mit einem Staubtuche erst über Ottos Nase, dann über ein Dutzend Tassen mit Überschriften, wie „dem biederen Hausvater!" „der liebe-

vollen Hausmutter!" „dem trefflichen Hausſohn!" „der jungfräulichen Haustochter!" und rückte endlich noch die Bilder an der Wand zurecht, die etwas windſchief hingen und Darſtellungen aus dem franzöſiſchen Volks- und Liebesleben zeigten, ſowie unmögliche Figuren in blauen Fracks und weißen Beinkleidern, die, wie die Unterſchriften verkündeten, die in Gott ruhenden Kaiſer Alexander und Nikolai Pawlowitſch vorſtellten. Die baltiſchen Größen waren durch die Porträts des Generalſuperintendenten Lebrecht von Richter, der Doktoren Lichtenſtein und Meerhold, ſowie durch ein Daguerrotypbild des Herrn Laßmann vertreten, das ihn in ein paar hohen Vatermördern ſteckend und von einer handbreiten Binde faſt erwürgt, in der Stellung eines Kunſtenthuſiaſten bei Anhörung des Geſanges einer großen Künſtlerin darſtellte.

Auch Karl, der im Laden dem Vater half, mußte heute ſehr zerſtreut ſein; er füllte wenigſtens einem Bauern, der nach Wagenſchmiere verlangte, den Topf mit Sirup, gab einem kleinen Judenmädchen, das ein Talglicht kaufte, auf eine Mark einen Fünfer heraus, und ſchenkte endlich dem Tiſchler Springer, der auf einen Augenblick in den Laden kam, um einen Schnaps zu trinken, Spiritus ein, ſtatt 90grädigem Branntwein, ſo daß dieſer, wenn er ſich nicht 1848, wie er verſicherte, nur als Präſervativ gegen die Cholera das Trinken angewöhnt hätte, wahrſcheinlich nie wieder in den Laden gekommen, ſein Fünfkopekenſtück auf die Thonbank gelegt und dabei gelächelt hätte. Dieſes Ereignis zerriß den Geduldfaden ſeines

Vaters vollkommen, so daß er Karl höhnisch fragte, ob er an Kopfweh litte und ob er, der Vater, etwa zum Doktor Braun hinüberlaufen solle. Worauf der Sohn erwiderte, er zweifle nicht daran, daß er alle Berechtigung habe an Kopfweh zu leiden, da, seit Jakobsburg bestehe, nie ein „junger Mann" mehr zu thun gehabt habe, als er. Trotzdem war er der Meinung, daß, falls der Doktor Braun geholt werden sollte, es ratsam erscheinen dürfte, auch noch die Köpfe anderer Leute zu untersuchen, die Köpfe von Leuten, die er nicht nennen und auch nicht anderweitig bezeichnen wolle, die sich aber zwischen Ruine und Kirche zu Jakobsburg vorfinden würden, falls man sich die Mühe geben wollte, nach ihnen zu suchen. Er kenne Leute und er könne sie namhaft machen, wenn er wolle, aber er wolle es nicht, die heute den ganzen Morgen über die laufenden Einnahmen ins Hauptbuch eingetragen hätten, ohne es zu bemerken, die zweimal statt des Sandfasses das Tintenfaß gebraucht, und die abzusendenden Briefe statt mit Lack, mit gebrannten Bleifedern zu verschließen versucht hätten. Er möchte nicht unkindlich handeln, aber er könne nicht umhin, solche Leute darauf aufmerksam zu machen, daß es unchristlich sei, die Splitter im Auge ihrer Kinder zu bemerken und den Balken im eigenen zu übersehen.

Karl bemerkte dieses alles in sehr energischem Tone und mit sehr lauter Stimme, denn er machte sich ganz und gar nichs daraus, falls der eine oder der andere der anwesenden Letten etwa zufällig deutsch

verstand. Er war ja konfirmiert und fest entschlossen, sich von seinem Vater so wenig Ungebührliches gefallen zu lassen, wie irgend ein „junger Mann" in irgend einem Laden zwischen Narwa und Memel. So scheiterten denn auch alle Versuche des Fleckenvorstehers, ihn durch ernste Blicke und zorniges Stirnrunzeln zur Ruhe zu bringen, und der Vater sah sich genötigt, in seine Ecke zurückzukehren, mit einem Seufzer und einem mürrisch zwischen den Lippen hervorgestoßenen „Mops". Sein Gesicht erheiterte sich erst, als der Postmeister in den Laden trat und ihn mit einem: „Guten Morgen, alter Herr!" und einem kräftigen Händedrucke begrüßte.

„Guten Morgen, Herr Postmeister! Guten Morgen! Karl!" donnerte der Fleckenvorsteher dann dem Sohne zu, „bringe dem Herrn Postmeister einen Pomeranzen."

Nachdem dieser Befehl ausgeführt worden war, hielt der Postmeister das Glas gegen das Licht, trank etwa die Hälfte des Inhaltes aus und hustete ein wenig. Darauf hielt er das Glas wieder gegen das Licht, trank auch den Rest aus und sagte: „Vortrefflich!"

„Schmettern Sie nicht noch einen, lieber Postmeister?" fragte der Fleckenvorsteher teilnehmend, als ob er einem Kranken zuredete, Medizin einzunehmen. „Auf einem Beine kann man nicht stehen."

Der Postmeister war derselben Meinung und stellte sich auf einen festen Standpunkt.

„Drei waren der heiligen drei Könige: Melchior, Balthasar und Kaspar. Mußt Branntwein kosten," sagte die verführerische Stimme des Fleckenvorstehers.

Der Postmeister konnte nicht mehr trinken. Er fühlte, daß, wenn er auch nur noch einen Tropfen trank, er Nasenbluten oder einen Schlaganfall bekommen oder an Selbstverbrennung sterben würde. Nach einigen Minuten stellte sich indessen heraus, daß seine Besorgnisse übertrieben waren, und er trank den dritten Schnaps, indem er Stein und Bein schwur, er wolle gehängt werden, wenn er auf die Vierzahl der Evangelisten irgend welche Rücksicht nehmen würde. Und er blieb dabei, obgleich der Fleckenvorsteher sie ihm namentlich aufzählte, um ihm, wie er sagte, Mut zu machen: „Matthäus, Markus, Lukas, Johannes. ‚Mach' noch einen, mein lieber Junge.'"

„Dann trinken Sie vielleicht ein Fläschchen Pultrockisches," fragte der höfliche Wirt, „oder Pernauisches?"

Dieser Vorschlag wurde annehmbar gefunden und dem Pultrockschen, als dem einheimischen Fabrikate, vor dem fremden Bier der Vorzug gegeben. Natürlich nur unter der Bedingung, daß der Herr Fleckenvorsteher mit von der Partie war, und daß der Postmeister die Flasche bezahlte.

Dieser Punkt, der einige Schwierigkeiten machte, wurde zu beiderseitiger Zufriedenheit durch „Schrift oder Adler" zu Gunsten des Postmeisters entschieden. Eine kleine Debatte, die sich darüber entspann, ob unter den Mitauschen Bieren dem „Pultrockschen"

oder dem „Herrmuthschen" der Vorzug einzuräumen sei, ging rasch vorüber.

„Vortrefflich! vortrefflich!" begann der Postmeister, indem er die Hände faltete und die Daumen in großer Geschwindigkeit um einander drehte. „Vortrefflich! Also er kommt heute positiv?"

„Positiv," wiederholte Herr Laßmann, dem das Fremdwort außerordentlich gefiel. „Er kommt positiv. Er ist schon in Flussau, und Neumann ist auch da und bringt ihn mit. Und sie weiß nichts davon."

„Vortrefflich, eine sehr scharmante Frau, Ihre Schwester. Wahrhaftig, wenn ich noch unverheiratet gewesen wäre, als ich das Vergnügen hatte, sie kennen zu lernen, so wäre es nicht unmöglich — ich sage nicht, daß es hätte durchaus der Fall sein müssen, — aber ich sage, so wäre es nicht unmöglich, daß wir in diesem Falle Schwäger geworden wären. Und" — fügte der Postmeister hinzu, indem er seine Hand auf das Knie des Fleckenvorstehers legte, „das hätte mich sehr erfreut. Wahrhaftig, Sie wissen, ich schmeichle nie, ja, ich kann sagen, daß ich die Schmeichler verachte, aber es wäre mir eine hohe Ehre gewesen. Ich habe diese meine Meinung bereits mehrmals in Gegenwart des Herrn Grünwaldt und, wenn ich nicht irre, auch des Herrn Stöckchen ausgesprochen und ich bin überzeugt, daß die genannten Herren das gern bestätigen werden."

Der Fleckenvorsteher fühlte sich dadurch, daß der Herr Postmeister sich durch eine Verbindung mit seiner Familie geehrt fühlen würde, seinerseits sehr gehoben,

und teilte das dem Herrn Postmeister mit. Der Postmeister führte darauf sein Glas an die Lippen, verbeugte sich und sagte:

„Auf Ihr wertes Wohl!"

„Gleichfalls," erwiderte der Fleckenvorsteher.

„Es trat eine längere Pause ein, während der der Fleckenvorsteher eine Prise nahm. Der Postmeister nahm auch eine Prise, führte sie aber nicht zur Nase, sondern hielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger.

„Vortrefflich!" rief der Postmeister nach einer Weile aus, ohne indessen näher zu bezeichnen, was er so vortrefflich fand. „Vortrefflich!"

„In der That!" stimmte der Fleckenvorsteher zu, obgleich er des Freundes Gedanken nicht kannte.

„Ich meine," ergänzte der Postmeister, „daß es mich aufrichtig freut, daß Paul nach Hause kommt, und zwar als gemachter Mann. Es freut mich! Wahrhaftig, es thut mir wohl. Ohne daß ich jedoch" — fuhr er halblaut fort und warf einen so schlauen Seitenblick auf seinen Freund, daß letzterer, wenn er nicht gewußt hätte, daß sein vis-à-vis der Postmeister zu Jakobsburg war, sehr geneigt gewesen wäre, ihn für ein Mitglied der geheimen Polizei zu halten — „ohne daß ich jedoch mich gewisser Zweifel enthalten könnte."

Der Fleckenvorsteher wurde unruhig und sah den Postmeister sehr gespannt an.

„Ich meine nämlich," fuhr der Postmeister ganz leise fort, indem er sich zum Fleckenvorsteher hinüberbeugte, „daß es mit der Doktorschaft nichts ist."

Der Fleckenvorsteher fuhr erschrocken zurück.

„Pst, mein Lieber," flüsterte der Postmeister, „hören Sie mich bis zu Ende an. Es kann sein, daß ich irre. Es haben schon andere Leute geirrt als ich. Aber hören Sie meine Bedenken. Wie kann er Doktor werden, da er doch die ganze Zeit über die Rechte studiert hat? Wie kann er sein Doktorexamen machen, wenn er das Recht erlernt hat? Zum Beispiel Ihr Karl. Nun, er weiß in der „Bude" Bescheid, er hat sozusagen den Handel studiert. Kann er aber deshalb, weil er den Handel studiert hat, auch sein Doktorexamen machen und Arzt werden? Kann er das?"

Der Fleckenvorsteher bekannte, daß sein Karl, aller Wahrscheinlichkeit nach, das in der That nicht konnte.

„Hören Sie mich zu Ende. Ich bin nicht unbescheiden. Im Gegenteil. Ich sage im Gegenteil, obwohl ich sehr gut weiß, daß es einem protestantischen Christen nicht ziemt, sich selbst zu rühmen, aber ich bin wirklich bescheiden. Ich sage also zu meiner Frau, daß ich die Möglichkeit nicht in Abrede stellen will, daß ich mich irre, daß ich aber unter verstelltem Namen (der Postmeister verbeugte sich verbindlichst gegen den Fleckenvorsteher und dieser erwiderte die Verbeugung), natürlich unter verstelltem Namen, den Casus meinem Baron vortragen will. Vortrefflich! Wissen Sie, was mein Baron antwortete? Ich wette meinen Rotschimmel gegen ein Ei, ein Handtuch oder einen Handschuh, daß Sie es nicht wissen!"

Der Fleckenvorsteher wußte es in der That nicht.

„Nun, er meinte, in Deutschland sei das nicht unmöglich. In Deutschland gäbe es sogar Oberlehrer, die Doktoren wären. Aber Sie werden mir zugeben, daß ich recht habe, wenn ich der Meinung bin, daß mein Baron scherzte. Wahrhaftig, das werden Sie. Denn wenn ich auch weiß, daß sie in Deutschland die Gewerbefreiheit haben, so wird darum das Unmögliche doch nicht möglich. Sie werden mir zugeben, daß Ihr Karl selbst in einem Lande, in dem Gewerbefreiheit herrscht, nicht Arzt werden könnte. Nicht wahr? Das werden Sie?"

Der Fleckenvorsteher gab es zu.

Dann betritt also Ihr Neffe den heimischen Boden mit einer kleinen Unrichtigkeit, einer kleinen Täuschung gegen seine Mutter, gegen Ihre Schwester, gegen die Frau Doktorin Schwarz. Ich bin überzeugt, daß er nur den Beweggrund hat, der Dame eine Freude zu machen, aber es liegt doch eine Unrichtigkeit vor, — eine kleine Unrichtigkeit, ich gebe es zu — aber doch eine Unrichtigkeit. Es thut mir leid, es sagen zu müssen, es thut mir wahrhaftig sehr leid!"

Sein Mitgefühl schien in der That sehr erregt zu sein, wenigstens schnäuzte er sich stark und anhaltend, wie ein Mann, der seine Rührung nicht merken lassen, der sie totschnäuzen will, und dem das gelingt.

Der Fleckenvorsteher fiel aus allen seinen Himmeln. Er war so stolz auf seinen Neffen, den jungen Doktor Schwarz, gewesen, er hatte so aufrichtig teil daran genommen, daß dieser endlich sein Ziel erreicht hatte,

es sogar früher erreicht hatte, als der Sohn des Pastors, und er hatte die Vorbereitungen zu einem seiner würdigen Empfange mit soviel Vergnügen getroffen und treffen sehen, daß es ihm ins Herz schnitt, daß der Neffe sie täuschte. Es war ihm gar nicht aufgefallen, daß, wenn man Jurisprudenz studiert, man nicht Arzt werden kann (und nur diesen Begriff verband er und verbanden sämtliche Jakobsburger mit dem Titel „Doktor"), daß er aus allen seinen Himmeln fiel und sogar im ersten Zorne nicht üble Lust hatte, zu seiner Frau zu gehen und den festlichen Empfang abzubestellen. Aber die Liebe zu seiner Schwester half ihm diesen Entschluß überwinden. „Sie soll durch mich nichts davon erfahren. Sie soll die Überraschung voll und ganz genießen," sagte er sich.

Frau Dorothea Schwarz wußte nämlich offiziell nicht das Mindeste davon, daß ihr Sohn bereits in Flussau war und heute eintreffen sollte. Sie hatte nichts von der säubernden Thätigkeit Gretes, Peters und der Schwägerin Preußin bemerkt und sie hatte keine Ahnung davon, daß sämtliche Kinder in Festkleidern und in einer Feststimmung waren. Sie war eben eine einfache Frau und merkte nichts. Sie merkte auch nichts, als zum Mittagessen die Schwägerin in Locken und im höchsten Staate erschien und sich nach und nach der Herr Postmeister, Herr Grünwaldt und Herr Stöckchen nebst noch ein paar Herren aus dem Flecken einstellten. Es fiel ihr nicht auf, daß alle Herren einen Ausdruck der Spannung

im Gesichte hatten und sie zuweilen mitleidig ansahen. Der Herr Postmeister hatte nämlich nicht umhin gekonnt, seinen sämtlichen Bekannten die Geschichte zu erzählen, natürlich unter verstelltem Namen und nur, um möglicherweise noch die Freude zu haben, sich eines Irrtums überwiesen zu sehen; sie betrachteten daher alle die Doktorin als das Opfer eines unerhörten Betruges. Die Doktorin merkte aber nichts, obgleich jeder der Herren, sobald er ins Zimmer trat, ihr ohne alle und jede Veranlassung versicherte, daß ihr Sohn jedenfalls nicht vor vier Wochen eintreffen könne. Sie merkte nichts, aber sie aß sehr wenig und trank sehr viel Wasser. Wie sie so in ihrem Hauskleide unter all den geputzten Gästen dasaß, sah sie aus wie eine weiße Taube unter lauter Raben und Krähen, Elstern und Hähern. Sie merkte auch nichts, als die kleinen Häher unruhig wurden, erst ans Fenster und dann zur Thüre hinausflogen. Sie merkte nichts, als die Elster ihnen nachflog und einige Krähen ihrem Beispiele folgten. Sie merkte erst etwas, als sie einen raschen Tritt die Treppe heraufeilen hört, eine bekannte Gestalt durch die Thüre treten sah und von lieben Armen umschlungen wurde.

Die Raben und Krähen, die Elster und die Häher sammelten sich um sie und hätten gar nichts dagegen gehabt, wenn jetzt etwas sehr Romantisches passiert wäre, wenn die Doktorin z. B. vor eitel Überraschung mit einem Schreie tot zu Boden gestürzt wäre, aber sie täuschten sich in ihren Hoffnungen. Frau Dorothea Schwarz schrak weder auf, noch

stürzte sie tot nieder, ja sie erhob sich nicht einmal von ihrem Stuhle, und nur ihre geröteten Wangen und ihre glänzenden Augen bezeugten, daß sie wußte, daß Pauls Arme sie umschlangen, und daß Pauls Mund sie küßte. Sie schrie weder auf, noch fiel sie tot nieder, aber sie war sehr glücklich. Sie war so ganz und gar glücklich, daß es ihr nicht einmal unangenehm war, daß er sie endlich losließ und sich zu den Raben und Krähen wandte. Während Paul den Onkel und die Tante, die Vettern, die Cousinen und die Bekannten begrüßte, betrachtete sie ihn und gewahrte mit Entzücken, daß er wohl und kräftig aussah und daß er seinem Vater glich, nur daß in seinem Gesicht ein anderer — ein edlerer, kühnerer — Ausdruck war, als in dem seines Vaters. Sie beobachtete ihn aber nicht allein. Die Raben und Krähen beobachteten ihn auch, während sie ihn an ihre Brust drückten oder ihm die Hand reichten, und sie bemerkten mit Ärger, daß er nicht von ihrer Art war, und freuten sich deshalb, zu wissen, daß in Bezug auf den Doktortitel eine kleine Unrichtigkeit mit unterlief. Indessen — wie es auch mit seinem Gewissen stand, und mit diesem mußte es entweder sehr gut oder sehr schlecht stehen, denn er sah so klar und hell darein, als hätte er wirklich sein Doktordiplom in der Tasche — er mußte hungrig sein. Und er war hungrig, setzte sich zu Tische und aß mit dem besten Appetite, während die Raben und Krähen ihn umstanden und dachten: „sei so liebenswürdig wie du willst, uns betrügst du nicht; denn wir kennen die „kleine Un-

richtigkeit." Er war aber wirklich sehr liebenswürdig. Er dankte dem Onkel mit herzlichen Worten für den freundlichen Empfang, bat die Tante um Entschuldigung, daß er sich um eine halbe Stunde verspätet hatte, fragte die Bekannten nach ihren Frauen und Kindern und streichelte die kleinen Cousinen. Dabei ruhte sein Blick aber meist auf seiner Mutter, und zwar mit einem so milden, weichen Ausdrucke, daß er zum Schnitt seiner Stirn und seiner Augen und zu dem harten Zug um seinen Mund gar nicht recht passen wollte.

„Warum kommst du erst so spät, Paul?" fragte die Tante. „Du wolltest ja schon vor vier Wochen eintreffen?"

„Ich mußte auf mein Doktordiplom warten," erwiderte Paul leichthin.

Unter den Raben und Krähen entstand eine große Unruhe. Das war doch gar zu frech! Der Postmeister sah Herrn Grünwald an, dieser bemerkte es aber nicht, weil seine Augen eben Herrn Stöckchen zuzwinkerten, der seinerseits einem der Herren aus dem Flecken so kräftig auf die Leichdornen trat, daß er einen leichten Schmerzensschrei nicht unterdrücken konnte. Dem Fleckenvorsteher stieg das Blut zu Kopf und er war, als ein schlichter, einfacher Mann ohne alles Falsch, empört über den Neffen. Aber er faßte sich um seiner Schwester willen und fragte nur, so ruhig wie er konnte: „Hast du es mitgebracht?"

Die Raben und Krähen streckten ihre Hälse lang aus und hielten die Köpfe schief, um die Antwort

besser hören zu können, während ihre Augen Paul durchbohrten.

„Ja," erwiderte Paul. „Vielleicht macht es dir Freude, es zu sehen. Da ist es" — und damit zog er einen mehrfach zusammengeschlagenen Bogen aus der Tasche und reichte ihn dem Onkel. „Es ist leider lateinisch geschrieben," fügte er lächelnd hinzu.

Die Raben und Krähen, die schon angefangen hatten, die Hälse einzuziehen, streckten sie bei den letzten Worten so lang aus, wie es irgend ging. Es war doch noch möglich, daß eine kleine „Unrichtigkeit" im Spiele war.

„Hm!" meinte der Onkel ganz verdutzt und starrte das Diplom an. „Hm! du kannst dich also jetzt, wo du willst, niederlassen und praktizieren? Hier z. B. in Jakobsburg?"

„Was sollte ich wohl in Jakobsburg, lieber Onkel?" fragte Paul verwundert. „Hier ist ja kein Gericht."

„Was hat denn aber auch ein Arzt mit dem Gerichte zu thun, mein lieber Paul?"

Paul brach in ein herzliches Lachen aus.

„Lieber Onkel," sagte er, „ich bin ja nicht Doktor der Medizin, sondern Doktor Juris. Diesen Titel erhält man in Deutschland, wenn man Jurisprudenz studiert und sein Examen gemacht hat."

„Vortrefflich!" rief der Postmeister, und „vortrefflich!" riefen alle Raben und Krähen. Sie sahen, daß sie sich getäuscht hatten, und wußten nun nicht recht, ob sie sich darüber freuen oder es bedauern sollten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Herbstsonne war bereits hinter den fernen Wäldern verschwunden, und die Nacht senkte sich rasch herab auf die müde Erde, als die Familie Wolfschild sich im Plauderstübchen versammelte, um auch diesen Abend zu verbringen, wie sie schon so viele verbracht hatte.

Die Pastorin und ihre Tochter griffen zu einer Handarbeit, und der Pastor las ihnen einen Aufsatz aus den protestantischen Morgenblättern über den Socialismus in Frankreich vor.

Lag es am Thema des Aufsatzes oder lag es in der Luft oder lag es sonst woran, die Pastorin und Gretchen waren wenig bei der Sache, und auch der Pastor las heute ungewöhnlich zerstreut vor, las, ohne dazwischen innezuhalten und die Seinigen auf dieses und jenes aufmerksam zu machen, wie es sonst seine Art war. Ihrer aller Gedanken weilten ja nicht in Frankreich, sondern in Berlin, und nicht beim Socialismus, sondern bei einem jungen Socialisten. Sie verweilten aber bei diesem mit der

größten Hartnäckigkeit. Sie mochten thun, was sie wollten, arbeiten oder müßig gehen, wachen oder schlafen, die Gedanken an ihn wurden sie nicht los. Nicht einen Augenblick. Es waren hartnäckige Gedanken, und sie waren es seit vielen, vielen Monaten.

Draußen wurde die Hausthür geöffnet und wieder geschlossen. Es war das zu dieser Stunde nichts Auffallendes, aber Gretchen erhob ihr Haupt von der Arbeit, über die sie sich gebeugt hatte. Es war auch nichts Auffallendes, daß jemand um diese Zeit durch den Vorsaal ging, aber Gretchen errötete über und über, und sie fühlte, wie ihr Blut ungestüm in ihrem Herzen pochte, wie es sich höher erhob und in ihrem Halse pulsierte, wie es emporstieg zu ihren Schläfen. Sie hatte den Schritt erkannt, der sich jetzt rasch dem Zimmer näherte, und sie hätte, noch ehe Paul, der die Mutter am Arme führte, in der Thür erschien, mit einem Eide erhärten können, daß er kam.

Paul wurde vom Pastor und der Pastorin mit warmem Kusse und herzlichem Handschlage empfangen. „Sei mir tausendmal willkommen in der Heimat, mein lieber, lieber Sohn!“ rief der Pastor und drückte Paul aber- und abermals an seine Brust, während die Pastorin seine Hand hielt und ihn mit prüfenden Augen musterte. Aber es waren nicht nur Freudenthränen, die aus den Augen der Pflegeeltern auf die Stirn und die Hand des Pflegesohnes niedertropften, sie galten zur Hälfte auch dem, der mit ihm kommen sollte, aber ausgeblieben war. Sie

schämten sich indessen dieser Thränen, denn sie fürchteten, sie könnten mißverstanden und dahin gedeutet werden, als ob der Sohn, der vor ihnen stand, nur ein schwacher Ersatz für den war, der in der Ferne weilte, und sie unterdrückten sie. Dann kam die Reihe des Begrüßens auch an Gretchen. Sie reichte Paul die Hand, und er küßte und drückte sie herzlich. Dann fragte er Gretchen, ob sie ihn noch ein wenig lieb habe. Sie erwiderte, daß sie sich sehr freue, ihn wieder in der Heimat zu wissen. Sie sagte das, ohne ihn anzusehen, und küßte dabei seine Mutter. Dann nahmen alle Platz, der Pastor brachte Paul eine Cigarre, setzte sich neben ihn und legte seinen schweren Arm auf seine Schulter.

„Wir haben dich sehr erwartet, Paul," begann er. „Nicht nur, weil wir uns darauf freuten, dich wieder bei uns zu haben, und dich, der uns als Jüngling verließ, als jungen Mann begrüßen zu können, sondern auch" — der Pastor stockte einen Augenblick — „sondern auch, weil du uns vieles erklären sollst, was uns rätselhaft und unbegreiflich erscheint. Ich weiß, lieber Paul, daß es deinem Zartgefühl in hohem Grade peinlich sein muß, von deinem Bruder — und ich hoffe, du siehst Willi auch jetzt noch, obgleich ihr euch ja zur Zeit entzweit habt, als deinen Bruder an (Paul nickte und ergriff die Hand des Pastors) — von deinem Bruder also den Eltern Unerfreuliches und Schmerzliches zu berichten. Aber ich bitte dich trotzdem darum. Nicht um unsertwillen, obgleich es für Mutter und mich

natürlich vom höchsten Interesse sein muß, zu erfahren, was unser Kind treibt und thut, warum es sich mit dir entzweit hat, weshalb es seine Eltern und seine Schwester vergessen hat, nein, um seinetwillen — . . ."

Des Pastors Gesicht zuckte schmerzlich und er hielt einen Augenblick inne. Gretchen erhob sich rasch, eilte zu ihm, stellte sich neben seinen Stuhl und legte ihre Hand auf dessen Lehne. Der Pastor fuhr fort:

„Um seinetwillen. Seit wir sein Vertrauen verloren haben, seit er uns, den besten Freunden, die er auf der Welt hat, nichts mehr zu schreiben weiß, als was in jeder Zeitung zu lesen ist, seitdem, und das ist lange her, wissen wir von ihm nicht mehr, als von einem Fremden, denn daß er jetzt mehr und öfter Geld verlangt, als früher, macht uns nicht bekannter mit ihm. Nun meinen wir, daß wir es vielleicht ihm gegenüber versehen, daß wir vielleicht sein Ehrgefühl, ohne es zu wollen, verletzt haben, und er so thöricht ist, uns deshalb zu zürnen. Wir meinen auch, daß er vielleicht mit seiner religiösen Überzeugung nicht zurecht kommen kann, und wir würden gern an seinen Kämpfen teilnehmen und ihm dabei helfen, soweit der Rat anderer Christen einem Jünglinge in solchen Dingen förderlich sein kann. Wir meinen, daß er vielleicht auf eine andere Universität gehen, oder vielleicht gar — und auch darin würden wir ihm, so schmerzlich es uns auch wäre, kein Hindernis in den Weg legen — sich einer anderen

Fakultät zuwenden will und bei der zwischen uns eingetretenen Entfremdung nicht den Mut hat, es uns zu sagen. Mit einem Worte, Paul, ich würde dich gern mit meiner Bitte verschonen und ich weiß, daß du uns ein großes Opfer bringst, wenn du sie erfüllst, aber ich kann nicht anders, als dich bitten, uns alles zu sagen, was du von Wilhelm weißt. Du sprichst ja zu seinen treuesten Freunden, und was du uns auch mitzuteilen hast — Gewißheit ist besser, als die schreckliche Ungewißheit, in der wir uns seit lange befinden."

Der Pastor schwieg, und aller Augen richteten sich auf Paul.

„Ich will ganz offen zu euch sprechen," begann dieser. „Ich will es thun, obgleich ich weiß, daß Wilhelm es als einen Verrat an unserer Freundschaft ansehen wird. Aber ich glaube, daß ich damit nur eine Freundespflicht erfülle.

„Ich muß etwas zurückgreifen.

„Ihr wißt, in welcher Weise Winter auf Wilhelm und mich gewirkt hat, und ihr habt alle mehr oder weniger von den Folgen seines verderblichen Einflusses auf uns zu leiden gehabt. Ihr wißt, daß Wilhelm und ich in einem Alter, indem es für den Menschen keine anderen Aufgaben gibt, als Schulaufgaben, uns berufen glaubten, die Welt zu reformieren, und die Verhältnisse unserer Heimat haßten, ohne sie zu kennen. In dem, was Winter uns beibrachte, lag eigentlich nichts Positives, aber eben das Unklare, Nebelhafte in seinen Lehren übte eine

große Anziehungskraft auf unsere Phantasie aus. Wilhelms Phantasie war lebhafter als meine. In seinem Geistesleben spielte sie überhaupt eine viel größere Rolle, darum verstrickte der Zauber ihn auch mehr als mich. Aber auch ich war davon überzeugt, daß es für unsere Heimat, wie für alle Länder, in denen das Feudalsystem geherrscht hat, keine Rettung gäbe, als die sociale Revolution. Jung und unerfahren, wie wir waren, wußten wir noch nicht, daß Hochmut, Übermut und Selbstsucht allgemein menschliche Fehler sind, und glaubten, sie wären ausschließlich Eigenschaften der Geburtsaristokratie. Da wir nur Bücher lasen, die uns in unserer Richtung bestärkten, so verharrten wir auch noch in ihr, als wir alt genug geworden waren, um sie abstreifen zu können. So gingen wir nach Berlin. Der erste Bekannte, der uns da begegnete, war Winter. Er lebte dort als Litterat, das heißt nach ausländischem Sprachgebrauch, als Schriftsteller. Er ist ein so elender Kerl, wie nur je einer sich in einer großen Stadt von dem Gifte, das aus seiner Feder träufelt, ernährt hat. Das wußten wir aber damals nicht, sondern hielten ihn für einen edlen Menschen, der ein Opfer seiner Überzeugungen geworden ist. Er führte uns in seinen Bekanntenkreis ein. Seine Freunde, meist junge Ärzte, aber auch Kaufleute und Studenten, waren alle durchaus radikal. Die Keckheit, mit der sie über alles und jedes aburteilten, die Sicherheit, mit der sie ihre Ansichten aussprachen, ihre Vertrautheit mit den äußeren Formen

des politischen Lebens imponierten uns anfangs sehr. Eine Weile liefen Wilhelms und meine Erlebnisse parallel, dann trennten sie sich. Ich brauche euch nicht erst zu sagen, daß in unserem Kreise nicht viel gearbeitet wurde. Nun wißt ihr ja, wie schwer es mir auf dem Herzen lag, daß ich von fremdem Gelde lebte. (Gretchen wollte hier unwillkürlich ihre Hand auf Pauls Schulter legen, besann sich aber noch zur rechten Zeit und that es nicht.) Deshalb arbeitete ich. Das brachte mich bald zu mir. Ich sah allmählich ein, daß mit meinen bisherigen Ansichten im wirklichen Leben nichts anzufangen war, daß sich darauf weder das Leben des einzelnen, noch das des Staates bauen ließ. Ich las die Handschrift des persönlichen Gottes in den Rechtsbegriffen, in dem Gewissen des Menschen, und ich erkannte die Bedeutung der Stände und Ordnungen. Ich gewann mit einem Worte die Civilisation lieb. Ich will ja aber nicht von mir, sondern von Wilhelm sprechen. Wir standen, als wir nach Berlin kamen, wie Brüder zueinander und wir liebten uns auch in der ersten Zeit noch wie Brüder. Aber ich bemerkte nur zu bald, daß Winter mir Wilhelm systematisch zu entfremden suchte. Dieses Bestreben steigerte sich, als er und seine Freunde meine Gesinnungsänderung bemerkten. Wilhelm arbeitete nicht, und das war sein Unglück. Ich sage, er arbeitete nicht; damit meine ich nicht, daß er unbeschäftigt war. Im Gegenteil, er las sehr viel, aber er widmete sich keinem bestimmten Fache. Er las, was ihm gefiel und auch

das flüchtig und ohne Sorgfalt. Ich hielt es für meine Pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er auf diese Weise nichts zu stande bringen würde. Im ersten Jahre erwiderte er mir in solchen Fällen, er mache ja nur von dem Privileg des Fuchses und Brandfuchses Gebrauch, wenn er müßig gehe, und es wäre doch nicht schlimmer, ein paar Semester mit dem Studium der Gegenwart und ihrer Bestrebungen zu verbringen, als seine Tage auf der Kneipe zu vergeuden. Später verbarg er sein Unbehagen hinter Empfindlichkeit. So gingen die Dinge ihren Gang bis vor etwa neun Monaten."

Der Pastor hatte die Arme über die Brust gekreuzt und saß kerzengerade und unbeweglich da; Gretchen stand noch immer an seiner Seite und stützte sich auf die Lehne seines Stuhles; die Pastorin hielt die Hände gefaltet im Schoße. Neben ihr saß die Doktorin. Alle vier blieben regungslos und ihre Augen hafteten nach wie vor an Pauls Munde.

„Ich komme jetzt zu dem schwierigsten Teile meiner Aufgabe und ich finde nur in meiner Liebe zu Wilhelm die Kraft, weiter zu reden. Im letzten Winter machten Wilhelm, Winter und ich in Gesellschaft noch einiger Kameraden den Universitätsball mit. Es ist das ein Ball, den die Studenten geben. Während die anderen in einem Nebenzimmer saßen, sah ich dem Tanz zu. Da redete mich eine sehr schöne junge Frau an und fragte mich, ob ich mich ihrer noch erinnere. Ich erkannte sie sogleich. Es war Helene. Sie fragte mich, ob ich schon lange in

Berlin sei und ob Wilhelm sich auch auf dem Balle befinde. Als ich die letztere Frage bejahte, bat sie mich, ihn zu ihr zu schicken. Sie sagte, sie würde sich freuen, einen Schulkameraden und ein Glied der Wolffschildschen Familie wiederzusehen. Sie erzählte mir, daß ihr Mann und sie seit einiger Zeit in Berlin lebten. Sie forderte mich auf, sie doch recht häufig zu besuchen, und that überhaupt sehr herzlich gegen mich. An diesem Abend erneuerte Wilhelm die Bekanntschaft mit Helene."

„Und ihr besuchtet sie nachher?" fragte der Pastor.

„Ja. Wir besuchten sie. Wilhelm zuerst, dann auch ich. Ich habe Helene nie gemocht. Ich habe sie immer für unwahr gehalten und ich halte sie noch dafür. Ich will nicht den Stab über sie brechen und will gern glauben, daß die Verhältnisse ihrer Kindheit sie so herzlos gemacht haben, wie sie es immer war und noch ist, aber das brachte mich ihr nicht näher. Als ich erkannte, und ich erkannte das sehr bald, daß die Jahre sie nicht geändert hatten, stellte ich meine Besuche bei ihr ein. Ich suchte auch Wilhelm von ihrem Unwert zu überzeugen, aber es gelang mir nicht. Das alte Spiel begann von neuem. Wie sie es als Kind liebte, den einen oder den anderen von uns mit sich in eine dunkle Ecke zu nehmen, ihm Bilder aus ihrem Kinderleben zu entwerfen, ihm über die häßlichen Scenen, die zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter gespielt hatten, zu klagen, darüber zu weinen, daß sie einer anderen Konfession angehöre, zu der sie kein inneres Verhältnis

fände und von der sie doch nicht loskommen könne, — so machte sie es, wie ich glaube, jetzt mit Wilhelm. Ich sage, wie ich glaube, denn Wilhelm sprach von ihr nur mit großer Zurückhaltung; aber ich hörte die Melodie ihres Gesanges aus seinen Äußerungen heraus. Neu war mir nur, daß sie sich jetzt auch mit Politik beschäftigte, und zu ihren eigenen Leiden auch noch der Schmerz um das Proletariat kam. Da sie immer alles andere sein wollte, als sie selbst, so mochte ihr jetzt wohl eine Art deutscher Madame Roland als Ziel vorschweben. Unbefangen angesehen, war das alles einfach lächerlich, aber Wilhelm urteilte anders. Er glaubte an ihre Worte, er glaubte auch, daß eine Revolution vor der Thür stehe, in der er eine Rolle zu spielen berufen sei, und er war entzückt, Helene gefunden zu haben."

„Und ihr Mann?" fragte der Pastor.

„Ihr Mann ist in seiner Art ein merkwürdiger Mensch. Er soll ein vortrefflicher Jurist sein, und er scheint mir, soweit ich ihn kenne, ich kenne ihn aber nur wenig, ein harmloser, wohlmeinender Mann zu sein. Nichts stieß mich mehr ab, als der verächtliche Ton, in dem Helene von dem Manne sprach, dessen Namen sie trägt und der ihr jedenfalls ein rücksichtsvoller Gatte ist. Aber er ist allerdings ein Mann, der den Interessen der Gegenwart, soweit sie politischer Natur sind, absichtlich den Rücken wendet und sich damit begnügt, das Leben auf gut epikuräisch so sehr zu genießen, wie es sich verständigerweise genießen läßt. Sein Verhältnis zu

Helene ist ein kaltes. Soviel ich sehen konnte, geht ein jedes seine Wege.

„Seit jenem Unglücksballe war Wilhelm fast täglich bei Helene. Es machte mich mißtrauisch, daß er anfing, sehr viel mehr von Mathilde zu sprechen als bisher, und mir seine unwandelbare Liebe zu ihr zu versichern. Er sprach auch mit mir von dem Plane, die praktische Theologie aufzugeben und eine Professur ins Auge zu fassen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß es ihm dazu vielleicht an den nötigen Kenntnissen fehlen dürfte, aber er meinte, die könne er sich ja noch aneignen. Ich sprach mehrmals mit ihm, wie ein Freund zum Freunde sprechen soll, aber das hatte nur die Wirkung, daß er mich zu meiden anfing. Da kam er eines Abends von einer Landpartie zurück, die er mit den Lammstedts gemacht hatte, und bat mich, am anderen Morgen ihm in einem Duelle zu sekundieren. Ich verabscheue das Duell als eine ebenso verbrecherische, wie lächerliche Handlung, schlug aber in der Hoffnung, Wilhelms Händel vielleicht noch beilegen zu können, seine Bitte nicht gleich ab und bat ihn, mir die Einzelheiten des Streites mitzuteilen. Es erwies sich, daß es gar keinen Streit gegeben hatte, Wilhelm hatte seinen Gegner ohne alle Veranlassung beleidigt. Er hatte das gethan, weil er eifersüchtig war."

„Auf Helene?" rief die Pastorin.

„Ja, auf Helene. Sein Gegner war ein Herr von Bungerow. Er soll einmal in Kurland gewesen sein und Mathilde sehr den Hof gemacht haben,

aber das war es nicht, was ihm dieses Duell zuzog. Ich schlug Wilhelm meine Beihilfe rund ab und bot alles auf, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Es gelang mir nicht, und meine Bitten hatten nur zur Folge, daß er sie in der schroffsten Weise, ja geradezu feindlich abwies. Überhaupt ging seit diesem Tage eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor. Er war wie ein Spieler, der sein Geld verloren hat und nun nicht mehr davor zurückschreckt, auch seine andere Habe in den Abgrund zu schleudern. Er stieß mich zurück und schloß sich um so fester an Winter. — Es kam zum Duell und das Duell verlief unglücklich."

„Willst du damit sagen," fragte der Pastor mit hohler Stimme, „daß Wilhelm seinen Gegner erschoß?"

„Er war so unglücklich."

Die Pastorin brach in lautes Weinen aus. Gretchen umschlang ihren Vater mit beiden Armen und küßte ihn, aber er wies sie ungestüm zurück, und seine Stimme klang noch hohler und dumpfer, als er zu Paul gewandt sagte:

„Bitte, fahre fort."

„Ich sah," fuhr dieser, mit einem mitleidigen Blick auf die Pastorin, fort, „Wilhelm am Tage des Duells und auch am folgenden Tage nicht wieder. Da ich einsah, daß ich ihm nicht mehr nützen konnte und daß, wenn überhaupt noch an eine Wendung zum Bessern in unserem Verhältnisse zu denken war, sie eher eintreten konnte, wenn wir uns trennten, als

wenn wir zusammenblieben, so mietete ich mir eine eigene Wohnung. In der Nacht vor dem Tage, an dem ich unser gemeinsames Quartier verlassen wollte, kam Wilhelm nach Hause. Er war furchtbar aufgeregt und in der größten Verzweiflung. Er erzählte mir, daß er Bungerow erschossen und daß eine dämonische Macht ihn in den letzten Tagen beherrscht hatte. Er erzählte mir auch, daß er Bungerow getötet hatte, weil er Helene gefiel, und daß er diese, wie er zu seinem Schrecken erkannt, leidenschaftlich liebe. Er erzählte mir auch etwas noch Schlimmeres."

Paul sah den Pastor an, als ob er ihn fragen wollte, ob er auch stark genug sei, selbst dieses Letzte zu erfahren. Der Pastor verstand den Blick und nickte. Eine so alte, knorrige Eiche wie er brauchte mehr Axtschläge, um zu stürzen.

„Er erzählte mir," fuhr Paul fort, „daß er für alle Zeit an Helene gebunden sei. Aber sein gutes Herz und sein edler Sinn hatten sich noch einmal aufgerafft. Er war entschlossen, sich aus den Armen, die ihn verlockend zum Abgrund zogen, loszureißen. Er wollte Berlin verlassen, euch alles schreiben und ein anderer werden. Er war sehr weich und so liebenswürdig, wie ihr ihn alle kennt.

„Am folgenden Nachmittage schrieb er an euch. Ich habe vergessen, zu sagen, daß er entschlossen war, sich dem Gericht als den zu nennen, der Bungerow getötet hatte, und sein Vergehen dadurch zu sühnen, daß er die auf dasselbe gesetzte bürgerliche Strafe auf sich nahm. Am Nachmittage also schrieb

er an euch. Später wollten wir gemeinsam zum Staatsanwalte gehen. Da er ruhig und gut beschäftigt war, verließ ich ihn auf ein paar Augenblicke, um der Frau, bei der ich die Wohnung gemietet hatte, mitzuteilen, daß ich sie nicht beziehen würde. Unterwegs traf mich ein Professor und bat mich, für ihn einen Geschäftsgang zu machen. Als ich zurückkehrte, fand ich Wilhelm nicht zu Hause. Im Zimmer lag ein Damenhandschuh, und die Wirtin teilte mir mit, daß eine Dame dagewesen, sehr geweint habe und mit Wilhelm fortgegangen sei. Am anderen Morgen ließ mir Wilhelm sagen, daß er zu Winter ziehe.

„Seitdem sah ich ihn nur noch gelegentlich auf der Straße, aber ich erfuhr, daß er täglich bei Helene sei und sah ihn öfter neben ihr in ihrem Wagen fahren. Ich erfuhr auch, daß sein Verhältnis zu ihr dem Kreise, in dem sie lebt, kein Geheimnis mehr war. Ich erfuhr endlich auch, daß Wilhelm ein Leben führt, das er später sehr bereuen wird.

„Ich erfuhr das alles durch Fremde. Er selbst behandelte mich wie einen Feind und erwiederte nicht einmal meinen Gruß. Ehe ich vor acht Tagen Berlin verließ, ging ich zu ihm. Er war leider nicht allein, Winter, der ja sein Stubengenosse ist, und noch ein paar seiner Freunde waren bei ihm.

„Was wünschen Sie?" fragte er mich.

Ich wünsche von dir zu erfahren," erwiderte ich, „was ich deinen Eltern sagen soll, wenn sie mich, der ich nach Kurland zurückkehre, nach dir fragen sollten."

„Sie thäten am besten, wenn sie die Familie Wolfschild gar nicht belästigten," erwiderte ungefragt Winter.

„Ohne ihm zu antworten, wandte ich mich an Wilhelm und fragte ihn, ob er unter Vormundschaft stehe und ob ich die Antwort des Herrn Winter als in seinem Namen gegeben betrachten solle. Er errötete, und wenn er sich nicht vor seinen Gesellen geschämt hätte, so wäre seine Antwort anders ausgefallen."

„Und was antwortete er?"

„Er erwiderte einfach: ‚Ja!' Ich sagte darauf, ich bäte ihn, mir diesen Bescheid selbst zu erteilen, und er wiederholte mir unter großem Gelächter der übrigen wörtlich, was Winter gesagt hatte. Ich machte noch einen Versuch: ich schrieb an ihn, teilte ihm den Tag meiner Abreise mit und bat ihn, da ich ihn in seiner Wohnung nicht allein sprechen könne, zu mir zu kommen und mich nicht mit einem solchen Bescheide zu entlassen. Er antwortete weder noch kam er. Das ist alles, was ich euch von Wilhelm erzählen kann." —

Die Pastorin weinte bitterlich; Gretchen war totenbleich; regungslos, die Arme über die Brust gekreuzt, die Augen noch immer auf Pauls Mund geheftet, saß der Pastor da und nickte nur zuweilen wie zustimmend mit dem Kopfe. So bewegt sich leise der Gipfel der Eiche, wenn die Schläge der unbarmherzigen Axt durch das Holz dringen und das Mark treffen.

Gretchen sprach zuerst. Wieder umfaßte sie den Vater mit beiden Armen, küßte ihn auf die Wange

und küßte seine Hände. „Vater, du und Mutter müßt nach Berlin reisen."

Der Pastor erhob seine Augen von Pauls Munde und sah seine Tochter an. Aber er antwortete nicht. Er hatte sie nicht verstanden.

„Vater," wiederholte sie flehend, „Vater! ich bitte dich, reise mit Mutter nach Berlin. Holt ihn selbst zurück."

Der Pastor erhob sich rasch von seinem Stuhle und richtete sich hoch auf. Seine Augen rollten, und seine Rechte griff mechanisch in die Luft, als suchte sie nach einer Streitaxt, dem mißratenen Sohne das Haupt zu zerschmettern. Aber sie waren beide nicht da, der Sohn nicht und die Streitaxt nicht, und er brach, einen tiefen Seufzer ausstoßend, so plötzlich zusammen, daß weder Paul noch Gretchen, obgleich sie dicht neben ihm standen, ihn aufhalten konnten.

Sie hoben ihn auf, trugen ihn in sein Schlafzimmer und legten ihn auf sein Bett. Sie riefen ihn durch scharfe Essenzen ins Leben zurück, aber er sprach kein Wort. Er winkte ihnen nur mit der Hand, sie möchten ihn verlassen. Als es geschehen, hörten sie, wie er sich erhob, die Thüre verschloß und sich dann wieder auf sein Lager warf.

Sie verbrachten eine lange, lange Nacht im Zimmer vor des Pastors Schlafstube. Eine lange, lange Nacht, und die Pastorin vergoß viele Thränen in dieser Nacht. Unzähligemal ging Gretchen an des Vaters Thür und fand sie immer verschlossen, bis sie endlich

eintreten konnte. Sie erschrak über des Vaters verstörtes Gesicht.

„Werfet auf Ihn all' eure Sorgen, denn Er nahm auf sich all' unsere Missethat und lud auf sich all' unsere Sünden," flüsterte sie, als er sie in seine Arme schloß.

„Gretchen," sagte der Pastor, „mein Kopf ist so benommen, daß ich nicht mehr genau weiß, was Paul uns erzählte. Gretchen, belüge mich nicht, sprich die Wahrheit. Hat Wilhelm etwas Ehrloses gethan?"

Die Tochter wußte, wie er das meinte, aber sie nickte doch.

Der Pastor mißverstand sie. „Also nicht," rief er. „Gottlob! Auch in meiner größten Verzweiflung verließ mich diese Hoffnung nicht; aber ich war meiner Sache nicht sicher. Was hat er gethan, Gretchen?"

Gretchen kam seinem Gedächtnisse zu Hilfe. „Nun, er hat schwer gesündigt," sagte der Pastor, „sehr schwer, aber er hat nichts Entehrendes gethan und nun kann noch alles gut werden. Wenn ich mich nur auf mich selbst besinnen könnte. Reiche mir ein Glas Wasser."

Sie brachte es ihm, und er leerte es auf einen Zug. Sie brachte ihm noch eins, und er bat sie um ein drittes.

„Ist Paul noch hier?" fragte er.

„Ja, Vater!"

„Ist es schon spät?"

„Ja, es ist schon Tag."

„Bitte deine Mutter zu mir zu kommen." Die Pastorin trat ein und sank ihrem Manne schluchzend in die Arme. Der Anblick ihrer verweinten Augen brachte ihn schneller zu sich, als etwas anderes es gekonnt hätte.

„Weine nicht, Frau," sagte er mit weicher Stimme, indem er mit seiner Rechten über ihr Haar strich. „Noch ist nicht alles verloren, noch kann alles wieder gut werden. Er hat nichts Ehrloses gethan." Der Pastor hielt einen Augenblick inne, als fürchtete er, durch einen Widerspruch unterbrochen zu werden; als das nicht geschah, wiederholte er zuversichtlicher: „Er hat nichts Ehrloses gethan. Er ist leichtsinnig gewesen, er hat im Duell Unglück gehabt, auch in der Liebe, und er hat darüber den Kopf verloren. Wir werden zu ihm eilen, und er wird seine Vernunft wiederfinden."

„Ach Gott — Harald," schluchzte die Pastorin, „unser Willi ein Mörder und Ehebrecher!"

„Pah! du übertreibst, Frau. So arg ist es nicht. Wir werden ihn herholen und ihn zurechtbringen, wie ich ihn damals in Fluffau zurechtbrachte. Weine nicht, Frau, das hilft zu nichts. Wir wollen unser Leid als Christen tragen. Wir wollen unserer Gemeinde kein schlechtes Beispiel geben. Wir wollen auf dessen Hilfe vertrauen, der uns unser Kind gab. Er wird uns in der Not nicht verlassen. Er wird unsere Lippen beredt machen, daß sie ihn von seinem Pfade abrufen."

So sprach er, aber als die zweite Nacht das Jakobsburger Pastorat in ihren Schleier hüllte, saß Gretchen am Bett eines Nervenfieberkranken, und Paul und der alte Diener hatten all ihre Kraft nötig, um ihn im Bette zu erhalten. Er wollte durchaus zu dem, der nichts Ehrloses gethan hatte und doch verdarb. Er sah ihn bald ertrinken, bald verbrennen.

So phantasierte er lange, lange Nächte hindurch.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Götzenhöffsche Langerwald hatte eine so gute Jagd und einen so guten Jagdgrund, wie nur ein Baron in Kurland. Er hatte in seinem Walde viele Rehe und Füchse und in seinem Zwinger zwölf Koppeln Jagdhunde mit so trefflichen Nasen und so schönen Stimmen, daß seinen Gästen darüber das Herz im Leibe lachte. Nur wenige gaben dem Wittenbergschen Langerwald recht, wenn er behauptete, daß die Götzenhöffsche Jagd der weiland Essernschen doch nicht ganz gleich käme, und es war wohl nicht zufällig, daß diese wenigen alle der Langerwaldschen Familie angehörten, einer Familie, deren Angehörige gern auch ohne Not widersprachen. Wenn das Reh im stillen Walde diese Meute erst einmal hinter sich hatte anschlagen hören, so war es verloren, es mochte noch so rasch und listig sein, und es war der günstigste Fall, wenn ein Schuß ihm ein schnelles Ende bereitete und es dadurch vor dem Schicksal bewahrte, totmüde von den Hunden zerrissen zu werden.

Zweimal im Jahre kamen die Rehe in solche Not. Das eine Mal im Frühherbst, dann hatten sie

es nur mit der Familie Langerwald zu thun; das andere Mal im Spätherbst, und dann hetzte die ganze Nachbarschaft auf fünf Meilen in der Runde hinter ihnen her.

Heute waren es lauter Langerwalds, die mit Jägern und Hunden zu Walde zogen. Die Hörner klangen so lustig, wie sie überall klingen, wo der Mensch mordet: in der Schlacht und auf der Jagd, die Herzen schwollen so stark, wie sie überall schwellen, wo der Zerstörungstrieb in der Menschenseele erwacht ist.

Die Jagd fiel so gut aus und verlief so glücklich wie alle Jagden, die seit zwanzig und mehr Jahren in Götzenhof abgehalten worden waren. Man erlegte viel Wild, leerte fleißig die Jagdflaschen und trieb allerlei althergebrachte Scherze. Der alte Zeichners (ein zweibeiniges Familieninventarstück der Langerwalds, der bald hier, bald dort als Hauslehrer aushalf) bekam eine mit Salz geladene Flinte — wie seit zwanzig Jahren, — dem alten Rothenbergschen war wieder in beiden Läufen das Schrot abgezogen — wie seit zwanzig Jahren, — und der Wittenbergsche machte, als die Hunde einmal auf falscher Fährte davongingen, die Bemerkung, so etwas wäre seiner Zeit in Essern nie vorgekommen, — wie seit zwanzig Jahren.

Von Unglücksfällen kam nichts Erhebliches vor, als daß zwei der besten Hunde zusammengekoppelt einen Fuchs hoben und sich bei dieser Gelegenheit erwürgten, und daß ein Piqueur sich den Arm und

des Wittenbergschen falbe Stute „Marfa Possadnitza" sich das rechte Bein brach, was ihren Besitzer in seiner Ansicht über das Verhältnis der Götzenhöffschen zur weiland Essernschen Jagd natürlich nur noch bestärken konnte.

Nun saßen sie alle bei der Mahlzeit zusammen, und sie bildeten eine so stattliche Gesellschaft, wie nur eine in Kurland. Sie waren alle mehr oder weniger tüchtige Landwirte, hielten etwas darauf, gute Herren zu sein und faßten im allgemeinen ihre soziale Stellung als eine Verpflichtung auf, den guten Namen, den sie von ihren Vätern zugleich mit ihren Gütern ererbt hatten, auch mit diesen auf ihre Kinder zu übertragen. Manche von ihnen waren freilich auch wunderliche Käuze.

Da war der General Langerwald, der einzige Militär in der Familie, denn die Langerwalds hatten früher immer in Preußen Kriegsdienste genommen und seit das nicht mehr anging, der Kriegsfahne Valet gesagt. Der General war von seiner früh verwitweten Mutter zu großem Ärger des ganzen Geschlechtes in eine Militäranstalt gegeben worden und war dann weiter seinen Weg gegangen, bis er nach dem Krimkriege in die Heimat zurückkehrte.

Jetzt erzählte er seinen Tischnachbarn, zwei blonden jungen Herren, die eben aus Heidelberg zurückgekehrt waren, von den Sewastopoler Tagen.

„In jener Nacht," sagte er, „war es so stockfinster, daß man seinen Vordermann nicht erblicken konnte. Sie verstehen: Licht durften wir nicht

haben, sonst hätten die Feinde gemerkt, daß wir eine Brücke schlugen."

„‚Garantieren Sie mir,' fragte der Höchstkommandirende den Ingenieurgeneral, ‚daß die Brücke hält?' — ‚Excellenz,' antwortete dieser, ‚ich garantiere für nichts!' — ‚Gut,' sagte der Höchstkommandierende, ‚es ist im Grunde auch gleichgültig.' Und wir betraten die Brücke. Ein Geländer gab es natürlich nicht, und das Gedränge war so groß, daß die Brücke drei Fuß unter Wasser stand. Wir aber marschierten vorwärts: Infanterie, Kavallerie, Artillerie. Wer einen Schritt von der geraden Richtung abwich, war verloren. Das ist etwas Anderes als eine Studentenmensur. Was?"

„Fatale Lage, wahrhaftig!" erwiderte der eine der jungen Herren.

„Wo waren in jener Nacht die Moskauer Schreier?" fuhr der General fort, indem er seinem langen Schnurrbart eine kühne Schwenkung gab. „Wo waren sie damals? War Katkow da? War Leontjew da?"

Die jungen Herren gaben durch Schütteln des Kopfes zu erkennen, daß ihrer Meinung nach die Genannten nicht dort waren, obgleich sie mit ihren Namen keinen anderen Begriff verbanden, als daß ohne Zweifel von zwei männlichen Wesen russischer Nationalität die Rede war.

„Ich frage, wo waren in jener Nacht Katkow und Leontjew? Waren sie bei uns auf der Brücke? Waren sie todmüde, pulvergeschwärzt, völlig durch-

näßt? Kamen sie aus dem Malakow? Nein, und nein, und abermals nein! Aber wir Balten waren dort. Wir gingen über die Brücke, todmüde, pulvergeschwärzt, völlig durchnäßt. So kamen wir Balten aus dem Malakowturm. So kamen wir Balten aus einer Festung, in der wir bei jedem Schritt über die Gebeine unserer Brüder stolperten. Und doch wagen sie es dort (der General zeigte mit der Rechten nach Osten) unsere Loyalität anzuschwärzen. Das wagen sie. Und man erlaubt Leuten, die Seiner Majestät, unseres allergnädigsten Kriegsherrn (der General verbeugte sich nach Norden und setzte sein Glas auf einen Augenblick an die Lippen) allergetreueste Unterthanen verdächtigen, noch Professoren, noch Lehrer der Jugend zu bleiben!"

Der eine der jungen Herren wußte nicht recht, was er dazu bemerken sollte, und sagte endlich: „Allerdings!"

„Es ist anders geworden in Rußland," fuhr der General fort. „Es ist ganz anders geworden. Die Leute thun, was sie wollen. Wahrhaftig! Die Zeitungen schreiben, was sie wollen. In der That, die Jugend wächst auf ohne Gottesfurcht und Loyalität. Bei Gott!"

Felix, der dem General gegenüber saß, unterbrach hier das Gespräch, indem er ihn fragte, ob er noch die Windhunde habe, die er aus der Ukraine mitgebracht hätte.

Der General war zwar so sehr in den Pessimismus hineingeraten, daß er eben im Begriff

stand, zu behaupten, sie wären tot und diese betrübende Thatsache mit der im Reiche herrschenden Zuchtlosigkeit logisch verbinden wollte, aber es fiel ihm ein, daß die Hunde noch lebten. Da er nun ein wahrheitsliebender Mann war, so bejahte er die Frage.

Die jungen Herren benutzten diese Gelegenheit, um von der hohen Politik auf bekanntere und interessantere Gegenstände überzulenken, und hielten den General bei den Windhunden fest, obgleich er mehrmals mit den Worten: „Frankreich muß durchaus" — anhub.

Rechts und links von Frau von Langerwald saßen zwei Vollblut-Originale, die die Spitznamen Schlampe und Pampe hatten. Es waren ein paar Herren vom ganz alten Schlage. „Eine Büchse, ein Pferd, ein halbes Dutzend Jagdhunde und ein weiter, weiter Wald" — das war alles, was sie vom Leben verlangten und das hatten sie. Nach anderen Leuten fragten sie nicht, und um anderer Leute Meinung kümmerten sie sich nicht.

Schlampe war der Ältere, und Pampe liebte ihn sehr, widersprach ihm aber trotzdem bei jeder Gelegenheit und versetzte ihn dadurch in den größten Zorn; woraus er sich nichts, sein Bruder sich aber um so mehr machte. Schlampe hatte eine geheime Hinneigung zur Kunst und unter seinen Freunden ging die Sage, er habe sogar einmal auf eine schöne Gouvernante ein Gedicht gemacht, das mit den Worten anfing: „Sie bat mir, ich möcht' ihr, aus der größten Verlegenheit reißen thun." Wenn er ganz allein

war, las er fleißig, aber er hielt es für eine Schande, davon zu sprechen.

Pampe teilte diese Passion nicht, obgleich er auch ein sehr empfängliches Herz hatte; wenigstens fand ihn einst der Götzenhöffsche mit Thränen in den Augen über einem Buche, das er vergeblich zu verstecken suchte, das er vorweisen mußte und das sich als der „Loango" von Franz Hoffmann erwies. Schlampe war Rationalist, Pampe orthodoxer Lutheraner, Schlampe liberal, Pampe hochkonservativ, Schlampe großdeutsch, Pampe kleindeutsch. Schlampe lag mit der Orthographie nur in Fehde, Pampe hatte sich ein eigenes orthographisches System gebildet. Er schrieb mit kleinen Anfangsbuchstaben die Worte: Demokrat, Revolution, Parlament, Kaufmann, Litterat, Jurist, Katholik, Mönch, Nonne, Fabrik, Dampf, Eisenbahn, Feigheit, Geiz, Prahlerei; dagegen mit großen auch die Eigenschaftsworte und Zeitworte, die zusammenhängen mit: Konservativ, Landtag, Edelmann, Gutsbesitzer, Geistlicher, Protestant, Lutheraner, Gut, Wagen, Pferde, Büchse, Flinte, Schuß, Hund, Wild, Beständigkeit, Freigebigkeit, Gastfreiheit, Wohlthätigkeit, Stolz, Treue, Glaube, Mut.

„Beste Cousine," sagte Schlampe zu Frau von Langerwald, „ich bedauere es durchaus nicht, daß es keine baltische Litteratur gibt. Wir brauchen keine Litteratur, aber die Litteratur braucht uns. Hippel z. B.: Ist es zufällig, daß einer der besten Romane, die je in deutscher Sprache geschrieben wurden, gerade in

Kurland spielt? Warum sind Minchen und Alexander Kurländer? Warum ist Herr von G . . . ein Kurländer? Kennen Sie den Roman? Nein? Nun, aber Minna von Barnhelm kennen Sie doch? Gut, bleiben wir bei ihr. Warum hat Lessing Tellheim gerade zu einem Kurländer gemacht? Warum nicht zu einem Sachsen oder Schwaben, Franken, Bayern oder Preußen? Ich will es Ihnen sagen, meine beste Cousine. Weil er ein Mustereremplar von einem Edelmanne brauchte. Weil er einen Edelmann brauchte, der ein edler Mann war vom Scheitel bis zur Sohle."

Pampe bemerkte, daß sich solche Exemplare auch außerhalb Kurlands finden ließen.

Schlampe geriet darüber außer sich. „Davon verstehst du nichts, Brüderchen. Entschuldige, Brüderchen, aber in wissenschaftlichen Dingen darfst und kannst du nicht mitsprechen. Davon verstehst du nichts. Achte auf meinen Rat, du kannst dich dadurch kompromittieren."

Da Pampe seinen Zweck erreicht hatte, so schwieg er.

„Ich will gar nicht leugnen," fuhr Schlampe ruhiger fort, „daß es auch unter den Vettern in Deutschland Leute gibt, die wie Tellheim gehandelt hätten, aber dort ist es eine Ausnahme, bei uns die Regel."

„Gott straf mich! Du hast Recht, Brüderchen," unterbrach ihn der Götzenhöffsche lachend.

Das Gespräch kam nun auf die europäische

Politik und schließlich auch auf Berlin, aus dem der Wittenbergsche eben zurückgekehrt war.

„Apropos, meine Herren," sagte er, „Sie kennen ja wohl auch den jungen Wolffschild?"

Die Frage wurde bejaht.

„Nun, der wird seinem Vater auch nicht viel Freude machen."

„Gott straf mich! Warum nicht?" fragte der Götzenhöffsche, der seine Tochter erbleichen sah.

„Weil er erstens den Herrn von Bungerow, der vor einigen Jahren im Lande war und den Sie ja auch kennen, erschossen hat, und zwar ohne jeden rechten Anlaß, und weil er ferner mit der Helene Annenburg, die in Berlin verheiratet ist, ein so offenkundiges Verhältnis hat, daß alle ihre Bekannten darum wissen. Wie man glaubt, auch ihr Mann, der sich wohl vor Wolffschilds Pistol fürchten mag."

Der Wittenbergsche erzählte das ganz zufällig und hatte keine Ahnung davon, welches Unheil seine Worte anrichteten.

„Der Pastor ist mein Freund," sagte der Götzenhöffsche, und seine Stimme zitterte. „Ich darf daher, Gott straf mich! wohl fragen, ob das, was Sie uns da erzählen, nur ein Gerücht ist, oder ob Sie es auch zu beweisen in der Lage wären?"

„Ich wiederhole nur, was man mir erzählt hat," sagte der Wittenbergsche verwundert. „Meine Quellen sind die in Berlin studierenden Landsleute."

Die Hausfrau hob die Tafel auf, und es war hohe Zeit, denn Mathilde hätte keinen Augenblick

länger an sich halten können. Sie hätte sich auch nicht bis jetzt aufrecht erhalten, wenn sie nicht gefühlt hätte, daß ihres Vaters und ihres Vetters Felix Augen auf ihr ruhten. Sie war zu stolz, um nicht alle Kräfte zusammenzunehmen, um jene glauben zu machen, sie sähe in den Worten des Wittenbergschen nur ein elendes Geklätsch. Aber es war doch gut, daß die Tafel aufgehoben wurde und Mathilde unbemerkt auf ihr Zimmer eilen konnte. Hier machte sich die Leidenschaftlichkeit ihrer Natur in den heftigsten Äußerungen der Verzweiflung Luft. Würde sie die Nachricht ohne alle Vorbereitung empfangen haben, so hätte sie über sie gelacht. Es lag in ihrem eigenen zähen, ja selbst harten Temperament nichts, was ihr Treulosigkeit hätte begreiflich erscheinen lassen, und dem vom Glück verwöhnten, von den ihrigen angebeteten Kinde des Götzenhöfschen Langerwald lag Mißtrauen (diese Morgengabe der Armut) so fern, wie nur je einem nie betrogenen Kinde.

Aber der Schlag traf sie nicht ganz unvorbereitet. Hatte sie es sich bisher auch nicht eingestanden, so hatte sich doch ganz allmählich der Gedanke in ihr festgesetzt, daß der Geliebte ihrer Seele auf Abwege geraten war, auf Abwege, die auch wohl seiner Liebe zu ihr gefährlich werden konnten. Sie hatte diesen Gedanken zuweilen wie ein schweres Unrecht angesehen, das sie dem Geliebten anthat; aber ihn ganz zu bannen, hatte sie nicht mehr vermocht. Als jetzt nackte Thatsachen vor ihr zu stehen schienen, sah sie alle Luftschlösser, in denen sie seit vier Jahren fast

ausschließlich gelebt hatte, zusammenbrechen. Sie war nicht angekränkelt von des Gedankens Bläße. Sie konnte nicht darüber philosophieren, daß Wilhelm ein anderer Charakter sei als sie, denn sie hatte nie über seinen Charakter nachgedacht; daß er vielleicht übermenschlicher Versuchung erlegen sei, denn was wußte sie von den Versuchungen des Lebens? Daß die lange Trennung ihn entschuldigte — sie hatte ihn ebensolange nicht gesehen und sie liebte ihn doch noch mit jeder Faser ihres Herzens. Sie liebte ganz und sie wußte nichts von einer Liebe, die nicht ganz war. Für sie gab es hierin keine Übergänge. Man liebte oder man liebte nicht, man war treu oder man war es nicht. Wer untreu war, war ehrlos, und wer ehrlos war, durfte von einem ehrlichen Mädchen nicht geliebt werden. Mit ganzer Kraft suchte sie diese Liebe aus ihrem Herzen zu reißen, aber es wollte ihr nicht gelingen.

Vielleicht war ja auch noch nicht alles verloren. Konnte es sich nicht nur um ein unbegründetes Gerücht handeln? Konnten nicht die bösen Menschen Wilhelms vertrauten Verkehr mit der Jugendfreundin nach ihrem eigenen, schlimmen Sinne ausgelegt haben? Konnte er nicht Bungerow aus tausend anderen Gründen erschossen haben? Etwa aus Eifersucht, weil er ihr, Mathilde, einst den Hof gemacht hatte? Erschien ihr das alles nicht nur so schrecklich, weil sie von Gretchens Besorgnissen angesteckt war? Waren nicht am Ende alle ihre Besorgnisse nur darauf gegründet, daß er ungern ein Theologe blieb? Konnte nicht

noch alles gut werden und vor der Wahrheit zergehen, wie der Nebel vor der Sonne?

Aber warum kam er, wenn er sie wirklich liebte, nicht wenigstens einmal in der langen Zeit nach Hause? Er hätte Mathilde nicht sprechen können, gut, aber er hatte niemals versprochen, sie vor fünf Jahren nicht zu sehen. Wie konnte er, wenn er sie noch liebte, das Versprechen, das er Gretchen gegeben hatte, so sehr halten, daß er in der letzten Zeit sie sogar nicht mehr grüßen ließ, obgleich er sich doch denken konnte, daß sie seine Briefe lesen würde? Warum wußte er in ihnen so gar nichts von sich zu erzählen? Warum eilte er nicht, seine Studien zu beenden, da er doch wissen mußte, daß dies der beste Weg war, um die Probezeit zu verkürzen? Warum ließ er sich von Paul überholen? Warum sprach er nie von seiner Zukunft? Sollte ferner ein solches Gerücht so ohne weiteres entstehen? Sollte es nicht wenigstens in der Hauptsache recht haben?

So sann Mathilde, und niemand störte sie. Dafür sorgte ihr Vater. Er kannte den Sinn seiner Tochter, weil es sein eigener war und er überließ sie der Einsamkeit und ihrer eigenen, kräftigen, gesunden Natur. Aber eine schwere Sorge um sein Kind lag doch auf seinem Herzen. Würde sie die Kraft haben, diesen Schlag zu ertragen oder würde sie ihm erliegen? Er zweifelte nicht an Wilhelms Schuld, in der er, an und für sich, wenn er sie nicht mit den Augen seines Kindes gesehen hätte, nichts Großes gefunden haben würde. Er zürnte Wilhelm, nicht weil er

jemand im Duell erschossen hatte und mit einer Frau in ehebrecherischem Verhältnisse lebte — solche Antecedentien hätten ihn in der Wahl eines Schwiegersohnes nicht gestört — aber er zürnte ihm, weil er Mathilde solchen Schmerz bereitete, weil er Mathildens Lebensglück, wenn nicht gar ihr Leben selbst, durch seinen Leichtsinn in Gefahr brachte. Der Baron verlangte Keuschheit nur von den Frauen, und es fiel ihm nicht ein, etwas Ehrloses darin zu sehen, daß ein junger Mann, der einmal ein Mädchen geliebt hatte, ja der sie vielleicht noch liebte, sich, fern von ihr, die Zeit mit der ersten besten anderen vertrieb; aber er konnte sich denken, daß ein Weib, daß seine Tochter hierin anders empfand. Und das mußte ihm gerade jetzt passieren, wo er sich schon in das Unvermeidliche gefügt hatte, wo er eben bereit war, das Glück seines Kindes nach dessen eigenem Sinne zu begründen. Nun war wieder alles ungewiß, und Ungewißheit war dem Baron in allen Dingen tödlich zuwider. Was würde Mathilde thun? Würde sie das Verhältnis lösen? Und wenn sie es löste, würde es dann für immer sein, oder würde sie diese Neigung nicht loswerden, würde aus beiden doch noch ein Paar werden?

Der Baron glaubte das letztere und darum ärgerte ihn so sehr, daß, was gleich geschehen konnte, erst auf langen Umwegen und unter vielen Scenen (und wie haßte er solche) erreicht werden sollte.

Es war spät in der Nacht, als der Baron an Mathildens Thür klopfte und, wie er erwartet hatte,

gleich Einlaß fand. Die Bläſſe ihres Geſichtes, wie das ſcharfe Hervortreten der einzelnen Züge desſelben zeigten ihm, was für ein harter Kampf hier gekämpft worden war. Er hatte ſeinen Entſchluß gefaßt: man mußte ihr Zeit laſſen, ſich in das Geſchehene zu finden. Dieſem Entſchluſſe gemäß ſprach er zu ihr. Er behauptete der feſten Überzeugung zu ſein, daß an allem, was der Wittenbergſche geſagt hatte, nicht ein wahres Wort ſei, und lobte ihren Entſchluß, ſich unmittelbar an Wilhelm zu wenden. Er wies aber auch darauf hin, daß ſelbſt, falls es ſich nicht um ein Gerücht, ſondern um eine Thatſache handeln ſollte, er von ihr erwarte, daß ſie nicht vorſchnell handeln und ſich bewußt bleiben würde, daß ihr Entſchluß jedenfalls ein definitiver ſein müſſe. Fühle ſie nicht die Kraft in ſich, dieſe Neigung aus ihrem Herzen zu reißen, ſo möge ſie mit ihrer Verzeihung, die ſicher erbeten werden würde, nicht lange zögern und der Sache ein Ende machen. Im entgegengeſetzten Falle möge ſie dagegen alles thun, das Geweſene zu vergeſſen und ſich ausſchließlich dem Werdenden zuwenden.

„Entſcheide dich, wie du willſt," ſagte er, „aber thue nichts Halbes. Neunzig Prozent alles Unheils in der Welt entſteht dadurch, daß man zu vereinigen ſucht, was ſich nicht vereinigen läßt, und, nachdem man das eine von zwei unvereinbaren Dingen ergriffen hat, noch mit dem anderen kokettiert."

So ſprach er bis ſpät in die Nacht zur Tochter,

während er sie zärtlich umfaßt hielt und von Zeit zu Zeit auf die Stirn küßte. Dann sagte er mit einem zuversichtlichen Lächeln: „Gute Nacht, Madame Wolffchild!“ und ging.

Als er nach ein paar Stunden auf Strümpfen wieder vor ihrer Thür stand und horchte, vernahm er keinen Ton.

Sechzehntes Kapitel.

So still war es auch noch in Mathildens Zimmer, als ihr Vater am anderen Morgen wieder vor der Thür stand und horchte. Als er eintrat, fand er sie angekleidet am Fenster sitzen: sie hatte sich offenbar gar nicht zu Bette gelegt.

„Wie geht es dir, mein krankes Vögelchen?“ fragte er, indem er sich über sie beugte und sie zärtlich küßte. „Bist du ruhiger geworden, mein Kind?“

Mathilde schüttelte den Kopf.

„Ja, ja, erster Kummer, schwerster Kummer! Das erfährst du nun auch. Gott weiß, wie gern ich dir helfen würde, ihn zu tragen, aber in solchen Dingen muß jeder mit sich selbst fertig werden.“

Er nahm einen Stuhl, setzte sich zu ihr, und umschlang sie mit dem Arm. Sie schwiegen lange. Endlich fragte Mathilde:

„Papa! glaubst du, daß er ehrlos sein kann?“

„Ich kenne ihn fast gar nicht, mein Kind, aber ich kann mir das von seines Vaters Sohn nicht denken; und auch seine Verwandten sind achtungswerte Männer.“

„Wenn er mich wirklich betrogen hat, ist er ehrlos, Papa!"

„Das kann ich nicht finden, mein Herzenskind. Gott straf mich! Du weißt, wie böse ich auf ihn bin, weil er meinem Herzblättchen solchen Kummer macht, aber ich kann ihn deshalb doch nicht für ehrlos halten."

Der Baron hielt inne, als ob er einen Widerspruch erwartete, seine Tochter seufzte aber nur und schwieg.

„Sieh, mein Kind," fuhr der Baron fort, „er war ja nicht mit dir verlobt. Ich ließ ihm ausdrücklich durch seinen Vater sagen, daß er sich als völlig frei betrachten möge. Ich hoffe, daß ich dadamals auch in deinem Sinne handelte."

Mathilde stöhnte und legte die Hand auf die Brust.

„Wir müssen gerecht sein, Mathildchen. Er war ganz frei. Er wie du. Ich hätte es ihm nicht gestattet, drein zu reden, wenn du ihn in dieser Zeit vergessen und einen anderen gewählt hättest. Was aber dem einen recht, ist dem anderen billig. Ich begreife es heute selbst nicht mehr, wie ich alter, erfahrener Mann es für selbstverständlich hielt, daß er dir so treu bleiben würde, wie du ihm. Das mag wohl daran gelegen haben, daß ich es überhaupt nicht begreife, wie ein junger Mann dich kennen kann, ohne dich zu lieben. Oder war es, weil ich glaubte, der Sohn müsse sein wie der Vater? Zürne mir nur. Du hast allen Grund dazu. Ich hätte dir diese Möglichkeit immer vor Augen halten sollen."

Mathilde verhüllte ihr Gesicht mit den Händen.

„Mein liebes Kind," fuhr der Baron fort, indem er neben der Tochter niederkniete und ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen versuchte, „ich weiß, daß du jetzt denkst: ‚Es wäre anders gekommen, wenn Papa gleich damals seine Einwilligung gegeben hätte!' Vielleicht wäre es dann auch wirklich anders gekommen, aber Gott straf mich! ich konnte das nicht voraussehen. Ich habe in meinem Leben vieles gethan, was unrecht war, und ich habe oft wissentlich gesündigt, aber dir gegenüber spricht mich mein Gewissen frei. Ihr waret ja noch halbe Kinder. Es war wahrhaftig nicht Familienstolz oder Liebe zum Gelde, die meine Handlungsweise bestimmte. Ich glaubte, du würdest an der Seite eines anderen Mannes, eines Mannes aus deinem Stande, in deinen Verhältnissen, dir an Jahren überlegen — glücklicher werden. Gott ist mein Zeuge, daß ich nur an dein Glück dachte. Laß deinen Vater nicht entgelten, was er nicht verschuldet hat. Sage mir, daß du mir nicht böse bist!" — — — Der Baron sprach freundliche, warme Worte, und der weiche Ton seiner Stimme war selbst seinem Lieblinge neu. Mathilde umfaßte den Hals des Vaters und brach in Thränen aus. Sie standen beide auf, er ließ sie sich ausweinen und sprach kein Wort.

„Mein Liebling," flüsterte er dann, „denke daran, daß, was dir jetzt das Herz zerreißt, schon vielen wiederfuhr, vielen, die einsamer und verlassener waren als du, denen nicht noch ein guter Vater blieb, dessen

Augapfel sie waren, eine gute Mutter, ein Bruder, der an ihnen hing, zahlreiche liebe Freunde und Verwandte. Die Liebe junger Leute kommt wie ein Blitz und sie vergeht wie sein Leuchten. Das, was bleibend ist in der Welt, das sind die Bande des Bluts. Die halten. Denke daran, daß schon viele Frauen ein solcher Schlag traf, und sie glaubten, es sei nun vorbei mit allem Lebensglück, und doch heilte die Zeit ihre Wunden, und sie fanden an der Seite eines anderen Mannes noch ein reiches Glück."

So tröstete der Baron die Tochter, aber was ist Trost in Stunden, in denen das junge Herz mit Entsetzen wahrnimmt, wie das Idol, vor dem es auf den Knieen lag, sich in eine Fratze oder wenigstens in ein Alltagsgesicht verwandelt. Der Gedanke, daß wir diese Stunden einst vergessen werden, wie eine Mutter den Schmerz der Geburt vergißt, daß wir über sie vielleicht lächeln und, auf das Unerreichbare verzichtend, mit dem Alltagslose der Sterblichen glücklich sein werden, macht den Schmerz nur noch herber.

Der Baron war ein nüchterner, praktischer Mann. Wer lehrte ihn erkennen, was in der Seele seiner jungen Tochter vorging? Der Instinkt der Liebe war es, der ihm eingab, also zu sprechen:

„Du brauchst ihn nicht zu verachten. Du hast dich deiner Liebe zu ihm nicht zu schämen. Er sah sich als frei an. Jahre vergingen, ohne daß er dich sah, und er war sehr jung, als er dich verließ. Er glaubte, daß es dir ergehen würde wie ihm. Er glaubte, du hättest ihn längst nur noch als Freund von der

Schulbank her lieb. Er ist aus anderem Holz als du und ich, aber es braucht darum kein schlechter, gemeiner Stoff zu sein. Gott straf mich! Das braucht er durchaus nicht zu sein."

Mathilde drückte ihm dankbar die Hand. Das waren wirklich tröstende Worte.

„Hast du an ihn geschrieben?" fragte der Baron.

Sie nickte bejahend und wies mit der Hand auf den Tisch.

„Darf ich den Brief lesen?" fragte der Vater.

Sie nickte wieder.

Der Brief enthielt keine Anrede und lautete:

„Man sagt mir, der Wittenbergsche Baron Langerwald sagt mir, daß Du mich vergessen hast und Helene liebst. Ich frage Dich, ob das wahr ist. Antworte mir hierher nach Götzenhof; mein Vater weiß um die Frage. Lebe wohl! Mathilde."

„Soll ich ihn adressieren und abschicken? Gut. Ich werde auf das Couvert schreiben: ‚zu erfragen auf der Universität', dann wird der Brief ihn jedenfalls erreichen. Ich will ihn sogleich nach Jakobsburg schicken. Es geht ohnehin ein Bote dorthin, um Arzneien für Emil zu holen; lege dich hin, mein Kind, und versuche zu schlafen. Vielleicht kannst du es."

Als der Baron die Thür zu Mathildens Zimmer hinter sich geschlossen hatte, war keine Spur von Weichheit mehr auf seinem Gesicht wahrzunehmen. „Hätte ich eine andere Frau, Gott straf mich! das ganze Unglück wäre nicht passiert," dachte er. Zu ihr begab er sich jetzt.

Die Baronin saß mit rotgeweinten Augen in einem Lehnstuhle und las in einem neuen Testamente.

„Gott straf mich!“ sagte der Baron, während er mit schweren Tritten ihr Zimmer durchmaß. Gott straf mich! Hast du jetzt nichts anderes zu thun, Isalie, als in der Bibel zu lesen?“

„Nein,“ erwiderte sie, ohne aufzusehen.

„Gott straf mich! So ist's recht. Jetzt hast du, was dein Herz begehrt. Jetzt werde ich bald kinderlos sein. So ist's recht. Gott straf mich! — Gehe hinauf und sieh, was du angerichtet hast,“ fuhr der Baron grimmig fort, als seine Frau schwieg. „Sieh dir an und freue dich darüber, was du aus meinem Kinde gemacht hast! Geh hinüber zu Emil und betrachte dir, was für einen Sohn du mir geboren hast. Glaubst du,“ rief er aufbrausend und mit dem Fuße stampfend, „daß dein dummes Beten meine Tochter wieder frisch und fröhlich und meinen Sohn gesund machen wird?“

„Ich habe das Verhältnis zwischen Mathilde und dem jungen Wolfschild nicht begünstigt,“ flüsterte die Baronin.

„Gott straf mich! Natürlich. Ich bin an allem schuld. Ich hätte überall nach meiner Tochter sehen sollen, ich habe die beiden verkuppelt, ich habe den armen Jungen, den Emil, zur Welt gebracht, ich bin schuld, daß kein Mensch nach seiner Amme sah und sie ihn fallen ließ oder, Gott weiß was, mit ihm anfing. Sage es doch! Heraus mit der Sprache! Wir sind hier unter uns. Sei nicht blöde! —“

„Friedrich," versetzte die Baronin mit leiser Stimme, „wir machen unser Leid dadurch nicht leichter, daß wir in Unfrieden miteinander leben! Ich habe nie etwas gethan —"

„Das ist es eben," unterbrach sie der Baron. „Das ist es eben! Gott straf mich! Gab es jemals ein so impertinent offenes Weib! Ich weiß es bereits, Isalie, meine Liebe, daß du nie etwas gethan hast, seit du dieses Haus betreten. Nie! Gott straf mich! nie! Oder heißt: Beten, Romane oder Traktätchen lesen, etwas thun? Ich will dir aber jetzt etwas sagen: Stößt Mathilde etwas Ernstliches zu, geht mir das Mädchen auf den Lauf — Gott straf mich! — so sind wir geschiedene Leute. Ich mag mit der Mörderin meines Kindes nicht länger unter einem Dache wohnen."

Mit diesen Worten verließ der Baron das Zimmer. Sein leidenschaftliches Temperament brauchte einen Sündenbock, auf dessen schuldloses Haupt er werfen konnte, was ihn bedrückte, und die Gewohnheit machte es ihm möglich, zu einem solchen sein hilfloses, schwaches Weib zu wählen. Er hatte keinen Sinn für Pflichttreue, wenn ihr nicht ein starkes Element Kraft beigemischt war, und es gab für ihn und seine Frau keinen gemeinsamen Boden. Selbst ihre, freilich meist passive Liebe zu ihren Kindern gab keinen solchen ab — er erkannte sie nicht. Als er den Boten nach Jakobsburg abgefertigt hatte, erhielt er die Nachricht, daß der Pastor schwer erkrankt sei. Er schwang sich aufs Pferd und ritt nach

dem Pastorate. Hier erfuhr er von Gretchen, wie die Dinge lagen. Er bat sie, Mathilde gegenüber noch zu schweigen, und ritt selbst zu Paul, der sich aber weigerte, ihm über Wilhelm zu berichten. Langerwald fand das ganz in der Ordnung und drang auch nicht weiter in ihn. „Gott straf mich," sagte er, „es freut mich, daß Sie von Ihrem Freunde nichts Böses sagen wollen. Das ist recht."

Auf dem Heimwege ging er mit sich zu Rate. Er beschloß, Mathilde in der Ungewißheit zu lassen, bis Wilhelms Antwort eintraf. Er glaubte, sie würde sich so leichter in das Unvermeidliche fügen. Mit warmer Teilnahme gedachte er des Freundes. Auf einer kleinen Anhöhe hielt er still und sah hinab: links nach dem Pastorate hin und rechts nach den roten Dächern und der weißen Parkmauer von Götzenhof. „Wer weiß, wer nach ein paar Jahren da und dort hausen wird," meinte er. „Dachten's beide nicht vor dreißig Jahren, Reinhard nicht und ich nicht, daß es einmal so kommen könnte."

Vor Mittwoch konnte keine Antwort aus Berlin eintreffen, und fünf lange Tage mußten bis Mittwoch vergehen. Die Jagdgesellschaft war auseinander gefahren; es hieß, die Tochter sei schwer erkrankt. War sie krank? Sie kam nicht zu den Mahlzeiten und genoß kaum ein Glas Wein. Sie saß am Fenster ihres Zimmers und blickte hinaus auf die weite Wiese, durch die der Bach, sonst langsam und träge, jetzt, sein Bett füllend, rasch dahinströmte, und auf die Landstraße, die nach

Jakobsburg führte. Es waren regnerische, stürmische Tage. Die ersten Herbststürme brachten die ersten Herbstgüsse. Der Sturm rüttelte an der alten Mauer des Hauses, daß die Fenster klirrten, brauste in den Öfen und fuhr heulend in die Kamine hinab. In der Dämmerstunde kehrten die Raben von ihren Ausflügen heim und ließen sich vom Sturme treiben. Krächzend und schreiend umflogen sie das Haus, als müßten sie Unheil verkünden, stiegen hoch auf, schossen dann wieder pfeilschnell dem Boden zu und setzten sich endlich in dichten, schwarzen Haufen auf die Eichen am Rande des Gartens. Kam dann die dunkle, mondlose Nacht, so flog die Eule schreiend ums Haus und unbekannte Geisterhand klopfte an Fenster und Thüre, reckte die Stühle und Tische, daß sie knackten und knarrten, raschelte unter den Blumentöpfen am Fenster, unter den Nippes auf dem Schreibtische. Mathilde aber lag wach im Bett und wartete.

Unten war auch ein Kranker. Ein armes, sterbendes Kind wälzte sich dort in seinem Bett und konnte vom Leben nicht lassen. An seinem Bette saß seine Mutter, und ihre schmale, weiße Hand suchte vergebens der fieberglühenden Stirn Kühlung zu bringen, denn sie brannte selbst. Lange schon sah sie es kommen, nun aber, da sie ihn hingeben sollte, erschütterte es sie doch, als träfe sie das Unglück ganz unerwartet. Die Baronin hatte ihren Mann nie geliebt — und er hatte sie nie geliebt. Sie hatte ihn nie verstanden — und er hatte sie nie verstanden.

Sie hatte ja noch eine Tochter und sie liebte sie — und die Tochter liebte sie auch, aber der Tochter Natur war ihr eine fremde und ihre Natur war der Tochter eine fremde. Sie liebten sich, aber sie gingen nebeneinander her, ohne sich recht zu verstehen. Sie hatte keinen Verwandten, an dem ihr Herz hing. Sie sah hinaus in eine Zukunft, die farblos, leer und grau vor ihr lag; es war dieselbe Landschaft, in die auch ihre Tochter hinausblickte, aber ihre Tochter war jung. Nach und nach werden sich die Farben wieder einfinden, hellere Tinten werden hervortreten, das Gras wird wieder grünen, Blumen werden wieder blühen, die Sonne wird wieder lachen. Die Mutter wird das nicht erleben. Ihr Stern ist erloschen. Sie wird ihren Pfad gehen in der trüben Nebelluft eines freudlosen Lebens. Sie wird die Menschen um sich her jubeln und stöhnen hören, sie wird sie lächeln und weinen sehen, aber ihr Herz wird nicht bei ihrer Freude sein und nicht bei ihren Qualen. Wenn sich einst ihre Augen zum ewigen Schlummer schließen, wird ihr der Tod als ein freundlicher Sandmann erscheinen, der der müden Pilgerin wieder die Augen schließt, wie er sie ihr als Kind schloß, wenn ihre Mutter sich leise summend über sie beugte.

Der Baron ging finster umher und wehe dem, der ihm jetzt Veranlassung zu Tadel gab. Täglich sprengte er nach Jakobsburg und empfing dort dieselbe Kunde: Es stände schlimm um den Pastor. Er erkannte niemand, phantasierte nur immer vom Sohn.

Endlich dämmerte der Mittwoch langsam heran.

Mathilde saß schon auf ihrem Platz am Fenster und sah hinaus in den Nebel. Sie sah hinaus und wartete auf das Fortreiten des Postboten. Der Nebel hatte ihr Roß und Reiter verborgen, der Wind trug den Ton des Hufschlags davon, längst schon war er fort — sie aber saß unbeweglich und wartete auf ihn. Endlich sah sie nach der Uhr. Es war drei Viertel auf neun. „Er muß schon fort sein" — seufzte sie, stand auf und ging langsam im Zimmer auf und nieder. Da fiel ihr die Unruhe ihrer Vögel auf, die in ihrem Käfig hin- und herflatterten und an dem Gitter tobten. Als sie herantrat, sah sie drei von ihnen tot am Boden liegen — ihr sorgenschweres Herz hatte die Lieblinge in diesen Tagen vergessen — der Wasserbehälter und der Futterkasten waren leer! Mathilde stand das Herz still. Es war ihr, als ob jemand hinter ihr stände, sie wandte sich schnell um, aber sie war allein. Sie brachte, auf den Fußspitzen gehend, das Futter und füllte das Wasserglas. Wie gierig die Tierchen darüber herfielen! Dann nahm sie die drei kleinen Leichen aus dem Käfig, legte sie vor sich auf das Fensterbrett und setzte sich wieder auf den alten Platz. „Ihr armen Tierchen," flüsterte sie, während sie mit dem Zeigefinger über die kleinen Leichen fuhr — „das ist Menschenliebe. Aber ihr werdet bald gerächt sein. Er hat mich auch vergessen, wie ich euch vergaß, und ich werde nicht sterben. Aber warum nicht?" rief sie aufspringend. „Warum nicht? Wer kann mich zwingen, Speise zu nehmen? Bin ich nicht des eisernen Langerwalds Tochter? Ein

Papagei, ein elend Vögelchen ohne Gemüt und Vernunft stirbt, wenn man ihm sein Liebstes nahm, und ein Mensch soll leben bleiben? Für mich ist er tot, ewig tot!" Aber dann fielen ihr die Konfirmationsstunden ein, die sie einst beim alten Wolfschild genommen hatte und die Lehren vom ewigen Tode. So saß sie denn wieder und dachte nach über den Tod und die Ewigkeit.

Die Jungfer störte sie in ihrem Grübeln, indem sie sie um den Schlüssel zur Hausapotheke bat. Diese stand unter Mathildens Aufsicht, denn der Baron hatte sein Kind früh dazu angehalten, thätig und lindernd in manches Verhältnis einzugreifen, das sich seinem Einfluß entzog. Mathilde war in den Knechtswohnungen wie in den Gesinden ein lieber, helfender Gast, der selbst brachte, was der Doktor verschrieben hatte, und manches hinzufügte, was der Doktor nicht verschrieb.

„Wer ist krank?" fragte Mathilde.

„Das Weib des roten Jakob liegt im Sterben," berichtete die Jungfer. „Sie hat in dieser Nacht schwer geboren. Der Doktor ist ausgefahren; da können Sie vielleicht etwas helfen. Aber Sie sind ja selbst krank," fügte sie hinzu.

Mathilde riß sich von ihren Gedanken los und folgte dem Mädchen in das Zimmer, in dem sich die Hausapotheke befand. „Ich will selbst hin," sagte sie, „und nach der Kranken sehen. Lassen Sie mein Wägelchen anspannen und vorfahren."

Mathilde hatte einen eigenen, kleinen Wagen und

ein besonders sicheres Pferd. In diesem Gespann durfte sie allein in der Umgegend des Hofes ausfahren, und sie benutzte es zu Ausflügen, wie der heutige. Sie packte einige Medikamente und ein medizinisches Handbuch in einen kleinen Korb und fuhr dann langsam in das Knechtsgesinde, das, wohl zwei Werst vom Hofe entfernt, an der Straße von Jakobsburg lag.

Der Nebel war so dicht, daß sie kaum ein Dutzend Schritte über den Kopf des Pferdes hinaussehen konnte. Das Pferd zog nur mit Mühe einen Fuß um den andern aus der dichten Schicht Schmutz, die die Straße bedeckte, und wenn es durch eine Pfütze ging, spritzte der Kot hoch auf. Ein rauher Wind wehte Mathilde kalt und feucht ins Gesicht. Aus dem Nebel hervor drangen von Zeit zu Zeit unbestimmte Töne, wenn in weiter Ferne ein Hund bellte oder ein verirrtes, frierendes Rind brüllte.

Ein dankbares Grinsen flog über des roten Jakob Gesicht, als er aus der Thür trat, um Mathildens Pferd in Empfang zu nehmen, und der Kuß, den er der Tochter seines Herrn auf den Ärmel gab, war diesmal aufrichtig gemeint. Auch die Wöchnerin lächelte dankbar, als Mathilde sich über ihr bleiches Gesicht beugte, ihr Kindchen lobte und sie fragte, womit sie ihr helfen könne. Dieses Lächeln der Dankbarkeit vermochte, was Mathildens und ihres Vaters ganze Energie nicht gekonnt hatte — es wandte ihre Gedanken auf einige Augenblicke von Wilhelm ab. Wie rasch und energisch griff sie ein. Sie verteilte die größeren Kinder unter die Weiber der übrigen

Knechte, um der Mutter Ruhe zu verschaffen, sie befreite die Kranke von der schweren Last von Kissen, die wohlmeinender Aberglaube auf sie getürmt hatte, sie lüftete das Zimmer und kochte in einem kleinen Kessel, den sie mitgebracht hatte, einen wohlthätigen Trank. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick in das Buch und fuhr dann in ihren Anordnungen fort. Sie ordnete aber nicht nur an, sie griff auch selbst zu, und die Weiber um sie her, die sonst wohl in dummer, teilnahmloser Neugier die Kranke umstanden hätten, folgten ihrem Beispiel. Als alles geschehen war, was vorläufig geschehen konnte, verabschiedete sich Mathilde und verließ das Zimmer.

Der Nebel lag noch ebenso dick auf der Landschaft, wie vor zwei Stunden, es war noch derselbe verhängnisvolle, erwartungsvolle Mittwoch, wie vor zwei Stunden, aber Mathilde war, als sie ihr Pferd aus dem Hofe der Knechtswohnung lenkte, doch leichter zu Mute, als bisher. Sie fühlte das selbst, und der Gedanke stieg in ihr auf, daß noch nicht alles verloren war, daß sie doch nicht ganz unnütz war, solange sie noch so vielen Erleichterung schaffen, so vielen helfen konnte.

Ihr Vater freute sich, als er hörte, daß sie ausgefahren war.

„Es ist gut, daß du dich zu zerstreuen suchst, mein Kind!“ sagte er zu der Zurückkehrenden. „Ich fürchte, wir werden heute abend all unsere Kräfte nötig haben.“

„Warum, lieber Vater?“

„Der Doktor ist zurück und er meint, daß Emil den heutigen Tag nicht überleben wird."

Mathilde eilte an das Bett des Bruders, an dem ihre Mutter und der Doktor saßen. Des Knaben entstelltes Gesicht machte auch dem Laien des Arztes Voraussage verständlich.

Hier war nicht mehr zu helfen, und Mathilde ging seufzend auf ihr Zimmer. Dort lag auf ihrem Schreibtische ein Brief.

Die Adresse war von Wilhelms Hand. Der Postbote war zurückgekehrt, während Mathilde in der Knechtswohnung weilte. Ihr stand das Herz still. Wohl eine Viertelstunde lang stand sie vor dem Tisch und starrte auf den Brief nieder. Wenn sie ihn las, war vielleicht alles verloren. Mathilde kam der Einfall, ihn ungelesen zu verbrennen. Es war ein thörichter Einfall, aber in solchen Augenblicken kommen uns solche Einfälle.

Sie ergriff das Couvert, brach das Siegel, zog den Brief hervor und las:

„Alles, was man Ihnen gesagt hat, ist wahr. Verachten Sie mich und vergessen Sie mich! —

Wilhelm Wolfschild."

In der Nacht starb der kleine Emil. Als der Baron sich verzweifelt über die Leiche warf, tröstete ihn seine Tochter und wich keinen Augenblick von ihm. Sie war sehr ruhig und gefaßt. Sie gingen die ganze lange Nacht Arm in Arm, schweigend im großen Saale auf und nieder. Gegen Morgen sagte der Baron:

„Wir wollen reisen, Mathilde. Wir wollen nach Italien."

„Noch nicht, Papa," erwiderte die Tochter. „Falls der Pastor stirbt, was Gott verhüten möge, werden seine Frau und seine Tochter deines Rates bedürfen."

„Du hast recht," erwiderte der Baron. „Aber wenn das vorüber ist, wollen wir reisen."

„Ja, dann wollen wir reisen!" —

Siebzehntes Kapitel.

Wilhelm lebte wie in einem immerwährenden Rausch. Jede Zerstreuung war ihm recht, nur eins vermied er ängstlich — allein zu sein. Der Tod Bungerows hatte für ihn keine nachteiligen Folgen gehabt. Bungerow hatte sein Duell dem Offiziers-Ehrengerichte nicht angezeigt, und seine Zeugen, die Civilisten waren, schwiegen. Auch die Eltern des Erschossenen wollten seinen Tod nicht an die große Glocke hängen. So blieb alles still, und die Polizei stellte ihre ohnehin nur lax betriebenen Nachforschungen bald ein, obgleich der Name des Gegners ein öffentliches Geheimnis war und auch den in Berlin lebenden Landsleuten bekannt wurde.

Mit dem Justizrate war Wilhelm mehr denn je zusammen, und dieser hatte ihn recht eigentlich liebgewonnen, denn die kecke und leichtsinnige Art, in der Wilhelm sprach und handelte, war ihm neu und zog ihn an. Er wußte aus Erfahrung, daß Helene es mit jedem jungen Manne, der in ihre Nähe kam, bis zu einem gewissen Punkt trieb, aber darüber

nicht hinausging, und er hielt Wilhelm trotz seines Leichtsinns für zu ehrenhaft, um ihm zuzutrauen, daß er ihn hinterging. Wie sollte er auch mißtrauisch werden, wenn er sah, wie unbefangen die Jugendfreunde miteinander verkehrten. Glaubte er doch überdies zu bemerken, daß dieser Umgang auf Helene einen wohlthätigen Einfluß ausübte, sie weicher, nachgiebiger und weniger kalt machte! Er hielt Wilhelm für verlobt und für einen glücklich Liebenden. Wilhelm hatte ihm erzählt, er habe Bungerow erschossen, weil dieser, der einst auf kurze Zeit in Kurland gewesen sei und dort seine Braut kennen gelernt habe, sich über diese unpassende Bemerkungen erlaubte.

Der Justizrat saß in früher Morgenstunde an seinem Schreibtisch und studierte in einem mächtigen Stoß Akten, aus dem er sich über einen äußerst verwickelten Fall eine Meinung zu bilden hatte. Ihm war sehr behaglich zu Mute. Er saß in einem hübschen, traulichen Zimmer, schlürfte von Zeit zu Zeit aus einer Tasse den duftigsten Mokka und rauchte die aromatischste Cigarre. Dabei saß er über einer ihn fesselnden Arbeit.

Der Diener unterbrach ihn, indem er anfragte, ob der Herr Justizrat den Herrn Geheimrat Löwenstein empfangen wolle. Der Geheimrat war Lammstedts liebster Freund. Es verband sie eine sehr warme Freundschaft, obgleich sie in der Klassifikation des Wandsbecker Boten nur unter der Rubrik „Pferdefreundschaft" Platz gefunden hätte. Sie waren in

demselben Orte geboren, sie hatten zusammen studiert, auskultiert, waren zusammen Referendare und Assessore gewesen. Sie hatten, als der Westwind von 1848 wehte, gemeinsam liberale Rückfälle gehabt, aber diese hatten bei beiden nicht lange angehalten und sie waren mit dem Ostwinde wieder auf die Bahn der königlich preußischen Pflicht zurückgekehrt. Sie hatten darauf der Politik Valet gesagt und sich den Freuden der Geselligkeit und der Tafel zugewandt. Sie verstanden sich auf ein gutes Glas Wein und eine gute Schüssel und saßen im Weinkeller regelmäßig nebeneinander. Der Justizrat scherzte am liebsten über den Geheimrat und dieser richtete die Pfeile seines harmlosen Witzes am liebsten gegen den Justizrat. Der Geheimrat war daher dem Justizrat sehr willkommen, wenn er sich auch wunderte, was ihn heute schon so früh zu ihm führte.

„Wie geht's?" rief der Justizrat, indem er dem Geheimrat entgegentrat. „Johann, eine Tasse Kaffee für den Herrn Geheimrat!" Dieser versicherte, unmöglich noch einmal Kaffee trinken zu können, aber der Justizrat glaubte ihm das nicht. Endlich fügte sich der Geheimrat.

„Was führt dich so früh zu mir?" fragte der Justizrat. „Das ist ja eine ganz unerwartete Freude!"

„Ich wollte dich jedenfalls noch zu Hause finden," erwiderte der Geheimrat. „Ich bringe eine wichtige Nachricht. Rate einmal, worum es sich handelt?"

„Was wird es sein? Gibt es Krieg mit Dänemark? Wie?"

„Wäre ich deshalb zu dir gekommen? Nein, etwas weit Wichtigeres."

„Ist es etwas Erfreuliches oder Betrübendes?"

„Etwas im höchsten Grade Betrübendes."

„Du erschreckst mich! Ist einer der Freunde gestorben?"

„Nein!"

„Haben unsere Cigarren Havarie gelitten?"

„Nein! Die Lucca heiratet!" —

Der Justizrat saß da, wie vom Donner gerührt; endlich erhob er die Hände flehend zum Himmel, wie um ein unerhörtes Unheil abzuwenden.

Der Justizrat gehörte zu den Luccanarren. Er fehlte nie, wenn die Lucca sang, und empfand es als eine persönliche Beleidigung, wenn jemand die Artot oder selbst die Patti ihr an die Seite stellte. Einige alte Herren seiner Bekanntschaft, die behaupteten, die Lucca erreiche weder die Sontag noch Jenny Lind, hielt er für altersschwache Barbaren. Und jetzt drohte ihm das Unerträgliche, sie vom Theaterhimmel verschwinden zu sehen.

„Wen?" fragte er nach einer langen Pause.

„Einen Offizier. Einen Edelmann."

„Dann ist alles verloren!" rief der Justizrat.

„Ich hoffe noch!" meinte der Geheimrat, der es dem Justizrat in Bezug auf Begeisterung für die Sängerin womöglich noch zuvorthat. „Noch weiß kein Mensch, ob der Herr reich ist oder arm, ob er ein fühlender Mensch ist oder ein Barbar. Vielleicht trägt er ein Herz im Leibe, vielleicht denkt er an

Berlin, an die deutsche Nation, an die Menschheit und läßt sie weiter singen."

„Wer hätte ihr eine solche Tücke zugetraut. Ein so kleines Frauchen und will heiraten!"

Die beiden Kunstenthusiasten ergingen sich noch eine Weile in Hypothesen über allerlei Möglichkeiten, die die Gefeierte dazu bewegen könnten, auch als Frau auf der Bühne zu bleiben, und schöpften wieder Hoffnung. — Dann sagte der Geheimrat:

„Karl! ich kam eigentlich nicht nur zu dir, um dir von dem uns drohenden Schlag zu erzählen. Ich habe auch sonst noch etwas auf dem Herzen."

Der Justizrat sah den Freund erstaunt an.

„Sind wir hier ganz allein und sicher vor unberufenen Horchern?" fuhr der Geheimrat fort.

Der Justizrat sah noch erstaunter aus. „Ganz sicher!" sagte er.

„Lieber Freund, es handelt sich um eine kitzliche Angelegenheit, aber die Not drängt, und ich hoffe, du wirst mich nicht mißverstehen. Ich handle wirklich ganz als Freund. Ich kann wohl sagen als Bruder."

Der Geheimrat nahm eine Prise und reichte die Dose auch dem Justizrat, aber dieser schlug sie aus.

Der Geheimrat fuhr fort: „Ich bin überzeugt, daß es sich nur um ein dummes Gerede handelt, das durchaus keinen reellen Hintergrund hat. Ich weiß ja auch, daß dir so etwas nicht passieren kann, aber wir sind andererseits doch auch keine Jünglinge mehr."

„Zur Sache!“ rief der Justizrat. „Was meinst du? Du bereitest mich ja vor, wie ein junges Mädchen, dem du mitteilen mußt, daß seine Mutter gestorben ist.“

„Nun ja, du weißt, ich falle nicht gern mit der Thür ins Haus. Es ist aber keineswegs nur mir aufgefallen, im Gegenteil, ich wurde erst von anderen darauf aufmerksam gemacht; aber es erscheint mir deshalb nicht weniger auffallend und anstößig. Ja, auch anstößig.“

„Sage es kurz,“ rief der Justizrat. „Du meinst den jungen Wolfschild und meine Frau!“

„Ja, ich, wir meinen allerdings diesen jungen Mann und deine verehrte Gattin.“

„Woran nehmt ihr Anstoß?“

„Wir meinen, oder richtiger gesagt, wir fürchten, meinen zu müssen, das heißt, wir fürchten, daß andere, ganz unbeteiligte Personen meinen könnten, daß das Verhältnis, oder richtiger, die Freundschaft zwischen den beiden, die ohne Zweifel völlig rein und auch in den Augen des vertrautesten und schärfsten Kritikers ganz unschuldiger Natur ist, möglicherweise auf die öffentliche Meinung oder doch auf die losen Mäuler der Leute nicht genug Rücksicht nimmt. Solche Leute — natürlich nur Leute, die weder das Vergnügen haben, dich noch deine Frau Gemahlin zu kennen — könnten deiner Gattin und dem trefflichen jungen Manne, namens Wolfschild, möglicherweise schweres Unrecht anthun, sie könnten gewissermaßen deiner Ehre zu nahe treten, soweit das durch

ein boshaftes Geklätsch geschehen kann. Was, Gott sei dank, allerdings nur in geringem Grade der Fall ist."

Der Justizrat gab sich alle Mühe, recht herzlich zu lachen. Er reichte dem Geheimrat die Hand und rief: „Ich danke euch wirklich sehr für euer warmes Interesse. Sage aber nur den anderen und beherzige selbst, daß meiner Ehre in diesem Falle keinerlei Gefahr droht. Ihr kennt meine Frau schlecht, wenn ihr derartiges befürchtet."

„Natürlich, bester Freund, natürlich! Wer deiner Frau Gemahlin, diesem reizenden Weibe, dieser selten liebenswürdigen und würdigen Dame (der Ausdruck ‚würdig' paßt recht eigentlich für die treffliche Frau) so etwas zutraut, der kennt sie natürlich ganz und gar nicht. Er kennt sie nicht im mindesten, er kann sie nicht einmal gesehen, oder selbst nur durch einen dritten von ihr gehört haben. Ich halte das für unmöglich. Selbst die Verleumder können nur ganz im allgemeinen finden, daß es nicht Sitte ist, daß eine so junge und so schöne, ja so reizende Frau sich aller Orten allein mit einem so jungen und übel berüchtigten Manne sehen läßt. Ich will dem jungen Manne, namens Wolfschild, dem du, und gewiß mit vollem Rechte, deine Freundschaft geschenkt hast, übrigens nicht zu nahe treten."

„Ja, was kann man aber darin finden," rief der Justizrat gezwungen lächelnd, „daß die Landsleute, die noch dazu in demselben Hause aufwuchsen, auch in der Fremde zusammenhalten?"

Der Geheimrat zuckte bedauernd die Achseln:

„Mein lieber Karl, worin kann man nicht etwas finden? Denke an Marie Antoinette! Sie war so rein — so rein — wie ein Lamm! Entging sie deshalb der Verleumdung? Nun, ich habe es jedenfalls für meine, wir haben es für unsere Pflicht gehalten, dich auf das Gerede aufmerksam zu machen. Nicht als ob wir glaubten, daß deiner Ehre Gefahr drohe, durchaus nicht, nur aus freundschaftlicher Vorsicht." —

Der Justizrat begleitete den Geheimrat bis an die Treppe. „Lebe wohl, mein Alterchen!" rief er ihm herzlich nach. Als er aber allein war, verschwand der heitere Ausdruck seines Gesichts. „Was war das?" rief er mit übereinandergepreßten Zähnen. „Warum gerade in diesem Falle eine Warnung? Warum hat er mich nicht schon zehn-, zwanzigmal gewarnt? Warum gerade jetzt? Helene hat doch ihre Anbeter nie unter den Scheffel gestellt. Sollte mir wirklich Gefahr drohen? Sollte diese Frau nicht nur das Unglück einer kalten Ehe, sondern auch noch die Schande in mein Haus gebracht haben? Der Justizrat erbleichte bei diesem Gedanken. „Nein, es ist nicht möglich!" rief er. „Sie ist viel zu kalt, um wirklich zu lieben und viel zu klug, um ohne Liebe ihre Ehre, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Und dann der Junge? Man sieht es ihm ja an, daß er sich nicht verstellen kann. Er hat ein so offenes Gesicht. Er ist ein leichtsinniger, leichtlebiger Bursche und solche lernt man leicht kennen. Nein!

Es handelt sich nur um eine alberne Klatscherei. Aber ihr muß ein Ende gemacht werden, und zwar so bald wie möglich." —

Der Justizrat kehrte in sein Zimmer zurück, kleidete sich um und ließ durch den Diener Helenens Zofe fragen, ob ihre Herrin schon aufgestanden sei und ob sie für ihren Mann zu sprechen wäre. Das Mädchen brachte auf beide Fragen eine bejahende Antwort, und der Justizrat begab sich in Helenens Boudoir. Sie war, wie alle Morgen, in ein sehr geschmackvolles blendendweißes Negligee gekleidet und lag in einem Schaukelstuhle, der vor dem brennenden Kamine stand. Der erste Blick auf ihre düster zusammengezogene Stirn zeigte dem Justizrat, daß seine Frau nicht in der besten Stimmung war. Zwischen ihm und ihr bestand darin unausgesprochene Übereinstimmung, ihrem Verhältnisse äußerlich einen freundlichen Charakter zu wahren. Nur unter dieser Bedingung war es ja überhaupt erträglich.

Der Justizrat küßte auch jetzt Helene die Hand und erkundigte sich, indem er Platz nahm, nach ihrer Nachtruhe.

Sie erwiderte dankend, sie habe gut geschlafen. Sie sah ihn dabei kalt und müde an.

Der Justizrat wußte nicht recht, wie er das Gespräch einleiten sollte, und begann endlich ungeschickt:

„Helene! Dir ist doch ohne Zweifel auch viel an der Leute Meinung gelegen? Nicht wahr?"

Die schöne Frau ihm gegenüber verriet nicht die

mindeste Überraschung über diesen Eingang. Sie ließ ihren kalten, schläfrigen Blick nach wie vor unbeweglich auf ihm ruhen und erwiderte: „Nicht im geringsten."

Der Justizrat biß sich auf die Lippen.

„Ist es dir aber nicht um meinetwillen von Wichtigkeit, wie über dich geurteilt wird?" fuhr er fort.

„Um deinetwillen?" Die Frage wurde in einem Tone gestellt, der soviel hieß: „Wie, um Gotteswillen, kommst du zu der Annahme, daß ich um deinetwillen etwas thun oder lassen könnte?"

„Ja! um meinetwillen!" wiederholte der Justizrat gereizt.

Es erfolgte keine Antwort.

„Ja! um meinetwillen. Da du nun einmal das Unglück hast, meine Frau zu sein, so scheint mir das keine unbillige Forderung zu sein."

Statt aller Antwort wandte Helene ihr Auge von ihm ab und den Flammen des Kamins zu.

„Ich weiß sehr wohl," fuhr der Justizrat fort, „daß du nie vergessen hast und nie vergessen wirst, was du meinem Namen, seit er auch der deinige geworden ist, schuldig bist, und ich danke dir dafür."

Helene sah in die Flammen.

„Eben deshalb will ich dich aber bitten, in dieser Beziehung noch etwas weiter zu gehen. Ich weiß, wie harmlos dein Verhältnis zum jungen Wolffschild ist, aber ich muß zugeben, daß andere Leute das nicht ebenso wissen können. Ich kann es ihnen daher nicht verdenken, daß sie es unpassend und

anstößig finden, daß eine so junge Frau, wie du, mit einem so jungen Manne allerorten allein erscheint."

Helene sah noch immer in die Flammen. Es erschien zweifelhaft, ob sie überhaupt hörte, was ihr Gatte sprach.

„Ich bin von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht worden, daß euere Freundschaft Anstoß erregt hat, und glaube selbst, daß ihr etwas unvorsichtig gewesen seid. Glaubst du das auch?"

Helene verhüllte ihren Mund mit dem Taschentuche und gähnte.

„Ich fragte dich, Helene, ob du das auch findest?"

Helene gähnte wieder und meinte: „Wie?"

„Ich fragte dich," wiederholte der Justizrat gereizt, „ob du auch findest, daß du in deinem Verhältnis zu Wolfschild unvorsichtig gewesen bist."

„In welchem Verhältnis, mein Lieber?"

„In deinem Verkehr mit Wolfschild. Daß du in ihm nicht genug Rücksicht genommen hast auf die öffentliche Meinung."

Helene hielt ihre schöne Rechte zwischen die Flammen des Kamins und ihr Gesicht, beugte sich vor und betrachtete ihren Gemahl mit einem spöttischen Ausdruck. Die schöne Rechte schimmerte in zartestem Rosenrot.

„Mache dich nicht lächerlich, Karl," sagte sie, indem sie sich wieder zurücklehnte, wobei die Schönheit ihrer vollen Formen wieder ganz hervortrat.

„Ich finde darin nichts Lächerliches, Helene,"

fuhr der Justizrat zornig fort, „und ich muß dich nun ganz bestimmt bitten, künftig keinen Anstoß mehr zu geben. Ich wünsche sehr, daß du meine Bitte erfüllst."

Über Helenens Gesicht verbreitete sich der Ausdruck großer Heiterkeit. Sie bewegte, indem sie die Spitzen ihrer Füße auf die Einfassung des Kamins setzte, ihren Stuhl behaglich hin und her.

„Und wenn ich sie nicht erfülle?" fragte sie launig.

„Dann," rief der Justizrat heftig, „wird aus der Bitte ein Befehl werden."

Die Heiterkeit auf Helenens Gesicht war im Wachsen begriffen.

„Und wenn ich mich dem Befehle nicht füge?" fragte sie.

„Das mußt du!"

Helene lächelte.

„Wann kamst du gestern abend nach Hause, Karl?"

„Das scheint mir nicht hierher zu gehören."

„Und von woher kamst du nach Hause?"

Der Justizrat merkte, wo sie hinaus wollte und hielt nur noch mit Mühe an sich. Er war voll Zorn, aber er bemerkte trotzdem, daß seine Frau wunderbar schön war. Diese Wahrnehmung vermehrte aber nur noch seine gereizte Stimmung.

„Helene," sagte er, „es ist an der Zeit, daß wir uns wieder einmal aussprechen und den Standpunkt feststellen, auf dem wir für die Zukunft zu einander stehen werden."

Helene schien über diese Aussicht sehr erfreut zu sein. Sie klaschte in die Hände und rief: „allerliebst!"

Der Justizrat fuhr fort: „Ich weiß ja, daß es mir leider nicht gelungen ist, deine Liebe zu erwerben (Helene nickte) und ich weiß auch, daß sich die Liebe nicht erzwingen läßt. Wohl aber die Pflichterfüllung, Helene. Ich habe dir in allen Dingen volle Freiheit gelassen, dich in keiner Weise beschränkt. Ich vertraute deiner Pflichttreue. Und ich thue es noch. Ich habe es ruhig angesehen, daß du eine Gesellschaft junger Leute in mein Haus zogst und dir von ihnen den Hof machen ließest. Ich hätte auch jetzt gegen dein Verhältnis zu Wolfschild nichts einzuwenden, wenn es nicht überall Aufsehen erregte. Ich muß dich daher bitten, künftig in deinem Verkehr mit ihm vorsichtiger zu sein, und auf die öffentliche Meinung mehr Rücksicht zu nehmen, als bisher. Die Art, in der du meine Bitte aufnimmst, zwingt mich, mein Gattenrecht geltend zu machen. Ich habe das Recht, in solchen Dingen zu befehlen und ich werde davon Gebrauch machen."

„Was willst du eigentlich, Karl?" fragte Helene, plötzlich ganz ernst werdend. „Glaubst du denn, daß mir an Wolfschild etwas gelegen ist? Du magst ihn, und ich plaudere mit ihm gern von der Heimat, das ist alles. Sage ihm, er möge nicht mehr kommen, und er wird fortbleiben. Was geht das alles mich an?"

„Wenn ich, ehe ich so handelte, zu dir kam," versetzte der Justizrat, „so geschah es, weil ich annahm, du wärest mit ihm befreundet und würdest ihn ver-

missen. Jetzt, da ich weiß, daß das nicht der Fall ist, werde ich Wolfschild fernzuhalten wissen."

Helene lachte. „In Gottes Namen, Karl!"

Der Justizrat stand auf. „Entschuldige," sagte er bitter, daß ich dir zutraute, jemand lieb zu haben. Ich hätte dich freilich besser kennen sollen."

„Das hättest du."

„Ich hätte mir sagen sollen," fuhr der Justizrat fort, indem er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging, „daß dir Herr Wolfschild so gleichgültig ist, wie ich oder sonst jemand; daß du selbst deine Mutter ohne jedes Bedauern von dir scheiden sähest."

„Mein Gott! warum sagtest du dir das nicht schon in deinem Zimmer?"

Der Justizrat blieb stehen: „Weil ich es mir nicht sagen wollte. Weil ich hoffte, ich könnte dich doch falsch beurteilt, dir Unrecht gethan haben."

„Das war sehr thöricht von dir."

Der Justizrat, dessen Zorn gewichen und einem furchtähnlichen Grausen Platz gemacht hatte, sah ihr aufmerksam in das lächelnde Gesicht. Was hätte er selbst in diesem Augenblicke darum gegeben, wenn sie ihn geliebt hätte! Obgleich er sie nicht mehr achtete, obschon sie ihn abstieß! —

Sie las in seinem Herzen und wußte, was darin vorging. Darum lächelte sie so überlegen.

Der Justizrat wandte sich ab, um das Zimmer zu verlassen. Als er an der Thür noch einmal nach ihr hinübersah, lag sie noch wie vorher im Schaukel-

stuhle und hatte noch dasselbe überlegene, spöttische Lächeln. Sie flüsterte aber halblaut: „Karl!“

Der Justizrat kehrte zu Helene zurück. Sie reichte ihm beide Hände, und er ergriff sie. „Karl,“ sagte sie, „schaffe den jungen Menschen fort, er ist es nicht wert, zwischen uns zu stehen.“

„Aber warum, Helene?“ fragte der Justizrat. „Warum willst du ihn aufgeben? Ich bat dich ja nur um etwas mehr Vorsicht in Äußerlichkeiten.“

„Ach! Was liegt an ihm.“

„Nun, ich kann nicht sagen, daß er mir ganz gleichgültig wäre. Ich habe ihn gern. Aber auch abgesehen davon, wäre es mir nicht lieb, wenn euere Entfremdung eine plötzliche und auffallende wäre.“

„Wie du meinst, Karl. Ich bin dir gern gefällig.“

Der Justizrat küßte ihre Hände, die sie ihm ruhig überließ.

„Ach, Helene!“ rief er, „ich wünschte, du wärest eine andere!“ und eilte aus dem Zimmer.

Achtzehntes Kapitel.

Sobald der Justizrat gegangen war, sprang Helene auf und schellte ihrer Zofe; diese, ein großes, breitschultriges junges Mädchen mit stechenden, braunen Augen, erschien in der Thür.

„Ist der Herr fort?"

„Ja, gnädige Frau."

„Ist ‚Er' noch nicht da?"

„Nein, noch nicht."

„Nimm für alle Fälle deinen Platz am Fenster ein. Du läßt doch den Schlüssel so in der Saalthür, daß sie nicht geöffnet werden kann?"

„Ja."

„Gut, vergiß es ja nicht. Johann ist fort?"

„Ja. Ich schickte ihn zum Buchhändler, und er wird die Gelegenheit wie gewöhnlich benutzen und nicht vor drei Stunden zurückkehren. Der Koch ist auf dem Markt."

„Wir müssen sehr vorsichtig sein, Emma!"

„Warum?" fragte das Mädchen erschreckt. „Hat der Herr etwas gemerkt?"

„Ja, er hat Verdacht geschöpft. Es gelang mir

aber, seinen Argwohn vorläufig zu zerstreuen. Aber nochmals, wir müssen sehr vorsichtig sein."

„Gnädige Frau, Sie müssen herzlicher gegen ihn thun. Sie sind in den letzten Tagen wieder sehr kalt gewesen."

„Ach! ich nehme es mir täglich vor, aber wenn er da ist, so kann ich der Lust, ihn zu reizen, nicht widerstehen. Er ist so plump und täppisch."

Helene beschattete ihr Gesicht mit der Hand und lacht leise vor sich hin. Es war ein grimmiges Lachen.

„Ich hasse ihn," sagte sie laut, „ich hasse diesen Plebejer. Aber geh ans Fenster," fuhr sie fort, „und sei recht vorsichtig. Wenn du einen Mann siehst, der dem Justizrate auch nur ein wenig gleicht und wäre er in Bettlertracht — so gib das Zeichen."

Das Mädchen wandte sich zum Gehen, blieb aber stehen und fragte:

„Soll ich erst das Frühstück bringen?"

„Nein! Wir wollen es künftig lassen. Falls wir überrascht werden, macht es unnütze Umstände."

Das Mädchen ging. Helene warf sich wieder in den Schaukelstuhl und starrte in den Kamin.

Sie war sehr unzufrieden mit Wilhelm. Als sie ihn an sich zog, wollte sie nur über ihn triumphieren, wie sie schon über so viele gesiegt hatte, einen Anbeter mehr haben, wie sie deren schon so viele hatte. Und an diesem Anbeter lag ihr besonders viel. Sie war schon als Kind auf die Freundschaft, die Wilhelm Mathilde schenkte, eifersüchtig gewesen,

und sie freute sich darüber, ihr, die sie nicht eben liebte, einen Verehrer abwendig zu machen. Aus dem Spiel war aber wider ihren Willen Ernst geworden.

Helene hatte bisher keinen Menschen geliebt, buchstäblich keinen, auch nicht einmal ihren Vater, oder ihre Mutter. Als sie, älter geworden, bemerkte, daß sie herzloser und kälter war, als ein anderer ihr bekannter Mensch, wurde sie stolz darauf. Seitdem spielte sie bewußt mit der Neigung, die sie den Menschen einflößte. Einer schönen, jungen Frau gegenüber zeigen sich die Menschen, zumal die Männer, meist nicht von ihrer achtbarsten Seite. Helene verachtete sie, und was man verachtet, kann man nicht lieb gewinnen. Sie war auch auf ihre Menschenverachtung stolz, denn sie kam sich durch sie sehr überlegen vor. Aber sie hatte die Rechnung doch ohne den Wirt gemacht. Sie gewann Wilhelm nicht nur lieb — nein, sie wurde von einer wilden Leidenschaft für ihn ergriffen. Als sie ihm gegenüber weiter ging, als sie es bisher einem ihrer Verehrer gegenüber gethan hatte, waren die Flammen, die er in ihr angefacht hatte, schon über ihrem Haupte zusammengeschlagen. Sie wollte ihn jetzt wirklich eine hervorragende Rolle spielen sehen; auch ein schlechtes Weib nährt ihre Eitelkeit am liebsten an der Größe des geliebten Mannes. Eben darum war sie unzufrieden mit ihm, denn ihr Verstand sagte ihr, daß auch die Laufbahn eines ehrgeizigen Demagogen eine Vorbereitung erfordert; Wilhelm aber arbeitete nicht.

Sie hatte auch sonst noch Grund, mit ihm unzufrieden zu sein. Von Anfang an hatte er sich ihr nur mit widerstreitenden Gefühlen genaht, und das war nicht anders geworden, seit aus ihrem Verhältnis ein Geheimnis werden mußte. Sein Verhalten war ihr gegenüber wechselnd und unberechenbar. Sie ahnte, daß sein Herz noch immer an der Jugendgeliebten hing. Sie aber konnte von ihm nicht mehr lassen, sie mußte ihn zu halten suchen um jeden Preis.

Sie fuhr jetzt auf aus ihrem Brüten und horchte. Das war sein Schritt, er kam. Sie eilte auf ihn zu und umschlang ihn.

„Kommst du endlich, endlich! Wo warst du gestern? Warum warst du vorgestern nicht im Theater?" fragte sie, während sie an seinem Halse hing und ihn leidenschaftlich an sich drückte.

„Ich hatte gestern Abend zu thun," war die kühle Antwort.

„Was hattest du zu thun? Geh, du belügst mich. Du warst nur lieber bei deinen Freunden als bei mir."

„Ich liebe beide, Helene, die Freunde und dich. Du mußt nicht eifersüchtig sein, sie sind es ja auch nicht."

„Sie lieben dich auch nicht, wie ich dich liebe. Nicht zur Hälfte! Nicht ein tausendstel! Wenn sie dich liebten, wie ich dich liebe, so würden sie toll vor Eifersucht. So wären sie eifersüchtig auf den Wind, der dein Haar kräuselt, auf die Sonne, deren Strahlen deine Wangen küssen, auf die Speise, die dein Mund

berührt, auf den Boden, Wilhelm, den dein Fuß betritt. Dann stürben sie tausend Tode, wenn du auch nur einen Tag fort bist."

„Es wäre schlimm für mich, wenn meine Freunde mich liebten, wie du!"

„Ja, es wäre schlimm für dich, wenn sie dich liebten, wie ich dich liebe. Sehr schlimm. Du wärest dann freundlos."

„Warum?"

„Weil einer dann den anderen umbringen würde, damit er nicht zwischen ihm und dir stehen kann."

Wilhelm lehnte an der Wand und strich ihr, — die ihn fest umklammert hielt, als könnte sie ihm nicht nahe genug sein, — mit leiser Hand die Haare aus dem erhitzten Gesichte.

„Mein mordlustiger Schatz!" sagte er.

„Nenne mich nicht deinen Schatz, Wilhelm. Nenne mich deine Frau."

„Wie soll ich das?"

„Wenn mein Mann tot wäre, könntest du es!"

Wilhelm lächelte nicht mehr. Er sah sehr ernst aus.

„Wenn er tot wäre," fuhr sie leidenschaftlich fort, „könntest du es, würdest du es."

Er fühlte, wie sie bei diesen Worten bebte.

„Er ist nicht tot, Helene. Wozu uns Hoffnungen hingeben, die sich nicht erfüllen können."

„Du hast recht," sagte sie, und richtete sich auf. „Er ist nicht tot! Er war heute morgen hier und sagte mir, unser Verhältnis, er meinte, dein

Verhältnis zu mir, gebe Anstoß und wir müßten es ändern."

Wilhelm erschrak. „Aber er hat keinen Verdacht geschöpft?"

„So viel ich sehen konnte, nicht!"

„Und was sagtest du."

„Ich spielte die Gleichgültige und ich habe ihn beruhigt. Er verließ mich empört über die Gleichgültigkeit, mit der ich von dir sprach. Denke dir, der Thor machte mir Vorwürfe darüber,. daß ich dich zu wenig lieb hätte."

Wilhelms Stirn verfinsterte sich. „Helene," sagte er, „es ist Zeit, daß wir aufhören."

„Aufhören? Womit aufhören?"

„Daß wir unser Verhältnis aufgeben."

Helene zuckte zusammen. „Was meinst du damit?"

„Ich meine, was der Wortlaut besagt. Wir müssen unser Verhältnis auflösen, ehe es zu einer Katastrophe kommt. Ich denke an dich, wenn ich dir diesen Vorschlag mache."

„Du lügst! Du lügst! Du hast nie weniger an mich gedacht, als in diesem Augenblicke. Wie könntest du mir sonst einen solchen Vorschlag machen? Was heißt aufgeben, aufhören? Das sind keine leeren Worte. Wenn du an mich gedacht hast, als du diese Worte sprachst, so hast du an mich gedacht, wie der Mörder an sein Opfer. Kann ich denn aufgeben, aufhören? Kann ich aufhören zu atmen, kann ich Speise und Trank aufgeben? Bist du mir nicht mehr? Nicht zehntausendmal mehr?"

„Höre mich zu Ende, Helene. Sei verständig!"

„Ich will nicht verständig sein. Mein Verstand macht mich unglücklich, mein Herz macht mich glücklich. Meinem Herzen folge ich. Das treibt mich zu dir. Hier an deinem Herzen ist mein Platz. Hier an deiner Seite will ich stehen. Was sprichst du von einer Katastrophe, was sprichst du von Verderben, so lange ich hier stehe! Ich kenne nur eine Katastrophe — daß du mich verlässest, ich kenne nur ein Verderben — daß du mir untreu wirst! Gewissen, Ehre, Schande, Furcht — das sind leere Worte an deiner Seite, der Tod selbst ist nicht furchtbar an deiner Seite, die Hölle ist ein Paradies an deiner Seite!"

Und wieder schmiegte sie sich fest an ihn, umklammerte ihn, wie der Schiffbrüchige im Wogendrange den rettenden Balken.

„Helene!" begann er, aber ihr Kuß verschlang das Wort; er beugte den Kopf fort, aber ihr Haupt folgte ihm. Die Leidenschaft erwachte auch in ihm.

„Gib mir deine Hand," sagte sie zu Wilhelm, als sie vor dem Kamine Platz nahmen. Sie ergriff mit beiden Händen seine Hand und sah ihn, während er sprach, unverwandt an.

„Helene!" begann er wieder, und diesmal störte sie ihn nicht, „willst du, — kannst du mir erlauben, ein paar Worte zu dir zu sprechen?"

Sie antwortete nicht, aber er nahm ihr Schweigen für Bejahen und fuhr fort:

„Du weißt, Helene, daß ich dich von Kindheit an geliebt habe. Oder nein! das ist ein falscher

Ausdruck. Ich habe mich von Kindheit an zu dir hingezogen gefühlt. Ich habe dich immer entschuldigt, wenn die anderen dich angriffen, ich habe stets das innigste Mitleid mit dir gehabt. Als ich dich wiedersah, zog mich dasselbe Gefühl zu dir. Du fesseltest mich auch sonst. Ich hoffte, in dir eine Freundin zu finden, wie ich sie mir lange gewünscht hatte, eine Freundin, die mich ganz verstand, nicht nur mein Herz, sondern auch meine geistigen Interessen. Ich glaubte natürlich, daß unser Verhältnis ein wirkliches Freundschaftsbündnis bleiben würde. Es kam anders. Es war gewiß nur meine Schuld, daß es anders kam, aber — es kam anders. Aus den Freundschaftsbanden wurden Liebesbanden. Ich fühlte, daß mein Herz dir gehörte, und riß mich von Mathilde los. Ich war so schwach, daß ich sogar Mathilde betrog, daß ich den Brief wieder zerriß, den ich an sie geschrieben hatte. Du sagtest: ‚wenn ich aus Liebe zu dir meinen Mann betrüge, warum solltest du nicht auch Mathilde betrügen können'. Ich gab dir recht und schwieg. Um deinetwillen ließ ich meine kaum gefaßten Besserungspläne fahren, um deinetwillen trennte ich mich von Paul. Ich bedauerte es nicht, denn ich glaubte dich zu lieben, ich wollte dich lieben. Aber Helene, — zürne mir, du hast das Recht dazu, verachte mich — ich habe es verdient, aber — ich liebe dich nicht! — Ich liebe nach wie vor Mathilde! Ich liebe sie jetzt mehr, als früher. Ich suchte diese Wahrheit vor mir selbst zu verbergen, ich suchte sie zu übertönen, sie zu betäuben, aber es gelang mir

nicht. Ich wütete gegen mich selbst — ich wütete auch gegen dich. Ich habe dich oft absichtlich beleidigt und gekränkt, weil ich hoffte, du würdest vergessen. Helene, ich liebe dich nicht, aber ich habe dich gern, sehr gern, und ich will dein Bestes. Reiße dich von mir los, so lange du es noch, ohne Schaden zu nehmen, thun kannst. Noch weiß dein Gatte nichts von unserer Schuld. Sei ihm hinfort wieder treu, wie du es früher warst, und du bleibst, was du gewesen bist, seine unbescholtene Gattin. Sollen wir warten, bis er erfährt, daß wir ihn betrügen, bis er dich verstößt? Wohin willst du dann, Unglückliche? Du bist an ein wohlhabendes Leben gewöhnt, in deinem Kreise an Glanz und Anerkennung. Was kann ich dir bieten? Nicht einmal mein Herz. Er wird dich verstoßen und du wirst zu mir eilen. Zu mir, den seine Familie aufgiebt, der nichts gelernt hat, womit er dir auch nur einen bescheidenen Wohlstand bereiten kann. Ich werde dich aufnehmen und alles thun, was in meinen Kräften steht, um dein Los zu erleichtern, aber wirst du damit zufrieden sein? Wirst du dich nicht zurücksehnen in deine frühere, sorgenfreie Lage, in den Kreis, in dem du glänztest, bezauberteſt? Ich weiß, ich bin wie ein Kind, das in der Scheuer mit Brandstoffen spielte, und nun, — da die Flamme durch das Dach hervorbrechen will, — das Geschehene ungeschehen machen möchte und spricht: ‚Erlisch Feuer, verschwindet Flammen!‘ — Aber ich kann nicht anders. Es muß Wahrheit herrschen zwischen mir und dir. Ich kann

nicht wieder gut machen, was ich gethan habe — wer kann das —, aber ich kann aufhören, es noch schlechter zu machen. Helene! auch wenn dein Gatte nichts von dem, was zwischen uns vorgeht, weiß: sollen wir ihn noch länger betrügen, seine Arglosigkeit mißbrauchen, sein Vertrauen täuschen? Auf mich kommt es nicht an. Meine Seele ist ohnehin schuldbeladen, aber ich bitte um deinetwillen. Laß mich von dir scheiden. Wenn es dir leichter wird, so will ich fortgehen, will Berlin verlassen, dich nie wiedersehen. Wir wollen dann freundlich einer des andern gedenken."

Die Hände, in denen Wilhelms Hand ruht, sind unbeweglich und kalt wie Eis. Die Augen, die auf Wilhelms Gesicht ruhen, haben sich, während er sprach, nicht um eines Haares Breite bewegt. Wie eine Statue sitzt das schöne Weib ihm gegenüber. Kein Glied regt sich, keine Fiber zuckt.

So sitzt sie lange. Endlich aber kommt Leben und Bewegung in das Bild. Die Lippe zuckt, die Brauen ziehen sich finster zusammen, das Auge glüht zornig, die Hände lassen die Hand fahren.

„Was du da sprichst ist Thorheit," sagt sie. „Mit dir, zerschmettert auf des Abgrundes tiefstem Grunde, ist besser, als ohne dich auf sicherem Lager. Ich gehöre zu dir und du zu mir. Liebe mich oder liebe mich nicht, zu dir gehöre ich. Gehst du zu Grunde, so gehe auch ich zu Grunde, verdirbst du, so verderbe ich auch. Hoffe nicht, daß du mich los wirst. Mich schüttelst du nicht ab, von mir befreist du dich nicht. Rede nicht zu mir, meine Ohren

hören dich nicht. Suche mich nicht zu überreden — ich will von deinen Gründen nichts wissen."

„Helene! wenn die Leidenschaft dich so verblendet, daß sie dich blind macht gegen den sicheren Untergang, dann kommt es mir zu, für dich zu handeln. Und ich werde es thun."

„Was wirst du thun?"

„Ich werde fortbleiben!"

„Das wirst du nicht."

„Das werde ich."

„Dann werde ich zu dir kommen!"

„Du wirst mich nicht zu Hause finden."

„Dann werde ich zu Lammstedt gehen und sprechen: ‚ich betrog dich. Ich brach den Bund, den du mit mir geschlossen hast.' Dann wird er mich verstoßen und ich werde zu dir kommen. Ich werde mich auf die Stufen deiner Treppe setzen und warten, bis du nach Hause kommst. Laß mich dann nicht hinein!"

„Helene, du rasest!"

„Ich bin so ruhig wie du, aber ich schwöre dir bei meiner Seele Seligkeit, bei meiner Liebe zu dir — bleibst du ohne meine Einwilligung aus, so thue ich, wie ich gesagt habe. Du kennst mich! Du weißt, daß ich meinen Schwur halten würde."

„Ich traue dir eine so unsinnige Handlung zu. Was willst du also?"

„Ich will, daß du nach wie vor zu mir kommst, öffentlich zu meinem Manne, heimlich zu mir. Ich will, daß du das noch ein halbes Jahr lang thust, bis Weihnachten. Wenn du dann noch fortbleiben

willst, so verspreche ich dir, dich nicht länger zu halten. Ich werde bis dahin gelernt haben, mich in das Unvermeidliche zu fügen, ich werde dann können, was ich jetzt nicht kann — von dir lassen."

„Wohlan, Helene, es sei. Aber glaube nicht etwa, daß ich heute in einer augenblicklichen Mißstimmung gesprochen habe. Hoffe nicht, daß ich meinen Entschluß aufgeben werde. Die Liebe zu dir hat ihn mir diktiert und er ist unabänderlich. Sieh unsere Trennung an als etwas Unvermeidliches."

„Ich werde es. Nun aber sitze nicht so kalt und gleichgültig neben mir. Noch bin ich dein Weib, noch lebe ich und ich werde noch ein halbes Jahr leben. Laß es mich genießen. Laß die dunkle Zukunft nicht schon ihre Schatten auf die Gegenwart werfen. Ein halbes Jahr ist es her, seit deine Umarmung mich zuerst Menschenglück kennen lehrte, laß es noch ein halbes Jahr währen. Was ist ein Jahr Glück gegen die leere, trostlose Ewigkeit?"

Als Wilhelm Helene verließ, schaute sie ihm nach, bis seine hohe Gestalt ihren Augen entschwand. „Ich lasse dich nicht," murmelte sie leise. „Willst du es nicht anders, so sei es so. Kann dich nicht Liebe an mich fesseln, so soll es Furcht thun." Sie wandte sich um und erblickte ihre Zofe, die gekommen war, um sie anzukleiden.

„Emma," begann sie, „dein Schatz ist Gehilfe in einer Apotheke?"

„Ja, gnädige Frau."

„Warum heiratet er dich nicht?"

„Weil er arm ist und ich auch nichts habe. Es fehlt ihm an einem kleinen Kapital, um etwas zu unternehmen."

„Hättet ihr genug, wenn du dreitausend Thaler besäßest?"

„Dreitausend Thaler! Gewiß! Aber wo die hernehmen?"

Helene ging an einen Schrank, holte ein Kästchen aus ihm hervor und öffnete es. Es enthielt Wertpapiere. Die Augen der Zofe schienen sie zu verschlingen.

„Du kannst dir dreitausend Thaler verdienen. Hier sind sie."

Helene nahm die Papiere heraus und hielt sie ihr hin.

„Wodurch, gnädige Frau, wodurch?" Das Mädchen war kreidebleich geworden. War es der Wiederschein von Helenens Wangen?

„Durch eine kleine Gefälligkeit."

„Durch welche?" Die Stimme des Mädchens klang wie die eines Kindes, das im Dunkeln überredet wird, etwas Verbotenes zu thun.

„Ich beschäftige mich jetzt viel mit Physiologie, d. h. mit Tierkunde. Zu meinen Experimenten gebrauche ich bisweilen ein sehr starkes Medikament, das in der Apotheke nur an Ärzte verkauft wird. Ich möchte seine Wirkung gern an einem Kaninchen oder an einem Huhn erproben. Kannst du es mir verschaffen?"

„Wie heißt es?" fragte das Mädchen mit leiser, heiserer Stimme.

„Ich werde es dir noch nennen."

„Aber, gnädige Frau —"

„St! Du weißt jetzt, wozu es dienen soll. Du könntest — wie man zu sagen pflegt — vor Gericht schwören, ich hätte dir gesagt, daß ich es für meine Experimente brauche. Für physiologische Experimente. Behalte das Wort. Ich habe jetzt nicht mehr als diese dreitausend Thaler. Wenn aber mein Mann zufällig, was Gott verhüten möge, sterben sollte, so würde ich dir noch dreitausend Thaler geben können. Willst du mir die Gefälligkeit erweisen?"

Das Mädchen nickte, während ihre Augen die Papiere verfolgten, die Helene wieder in das Kästchen legte und verschloß. Die Hände, mit denen sie dann Helene das Haar flocht, bebten wie im Fieber.

Neunzehntes Kapitel.

Seit dem Tage, an dem Wilhelm und Helene ihre Abmachung trafen, waren ein paar Wochen vergangen.

Wilhelm war öfter denn je im Hause des Justizrates. Heimlich am Vormittag, öffentlich am Abend. Der Justizrat hatte ihm gegenüber keinerlei Andeutungen gemacht, ja er hatte in den letzten Tagen, da er unwohl war und das Zimmer hüten mußte, selbst mehrmals nach Wilhelm geschickt und ihm versichert, wie gern er ihn habe. „Noch vier Monate," dachte Wilhelm dann, „und ich bin frei!" Er wurde dann „frei", aber was sollte aus Helene werden? Sie mußte furchtbar leiden. Ihre bleichen Wangen, die hohlen Augen, das sichtbare Abmagern redeten eine nur zu verständliche Sprache. War sie mit Wilhelm allein, so fiel ihm an ihr ein Zug düsterer Entschlossenheit auf. Sie sprach aber nie mit ihm von der bevorstehenden Trennung. Wenn er sie plötzlich ansah, nachdem sie lange schweigend neben ihm gesessen hatte, fielen ihm bei ihrem Anblicke die Gesichter verzweifelter Spieler ein, wie er sie in den Spielsalons der Badeorte gesehen hatte.

Heute abend erwartete sie ihn. Das Unwohlsein des Justizrats hatte zugenommen, und der Arzt es für eine ernstliche Krankheit erklärt. Er fieberte heftig und klagte über starke Hals- und Kopfschmerzen, war aber bei Besinnung und hatte Wilhelm bitten lassen, den Abend bei ihm zu verbringen. Er hatte schon mehrmals ungeduldig nach Wilhelm gefragt, als dieser endlich erschien. Es war schon dunkel, aber der Mond schien hell ins Zimmer, und der Justizrat hatte es vorgezogen, ohne Licht zu bleiben. Als Wilhelm ins Zimmer trat, saß Helene am Fenster. Die Strahlen des Mondes fielen voll auf ihre regungslose Gestalt, auf ihr regelmäßiges Profil und auf ihre weißen, in ihrem Schoße ruhenden Hände.

„Kommen sie endlich," rief der Justizrat und streckte ihm seine Rechte entgegen. „Ich fürchtete schon, Sie wären verhindert worden."

Wilhelm drückte die dargereichte Hand, verbeugte sich gegen Helene und setzte sich auf einen Stuhl neben dem Bette des Kranken.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen, Herr Justizrat!" sagte er, und sah dabei zu Helene hinüber. Sie regte sich nicht, auch nicht im mindesten.

„Wie? Was? Um Abschied zu nehmen? Was heißt das? Wohin wollen Sie?"

„Ich muß nach Hause. Mein Vater ist schwer erkrankt, und die Meinigen rufen mich zu ihm zurück."

Während er das sagte, sah er wieder zu Helene hinüber. Sie regte sich nicht.

„Was Sie sagen? Ihr Herr Vater ist erkrankt? Hörst du, Helene, was Herr Wolfschild sagt: ‚Sein Vater ist erkrankt'."

Helene antwortete nicht.

„Ich sage," wiederholte der Justizrat, „daß Wolfschild uns die schlimme Nachricht bringt, daß sein Vater erkrankt sei."

„Ich höre!" erwiderte Helene. Sie brachte das Wort mühsam genug hervor. O! wie hatte sie gehört! Und sie starb nicht an dem, was sie hörte! Aber ihr stand das Herz still vor Schreck. Auch der Mutigste bangt in dem Augenblick, in dem das Signal befiehlt, die sicheren Laufgräben zu verlassen und zum Sturm vorzubrechen.

„Ich kann Sie nicht bitten, zu bleiben, Herr Wolfschild," fuhr der Justizrat fort. „Ich sehe ein, daß ich dazu kein Recht habe, obgleich ich Sie gerade jetzt noch mehr als sonst vermissen werde. Ich habe Sie sehr gern, Herr Wolfschild. Sie kommen aber doch jedenfalls wieder nach Berlin?"

Wilhelm zögerte einen Augenblick und sah hinüber zu Helene. Sie saß regungslos da und wandte sich nicht nach den Herren um.

„Wahrscheinlich," sagte Wilhelm, „obgleich ich es nicht mit Bestimmtheit versichern kann."

Er sah, während er das sagte, wieder ängstlich zu Helene hinüber; er fürchtete, ihre Regungslosigkeit würde dadurch unterbrochen werden, daß sie zusammenbrach.

Aber sie blieb unbeweglich.

„Es würde mir sehr leid thun, wenn Sie nicht

zurückkehren sollten," fuhr der Justizrat fort. „Ich würde Sie sehr vermissen. Sie sind mir stets ein lieber Gast gewesen, ja Sie sind mir ein junger Freund geworden. Ich hoffe, Sie bald wiederzusehen. Helene hat mir oft von der eisernen Gesundheit Ihres Herrn Vaters erzählt; er wird die Krankheit überwinden, er wird wieder gesund werden, und Sie werden dann zu uns zurückkehren. Wie sollten Sie auch anders. Sie haben ja ihre Studien noch nicht beendet."

„Ich werde sie vielleicht in Dorpat beenden!" erwiderte Wilhelm.

„Warum wollen Sie dorthin? Ich meine, Sie haben den Plan, ganz bei uns zu bleiben, sich einen Wirkungskreis an einer preußischen Universität zu schaffen?"

„Ich will mir doch jedenfalls in der Heimat die Anstellungsfähigkeit sichern. Ich dachte ohnehin daran, zu Weihnachten Berlin zu verlassen und auf die einheimische Universität zu gehen. Ich würde dadurch auch einen Wunsch meines Vaters erfüllen."

„Hm! Das läßt sich hören. Wann wollen Sie uns verlassen?"

„Ich will schon morgen fort."

„Sie werden doch jedenfalls nicht alle Ihre Sachen mitnehmen. Schicken Sie, was vorläufig hier bleiben kann, zu uns; wir senden es Ihnen später nach."

„Ich danke Ihnen, Herr Justizrat, aber ich möchte Sie nicht damit belästigen. Mein Stubengenosse wird so freundlich sein, sich vorläufig meiner Habseligkeiten anzunehmen."

„Wie es Ihnen bequemer ist. Noch eins: Sie müssen plötzlich und unerwartet abreisen und Sie sind vielleicht auf die damit verbundenen Kosten nicht vorbereitet. Ich bitte Sie, meine Kasse ganz als die Ihrige zu betrachten."

Wilhelm ergriff des Justizrats Hand und drückte sie herzlich. Wäre Licht im Zimmer gewesen, so hätte der Justizrat bemerken müssen, daß Wilhelms Gesicht über und über errötete.

„Ich danke Ihnen, Herr Justizrat, für alles Freundliche, das sie Sie mir erwiesen haben," sagte Wilhelm. „Ich wünschte, ich wäre Ihrer würdiger gewesen."

„O ich bitte Sie! Wovon sprechen Sie! Ich habe Ihnen kein Opfer gebracht. Ich hoffe, daß Sie uns auch in der Heimat nicht vergessen und uns von Zeit zu Zeit Nachricht darüber geben werden, wie es Ihnen ergeht. Es gibt ja heutzutage Postverbindungen, warum soll man sie da nicht benutzen? Apropos, kennen Sie die famose Entschuldigung eines Herren, den sein Freund um eine Besorgung bat, und die er auszuführen vergessen hatte?"

„Nein!"

„Als er den Auftraggeber wiedersieht, ruft er ihm schon von weitem zu: ‚entschuldige, daß ich die Besorgung, die du mir auftrugst, nicht ausführte, ich habe aber den Brief, in dem du mir von ihr schriebst, nicht erhalten.'"

Der Justizrat begleitete den Schluß der Anekdote mit einem herzlichen Lachen. Er hustete, hielt seine Hand an den schmerzenden Kopf und

lachte wieder. Es trat eine kleine Pause ein; dann fragte der Justizrat:

„Wie hat es Ihnen denn in Preußen im allgemeinen gefallen?"

„Gut, obgleich ich wünschte, daß ich die Zeit in Berlin besser benutzt hätte."

„Hm, ja, ja, Sie haben sich zu viel mit der leidigen Politik beschäftigt. Das führt zu nichts, namentlich in Ihrem Alter. Es macht nur unpraktisch. Es ging mir anfangs wie Ihnen; schließlich sah ich aber doch ein, daß sich unsere schwarz-rot-goldenen Ideale nicht verwirklichen lassen. Wahrhaftig nicht. Da wurde ich vernünftig und erkannte, daß man das Regieren denen überlassen muß, die dazu berufen sind, dem König, seinen Ministern und seinen Beamten. Das muß man. Ich sah das ein, verschloß meine schwarz-rot-goldene Mütze und mein Band und setzte mich an den Arbeitstisch. Ich warf die Zeitungen beiseite und griff nach dem Corpus juris. Das werden Sie auch thun müssen und Sie werden recht daran thun. Man fährt so besser und kommt damit weiter. Man kann nicht mit dem Kopfe durch die Wand! Und dann — der Staat wie er ist, und zumal unser preußischer, ist am Ende nicht so schlimm. In seiner Mauer ist so manches warme Nestchen; sind Sie erst einmal darin und halten sich ruhig, so läßt man Sie auch in ihm bleiben. Sind Sie dann einmal allein mit dem deutschen Herrgott, und scheint der Mond wie jetzt in Ihr Zimmer, so hindert Sie nichts, den Schrank zu öffnen, und die alten Mützen

und Bänder zugleich mit den alten Träumereien hervorzuholen und sich an ihnen zu weiden. Aber ans Licht des Tages gehört so etwas nicht. Nein, wirklich nicht. Die wichtigste Aufgabe unserer Zeit ist die konsequente Durchführung der Arbeitsteilung. Zu der paßt weder der Parlamentarismus noch die Preßfreiheit, weder das Geschworenengericht noch der ganze moderne Schwindel. Ein unbegabter Beamter, der sich aber sein Leben lang in einem Zweige der Justizverwaltung eingearbeitet hat, versteht mehr von der Sache, als der geistreichste Schwätzer, der seine Nase nie in eine Rechnungskammer oder ein Polizeibureau oder ein Aktenbündel steckte."

Wilhelm erhob sich, um sich zu verabschieden. Er trat auf Helene zu und reichte ihr die Hand.

„Leben Sie wohl, Helene," sagte er.

Der Mond schien ihr hell ins Gesicht, und Wilhelm sah zu seiner Verwunderung, daß es ganz ruhig war. Auch ihre Stimme klang voll und unverändert, als sie sagte:

„Ich kann Sie wohl bitten, Wilhelm, ein Päckchen für Gretchen mitzunehmen. Es sind einige Kleinigkeiten, die ich für sie gekauft habe und die ich ihr durch die Post schicken wollte. Da Sie aber jetzt nach Hause reisen, so nehmen Sie sie wohl mit. Warten Sie, bitte, noch einen Augenblick, ich bringe es Ihnen sogleich."

Sie erhob sich und eilte aus dem Zimmer. Nach einigen Minuten erschien ihre Zofe.

„Die gnädige Frau," sagte sie zu Wilhelm, „läßt Sie bitten, auf einen Augenblick zu ihr zu kommen."

Wilhelm erhob sich mit klopfendem Herzen und begab sich zu Helene. Sie erwartete ihn an ihrem Schreibtische stehend, die geballte rechte Hand auf den Tisch gestützt.

„Du willst dein Wort brechen," sagte sie düster, nachdem das Mädchen die Thür hinter Wilhelm geschlossen hatte, „vergißt du, daß ich dann auch das meinige nicht zu halten brauche?"

„Helene," rief Wilhelm erschreckt, „du siehst, ich gehe nicht aus freiem Willen. Mein Vater ist schwer erkrankt, und Gretchen schreibt mir, daß ich die Ursache seiner Krankheit bin, daß die Sorge um mich ihn aufs Krankenlager geworfen hat. Soll ich nicht zu ihm eilen, um ihm, dem besten aller Väter, wenigstens noch die Augen zuzudrücken? Soll ich meine Mutter und Gretchen in so schwerer Zeit allein lassen?"

„Du lügst, Wilhelm," sagte Helene verächtlich. „An der ganzen Krankheitsgeschichte ist nicht ein wahres Wort."

Wilhelm wollte auffahren, aber er bezwang sich. Er zog einen Brief aus der Tasche und reichte ihn ihr.

„Da ist Gretchens Brief," sagte er. „Ich habe ihn zufällig bei mir. Sei aber künftig vorsichtiger und bedenke dich wohl, ehe du einen solchen Vorwurf erhebst. Dein gereizter Zustand mag ihn für diesmal entschuldigen."

Helene antwortete nicht; sie las den Brief durch,

las ihn dann noch einmal und legte ihn endlich auf den Tisch.

„Du bist dort nicht nötig," sagte sie kalt, „sie haben ja Paul."

Wilhelm biß sich auf die Lippen. „Paul ist nicht meines Vaters Sohn. Ich bitte dich, Helene, nimm Rücksicht auf die Verhältnisse und laß mich gehen. Mein Ehrenwort darauf, nur sie können mich dazu bewegen, mein dir gegebenes Versprechen zu brechen."

Helene schüttelte den Kopf. „Du bleibst," sagte sie mit fester Stimme und in befehlendem Tone.

„Ich bleibe nicht," antwortete Wilhelm zornig. „Du kannst mich nicht zwingen, dem Sterbebette meines Vaters fernzubleiben."

„Ich kann es und ich werde es! Höre mich, Wilhelm," fuhr sie drohend fort, „wenn du nicht jetzt gleich meinem Manne sagst, daß du dich anders besonnen hast und noch bleibst, bis du schlechtere Nachrichten von Hause hast, und wenn du dann nicht wirklich noch acht Tage bleibst, so gehe ich augenblicklich zu Lammstedt und sage ihm alles. Du siehst, ich trage den Verhältnissen Rechnung," fügte sie hinzu, „und verlange nur acht Tage Zeit. Die aber muß ich haben."

„Helene, überlege dir, was du verlangst! Denke an meinen sterbenden Vater, an meine arme Mutter. Sie haben ja auch dir Wohlthaten erwiesen."

„Ich denke an sie; nach acht Tagen bist du frei."

„Aber wenn es nach acht Tagen zu spät ist?"

„Einem Manne, wie deinem Vater werden acht Tage nicht den Tod bringen."

„Wie soll ich aber dem Justizrat meinen veränderten Entschluß begreiflich machen?"

Helene sah ihn prüfend an.

„Ich will dir trauen," sagte sie, „und ich will dich heute gehen lassen, wenn du mir die verlangten acht Tage versprichst. — Komme morgen zurück und sage, du habest ein beruhigendes Telegramm erhalten. Du wirst mein Vertrauen nicht mißbrauchen, Wilhelm!"

„Nein. Verbrecher betrügen nur ehrliche Leute. Untereinander halten sie Wort," erwiderte Wilhelm bitter.

„Sie fürchten einander," sagte Helene. „Kehre nun zu Lammstedt zurück."

Wilhelm verließ sie. Diesmal war keine Zärtlichkeit zwischen ihnen gewechselt worden.

„Noch acht Tage Ketten," murmelte Wilhelm, als er sie verließ, „dann bin ich frei."

„Noch acht Tage Zeit," sagte Helene leise und sah nieder auf Gretchens Brief, den Wilhelm vergessen hatte, „noch acht Tage und du wirst mir nie wieder entfliehen. Verbrecher halten einander das gegebene Wort — sie fürchten einander."

Dann nahm sie ein leeres Kästchen, wickelte es in Papier, adressierte es, versiegelte es und brachte es Wilhelm. Der Justizrat sah sie voneinander Abschied nehmen und wunderte sich wie immer über die Kälte seiner Frau.

Wilhelm erschien am folgenden Tage am Bette des Justizrates und erklärte, ein Telegramm mit besseren Nachrichten aus der Heimat erhalten zu haben. Er sei entschlossen, vorläufig noch zu bleiben. Der Justizrat war darüber sehr erfreut, und Wilhelm pflegte ihn abwechselnd mit Helene. Der Justizrat hatte sich stark erkältet, und die Ärzte mahnten zur Vorsicht, obgleich sie die Krankheit nicht für gefährlich hielten. So mußte er denn das Bett hüten und hatte Zeit vollauf, über den Charakter seiner Frau Betrachtungen anzustellen. Er wußte nicht, worüber er sich mehr wundern sollte, über ihre Pflichttreue, oder über die Kälte ihres Herzens. Seit er mit ihr über Wilhelm gesprochen hatte, war ihr Betragen gegen diesen ein ganz verändertes. Es berührte ihn peinlich, wenn er sah, wie sie den ihm liebgewordenen Gast kaum eines Wortes würdigte und zu ihm sprach, als wäre er nie ihr Freund gewesen. —

„Welch ein Thor war ich," dachte er, „diesem Weibe eine Untreue zuzutrauen, zu glauben, ihr könne je an einem Menschen gelegen sein." Wie teilnahmlos verhielt sie sich auch jetzt wieder zu der Krankheit des Pastors, in dessen Hause sie doch jahrelang gelebt hatte. Sie sprach nie von ihm, sie fragte nie nach ihm. Sie widmete übrigens dem Justizrat alle Pflege, die eine Frau ihrem Gatten schuldig ist. Sie empfing keinerlei Besuch, sie verließ mit keinem Schritt ihre Wohnung und es war nicht ihre Schuld, wenn der Justizrat lieber selbst sein Kissen zurecht rückte, als daß er ihre kalte Hand an seiner

Wange fühlte. Das Fünkchen Liebe, daß er ihr noch immer bewahrt hatte, erlosch in diesen Tagen zugleich mit dem letzten Aufflackern der Hoffnung, sie noch einmal weicher zu sehen. So vergingen sechs Tage und sie erschienen Wilhelm wie ebensoviele Monate. Suchte er sich auch damit zu trösten, daß schon so mancher das Nervenfieber überstand, der weniger gesund und rüstig war als sein Vater, — die Möglichkeit, zu spät zu kommen, regte doch alle seine Lebensgeister auf und zwang ihn, über sich, seine Vergangenheit und seine Zukunft nachzudenken. Sein Gemütszustand und sein zerrütteter Körper wirkten zusammen, um ihn fortwährend in fieberhafte Aufregung zu versetzen.

Die Krankheit des Justizrats verschlimmerte sich, und Wilhelm und Helene wachten an seinem Lager. Sie sprachen in diesen Nächten kaum ein flüchtiges Wort miteinander und vermieden es, in einem der Nebenzimmer allein zusammen zu treffen.

Jetzt war der Kranke eingeschlafen und die beiden saßen sich schweigend gegenüber. Die Uhr im Nebenzimmer verkündete langsam und feierlich die zwölfte Nachtstunde.

„Komm einen Augenblick hinaus," flüsterte Helene, indem sie aufstand.

Wilhelm folgte ihr ins Nebenzimmer.

„Ist dein Entschluß unabänderlich, Wilhelm?"

„Ja, unabänderlich!"

„Willst du übermorgen reisen?"

„Ich muß übermorgen reisen."

„Und du wirst nicht wieder nach Berlin kommen?"

„Nein, Helene."

Sie kehrten in das Krankenzimmer zurück und nahmen ihre Plätze wieder ein. Sie schwiegen und keiner sah den andern an.

Nach einer Stunde etwa erwachte der Justizrat.

„Bitte, lege dich ein wenig nieder und versuche einzuschlafen, Helene," sagte er. „Ihr dürft nicht beide zugleich wachen, ich sehe an eueren bleichen Gesichtern, wie sehr es euch angreift."

„Ich will mich im Nebenzimmer auf das Sopha legen," sagte Helene. „Geben Sie, bitte, Karl um zwei Uhr das Glas Wein, das auf dem Tischchen steht. Ich habe die Tropfen bereits hineingethan."

Sie stand auf und begab sich ins Nebenzimmer, in dem kein Licht war. Sie ließ die Thür offen, und nach einer Viertelstunde hörten der Justizrat und Wilhelm die regelmäßigen Atemzüge der Schlafenden.

„Herr Wolffschild," sagte der Justizrat leise, „fällt es Ihnen nicht auf, daß meine Frau ihr Betragen gegen Sie sehr geändert hat?"

„Allerdings!"

„Legen Sie ihr das nicht falsch aus. Ich habe, ohne es zu wollen, die Veranlassung dazu gegeben."

„Sie? Wodurch?"

„Ich mußte Ihnen dies sagen. Sie könnten ihr Verhalten sonst für eine Laune halten. Sie wissen, wie gern ich Sie habe, und ich brauche Ihnen nicht erst zu versichern, daß ich nicht eifersüchtig auf Sie

bin. Fahren Sie nicht auf. Ich habe Sie nie für fähig gehalten, mein Vertrauen zu täuschen. Mein Wort darauf. Ich habe Ihr Verhältnis immer als eine Jugendfreundschaft aufgefaßt, die sich auch im späteren Alter bewährt hat, und ich hatte nichts dagegen einzuwenden, wenn Sie viel und allerorten mit meiner Frau allein, wenn Sie ihr steter Begleiter waren. Ich wußte meine Ehre immer in Ihren und Helenens Händen in sicherer Hut. Aber andere Leute, meine Freunde, die die Beziehungen, die Sie mit meiner Frau verbinden, nicht kannten, nahmen daran Anstoß, daß ein paar so junge Personen so frei und ungezwungen miteinander verkehrten, und sie teilten mir ihre Meinungen über diesen Punkt mit. Ich dachte: ‚wer weit vom Ziel ist, ist sicher vor dem Schuß,‘ und sprach mit Helene. Ich that das nicht, weil ich selbst unruhig geworden war, sondern weil es mir natürlich unangenehm sein mußte, daß Ihr Verhältnis von den Leuten besprochen wurde, und weil ich wünschte, daß Helene dem Geklätsch etwas Rechnung trug. Sie ist dadurch sehr verletzt worden und ist so thöricht, Sie entgelten zu lassen, was ich verschuldete. Ich hoffe," schloß der Justizrat, indem er Wilhelm die Hand reichte, „daß Sie darin verständiger sein und mir wegen meines wohlgemeinten Ratschlages nicht zürnen werden."

„Gewiß nicht!" erwiderte Wilhelm. Er hätte sich fast versprochen und gesagt: „noch zwei Tage!"

„Sie haben meine Frau gern?"

„Ja!"

„Sie ist ein merkwürdiger Charakter. Besser geleitet, wäre sie des Größten und Besten fähig gewesen. Es gab eine Zeit, in der ich sie grenzenlos liebte. Ich wäre damals in jedem Augenblicke bereit gewesen, neun Zehntel meiner Lebenszeit dafür hinzugeben, um in dem letzten Zehntel von ihr wiedergeliebt zu werden. Und diese Zeit ist noch nicht sehr lange her."

„Ist sie vorüber?"

„Ja. In den letzten Monaten wurde mir klar, daß meine Hoffnungen thörichte waren, daß sie unfähig ist, etwas anderes zu lieben, als sich selbst."

„Sie thun ihr unrecht, Herr Justizrat."

„Nein. Es hat lange gewährt, und ich habe sie sorgfältig beobachtet, ehe ich zu diesem Resultate kam, aber ich bin jetzt sicher, mich nicht zu täuschen."

„Warum trennen Sie sich dann nicht von ihr?"

„Wohin soll sie, wenn sie mein Haus verläßt? Sie hat kein Vermögen. Und dann: ich erkenne es an, daß sie ihre Pflicht thut, soweit man das kann, wenn einem die Natur statt eines Herzens einen Stein in die Brust setzte. So übersehe ich ihre Koketterie — bin ich doch sicher, daß sie meiner Ehre nicht zu nahe treten wird."

Die Uhr tickt langsam ihr Tick—Tack, und die Atemzüge im Nebenzimmer sind so regelmäßig wie diese Töne. Der Justizrat schläft wieder ein, und Wilhelm wacht an seinem Bett. Scham und Reue wollen seine Brust zersprengen. Zu dem Ticken der Uhr und zu Helenens Atemzügen gesellen sich das schwere Atmen des Justizrats und die klagenden,

drohenden Stimmen in Wilhelms Brust. Die Uhr schlägt Zwei, und Wilhelm denkt an die Medizin. Als er das Glas geholt hat und den Justizrat eben wecken will, fällt ihm die trübe Farbe des Weines auf, der sonst, auch wenn er schon die Tropfen enthielt, hell war. Er glaubt, das Glas sei nicht rein gewesen und gießt seinen Inhalt fort. Er füllt es aufs neue, schüttet die Tropfen hinein und gibt sie dem Kranken, der sie einnimmt und sogleich wieder in tiefen Schlaf verfällt. Das Tick—Tack der Uhr tönt regelmäßig fort, aber die regelmäßigen Atemzüge im Nebenzimmer haben aufgehört. Helene steht auf der Schwelle. Sie sieht, wie der Justizrat sich unruhig hin und her wälzt, wie er im Schlaf die unteren Gliedmaßen bald an sich zieht, bald wieder ausstreckt. Sie nähert sich Wilhelm leise und umschlingt seinen Hals.

„Was thust du, Helene, er kann erwachen!“ flüstert Wilhelm.

Sie läßt seinen Hals nicht los. „Er wird nicht mehr erwachen,“ sagt sie mit eisiger Stimme.

„Was heißt das, Helene?“

„Das heißt, daß du mein bist.“ Sie preßt ihr Gesicht an seine Wange und flüstert ihm ins Ohr: „Mein Mitmörder!“

Er fährt entsetzt empor und stößt sie von sich. Er sieht dann, wie ihre Hand auf das geleerte Glas weist, und er erblickt in der Thür die breitschultrige Gestalt und das leichenblasse Gesicht des Kammermädchens. Unnennbares Entsetzen erfaßt ihn, er

schleudert Helene beiseite und stürzt aus dem Hause. —

Bald darauf stehen Winter und der rasch herbeigeholte Arzt an Wilhelms Bett und lauschen seinen wilden Phantasien: Bungerow reicht ihm ein Glas Wein, und er kann sich seiner nicht erwehren.

„Er ist offenbar angesteckt," sagte Winter. „Er hat in der letzten Woche einen Typhuskranken gepflegt, den Justizrat Lammstedt. Kennen Sie ihn?"

Zwanzigstes Kapitel.

Die Sonne scheint freundlich herab auf Berlin. Ihre Strahlen spiegeln sich in den Fensterscheiben der Paläste, sie spielen um die goldene Kuppel auf dem Schlosse, sie lassen die Kreuze auf den Kirchtürmen hell erglänzen. Sie dringen durch die geschlossenen Jalousieen in der Wilhelmstraße und sie schimmern durch die trüben Scheiben im Vogtlande. Sie bescheinen Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Gute und Böse. Sie erwärmen den jungen Elegant, der behaglich seine Morgenpromenade macht, und den rüstigen Milchmann, der schweißtriefend neben seinen bellenden Zughunden herläuft. Es sind freundliche, unparteiische Strahlen, und was ein Menschenantlitz trägt, kann sich in gleicher Weise an ihnen erfreuen. Und die Menschen thun es. Nie waren die Straßen belebter als an diesem Morgen.

Nur in den Herzen der drei, die in einer Droschke vom Frankfurter Bahnhofe kommen, sucht die Sonne vergeblich Freude zu erwecken. Es sind zwei Frauen und ein junger Mann. Sie blicken nicht verwundert in das geschäftige Treiben rings um sie, sie sehen nicht erstaunt empor zu den turmhohen Häusern, sie

werfen keinen überraschten Blick auf die Herrlichkeiten in den Schaufenstern, obgleich ihnen dies alles doch neu ist und sie noch nie ein solches Menschengewühl, solche Häuser, solche Läden sahen. Ach! — kein Strahl der Sonne kann in ihre kummerumnachteten Herzen dringen; kommen sie doch vom Grabe des Mannes, des Vaters, eilen sie doch an das Sterbebett des Sohnes, des Bruders. Was war — begruben sie, was werden sollte — müssen sie wohl auch bald begraben! Nicht allein kommt die Woge des Unglücks. Brandete die erste an deinen Strand, so folgen ihre Schwestern nach, und wehe dir, wenn das Fundament, darauf du bautest, ihren Andrang nicht aushält!

Wilhelm erkannte weder die Mutter, noch die Schwester, und auch der Freund erschien ihm fremd. Was kümmerten ihn die Gestalten von Fleisch und Blut, die sich über sein Bett beugten. Er hatte es mit anderen Wesen zu thun, mit grausigen Schatten, die rings um ihn her auftauchten, um ihn zu quälen. Er wußte nicht, daß man ihn, während er mit Bungerow rang, in ein Krankenhaus brachte, daß nicht sein Vater und der Götzenhöffsche Baron seine Hände hielten, sondern Paul und ein geduldiger Wärter, daß nicht Mathildens Mutter die Anweisungen dazu gab, sondern eine freundliche Diakonissin.

Nicht kampflos ergab sich der letzte Wolfschild dem Tode. Er rang mit ihm Mann gegen Mann, Brust an Brust. Aber es war ein ungleicher Kampf, und der Ausgang unabänderlich. Wer das wußte,

dem zerriß der Anblick das Herz, und er wünschte mitleidig das Ende herbei.

„Wenn mich nicht alles täuscht," hatte der Oberarzt gesagt, „wird er noch heute sterben."

Um die Mittagsstunde hörte der Kranke auf zu phantasieren, lag aber mit geschlossenen Augen und teilnahmlos da. Es dunkelte bereits, als Gretchen, die auf einem Stuhle neben seinem Bette saß, ihn flüstern hörte. „Winter!" sagte er. Da sie glaubte, er phantasiere wieder, antwortete sie nicht.

Wilhelm versuchte sich aufzurichten, aber es gelang ihm nicht. „Wo bin ich?" stöhnte er.

„Du bist bei uns, Wilhelm, und du bist krank," sagte Gretchen leise.

„Wo? In Jakobsburg?"

„Nein, Wilhelm. In Berlin!"

„Wir sind bei dir, Willi! Gretchen, Paul und ich," sagte die Pastorin, indem sie an das Bett trat und ihn auf die Stirn küßte.

Der Kranke lag wieder lange schweigend da, aber er war nicht mehr besinnungslos. Mit dem Bewußtsein war auch die Erinnerung zurückgekehrt.

„Seit wann bin ich krank?" fragte er.

„Seit etwa vier Wochen."

„Mein Mütterchen!" sagte er zärtlich, indem seine Hand nach der ihren suchte. „Ihr habt mich gepflegt?"

„Ja, Willi," versetzte die Pastorin lebhaft, „aber ich versichere dich, es hat mich nicht im mindesten

angegriffen. Wir sind unserer drei, und wir haben immer abgewechselt. Ich bin ganz frisch und munter."

„Mein armes Mütterchen!" wiederholte Wilhelm und seufzte.

„Warum arm, Willi? Sage, mein reiches Mütterchen. Ich bin ja auch reich, denn du wirst ja gesund werden."

„Ist Paul da?"

„Ja," erwiderte dieser, „hier bin ich."

Wilhelm reichte auch ihm die Hand.

„Verzeihst du, Paul?"

„Ich habe dir nichts zu verzeihen, lieber Bruder."

„Ich bin sehr ungerecht gegen dich gewesen, lieber Paul."

„Ich habe es nicht verstanden, mir dein Vertrauen zu erhalten, lieber Bruder."

Der Kranke lag wieder eine Weile schweigend da, dann sagte er:

„Jetzt ist bald alles vorüber."

„Ja, mein lieber, guter Sohn. Gott sei gelobt! Nun ist deine Krankheit bald vorüber."

Wilhelm bewegte verneinend den Kopf. „Ich meine das Leben," sagte er.

„Da irrst du, Willi. So lange man so jung ist, wie du, glaubt man bei jedem Kopfweh, der Tod stünde vor der Thür. Du bist noch sehr weit vom Sterben. Der Doktor sagte heute morgen, es wäre durchaus keine Gefahr, und er habe selten einen Kranken nach so langer Krankheit noch so frisch gesehen. Wir werden dich mitnehmen, und bist du

erst bei uns in Jakobsburg, so sollst du bald so gesund sein wie ehemals. Du wirst auf die Jagd gehen, wirst mit Gretchen spazieren fahren, und frische Luft und kräftige Kost werden dich schon herstellen. Ich wünschte, ich hätte Doktor Braun hier. Der versteht sich auf kurische Naturen. Es ist nur natürlich, daß sich die Krankheit in die Länge zieht, wenn sie auf einen Körper, wie den deinen, mit ebenso schwachen Dosen wirken wollen, wie sie sie ihren verkommenen Städtern eingeben. Ich habe kein Vertrauen zu den Ärzten hier. Sie machen keinen energischen Eindruck."

Der Kranke öffnete die Lippen, als wollte er etwas sagen, schloß sie aber wieder lautlos.

Die Pastorin malte ihm seine Genesung mit den rosigsten Farben aus, wies darauf hin, daß er wie mit einem Zauberschlage genesen würde, sobald er nur erst kurischen Boden betreten hätte, und erzählte von dem Jakobsburger Inventar an Menschen und Tieren.

So spricht ein Kind im Dunkeln, um seine Angst zu verscheuchen. So lange sie zu ihm redete und er ihr zuhörte, lebte er ja noch!

„Könnt ihr mich für ein paar Augenblicke mit Gretchen allein lassen?" bat Wilhelm.

„Gewiß, Willi. Äußere nur ja jeden Wunsch. Nimm nur ja nie die mindeste Rücksicht auf uns. Wie es dir am liebsten ist, so ist es uns am bequemsten. Wir sind ganz gesund und so rüstig, wie wir es seit vielen Jahren nicht gewesen sind."

Als die Mutter und Paul das Zimmer verlassen hatten, fragte Wilhelm: „Sind sie fort?"

„Ja."

„Können sie uns nicht hören?"

„Nein, Willi. Uns hört niemand als der Allwissende."

„Gretchen! Wirst du mir die volle Wahrheit sagen?"

„Gewiß."

„Versprich mir, daß du mir nichts aus falscher Rücksicht verschweigen willst!"

Gretchen reichte ihm die Rechte, und er drückte sie an den Mund.

„Gretchen, ist Vater tot?"

„Ja."

„Wann starb er?"

„Wir begruben ihn an dem Tage, an dem wir nach Berlin abreisten."

„Gretchen! Ich muß dich noch etwas fragen."

„Was ist es?"

„Ich kann es nicht."

Sie fuhr mit der weichen Hand wieder über sein Haar, wie damals, als er an den Wunden darniederlag, die ihm der Hirsch beigebracht hatte, und küßte ihn auf die Stirn.

„Neige dein Ohr zu mir, Gretchen."

Sie that es.

„Gretchen — sage mir die Wahrheit — ich bin stark — ich kann sie ertragen — ich habe sie auch verdient — hat er mir geflucht?"

„Nein, Willi. Unser Vater war ein Christ. Segen ging aus seinem Munde und nicht Fluch."

„Gedachte er meiner?"

„Seine letzten Worte waren ein Gebet für dich."

„Was sagte er?"

„Herr! An dein Vaterherz lege ich meinen Sohn!"

„Und dann starb er?"

„Dann wies er noch hinaus in den Garten, nach dem großen Baume, wie mir schien. So hauchte er seinen letzten Seufzer aus. Die Leute kamen herein, wir sangen ein Sterbelied, und der alte Diener drückte ihm mit einem Geldstücke die Augen zu."

„Thue das auch, Gretchen."

„Was denn?"

„Drücke mir auch die Augen mit einem Geldstücke zu."

„Warum, Willi?"

„Ich habe mir das als Kind immer so schön gedacht, wenn die alte Lawise uns vom Tode ihres Mannes erzählte."

Wilhelm schwieg eine Weile. „Und dann kam der Götzenhöffsche zu euch?"

„Ja. Er und Mathilde waren täglich bei uns und halfen uns die Vorbereitungen zur Beerdigung treffen."

„Sprachen sie auch von mir?"

Nein, Willi."

„Erwähnte Mathilde meiner nicht?"

„Nein, Willi. Was hätte sie auch sagen sollen!"

„War sie sehr traurig?"

„Ja, sehr traurig und niedergeschlagen, aber doch gefaßter, als ich gefürchtet hatte. Deinen Brief hatte sie mir schon vorher zugeschickt."

„Ach Gretchen! Ich habe ein großes Glück verscherzt!"

„Ja, das hast du."

„Gretchen, ich werde sterben."

„Es ist nicht gewiß, Willi, wenn auch — ich will dich nicht hintergehen — wahrscheinlich."

„Nein, ich werde gewiß sterben. Ich werde heute noch sterben."

„Dann wirst du heute noch bei Gott sein."

„Ach, Gretchen, wenn ich das wüßte!"

„Du weißt es. Seine Hand ist allezeit offen. Ergreife sie und du wirst leben durch den Tod."

„Gretchen, meine Schuld ist groß!"

„Die Schuld des Schächers am Kreuze war nicht kleiner."

„Meine Sünde lastet schwer auf mir!"

„Sie lastete nicht leichter auf den Schultern der Ehebrecherin."

„Gretchen, mir fehlt der Glaube!"

„Sprich: Herr! hilf meinem Unglauben!"

„Schwesterchen, daß ich wieder gut machen könnte, was ich verschuldet habe! Daß ich Gottes Gericht entgehen könnte!"

„Die Strafe liegt auf Ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch Seine Wunden sind wir geheilt."

„Gretchen, das haben wir uns, wenn wir als Kinder von der Zukunft sprachen, nicht träumen lassen, daß es einmal einen solchen Ausgang mit mir nehmen würde."

„Willi! Er wäre noch schlimmer gewesen, wenn dich ein böser, unbußfertiger Tod ereilt hätte."

„Willst du einen Geistlichen herbeirufen, Gretchen?" Sie beugte sich über ihn und küßte seinen Mund. „Ja, Willi. Ich will Paul bitten, einen Verkünder der reinen lutherischen Lehre zu dir zu führen."

Nachdem der Prediger die heilige Handlung vollzogen hatte, saßen die drei wieder allein am Bette des Kranken.

„Gib mir deine Hand, Gretchen," sagte Wilhelm. Sie reichte sie ihm.

„Paul, gib mir auch die deinige."

„Gott segne euch," sagte Wilhelm. „Möge der Mund, aus dem dieser Segen kommt, ihn nicht verunreinigen!"

„Nein, Willi. Gewiß nicht." Sie knieten an seinem Bett nieder. Die Pastorin weinte laut.

„Nehmt euch meines Mütterchens an. Ach! der Arm, auf den sie sich in ihrem Alter stützen sollte, bricht! — Grüßt Mathilde! Sagt ihr, daß ich nicht so war, wie ich wurde, und daß sie sich ihrer Liebe zu mir nicht zu schämen hat. Und nun laßt mich. Ich will noch ein wenig ruhen, ehe ich zum Vater gehe!" —

Er wande sich ab und schien auszuruhen. Die

Pastorin sank in einen Stuhl, und Paul und Gretchen flüsterten ihr leise Trostesworte zu. Als eine Stunde verging und Wilhelm sich gar nicht bewegte, beugte sich Gretchen über ihn — er war tot!

In derselben Nacht fanden Schutzleute in der Straße, in der das Krankenhaus lag, eine Wahnsinnige. Sie brachten sie auf das nächste Polizeibureau und erkannten hier an ihren eleganten Gewändern und an der Weiße ihrer Hände, daß sie den gebildeten Ständen angehörte. Am anderen Tage erwies es sich, daß sie die Frau eines Justizrat Lammstedt war.

Auf dem Balkon eines der ersten Hotels einer oberitalienischen Stadt saßen an einem Juliabend Mathilde und Felix Langerwald. Der Baron lag in einem Schaukelstuhle und verwandte, während er langsam seine Cigarre rauchte, die zwanzigste an diesem Tage, kein Auge von seiner Cousine.

„Mathilde," sagte er, „von wem war, wenn man fragen darf, der Brief, den Mama dir brachte?"

„Von Gretchen Schwarz."

„Wie geht es deiner Freundin?"

„Wie kann es einer glücklichen Gattin und Mutter anders gehen, als gut!"

Mathilde seufzte; der Baron seufzte auch.

„Der glückliche Schwarz," sagte er, „jetzt wird man zu Hause bald junge Auerhühner schießen können."

Mathilde lachte. „So reise doch nach Hause und schieße Auerhühner."

„Was soll ich allein zu Hause?"

„Auerhühner schießen."

„Paßt mir nicht, Mathildchen, ich bleibe lieber bei dir."

„Du hast also mich lieber als die Auerhühner?"

„Mathildchen, ein Auerhahn ist ein Keuchel gegen dich!"

„Aber wenn ich mitreiste? Wenn ich es nicht länger ansehen könnte, daß du so, jahraus, jahrein, dich meinetwegen in der Fremde langweilst —"

Der Baron sprang auf.

„Das wirst du ja aber nicht thun, Mathildchen," sagte er zögernd.

Mathilde reichte ihm die Hand. Er umfing sie mit beiden Armen und drückte sie an sich. Dann sprach er leise:

„Du wirst vorlieb nehmen müssen, Mathildchen. Ich bin weder so schön, noch so feurig wie Wilhelm Wolfschild es war, und lange nicht so begabt. Aber wenn ich auch nicht ein prächtiges, mit Gold und Silber ausgelegtes Lefaucheux-Gewehr bin, so gleiche ich doch vielleicht einer jener alten Büchsen, die man zwar langsam laden muß, die aber sicher treffen und nie versagen."

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.